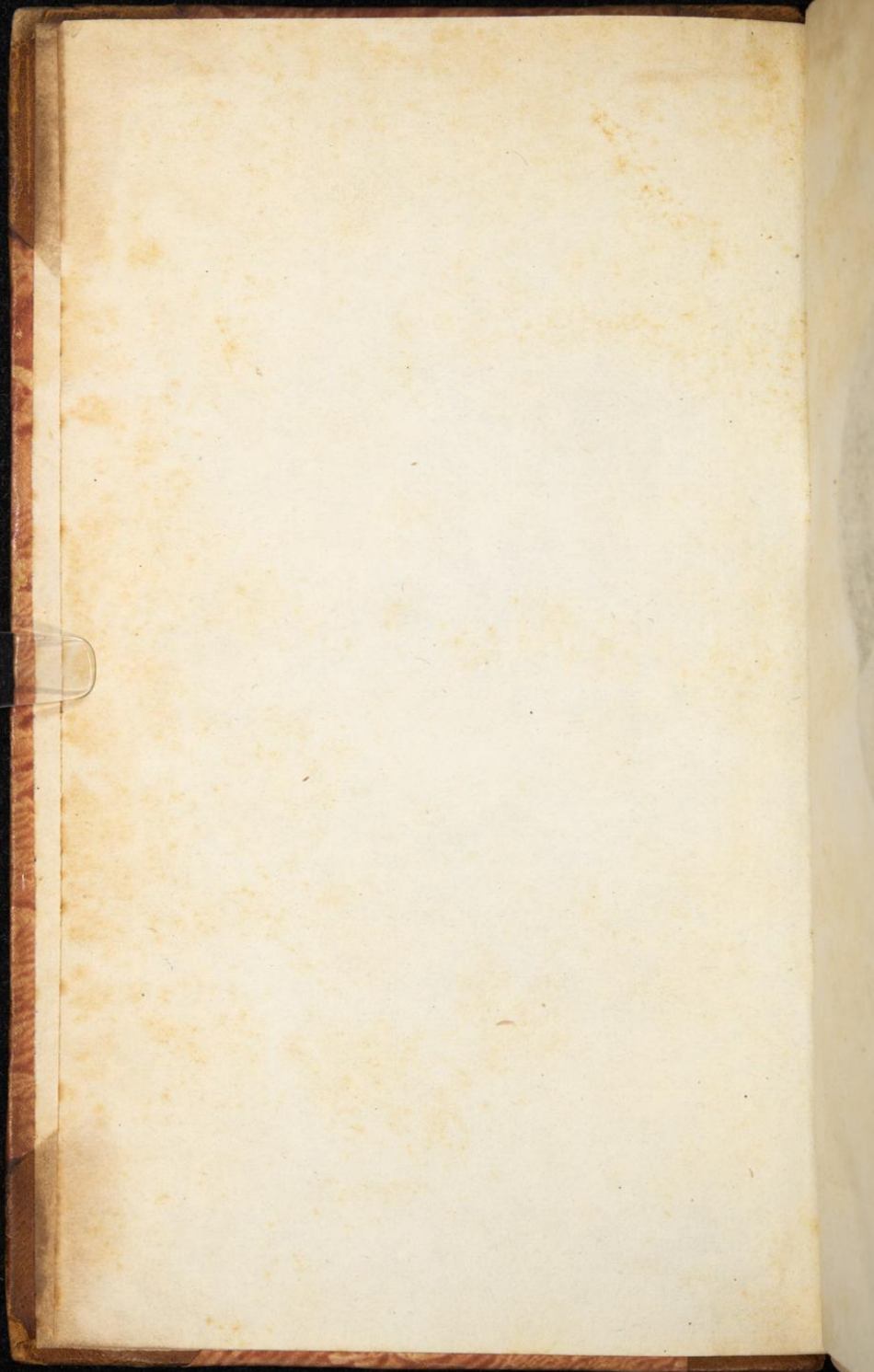




H. 349.





Ant. Martinus Thun



W. J. G. J.

Andr: Hercules von Fleury.

Cardinal

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersezt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal
mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zum Schluß besorgt

von

H. C. G. Paulus.

Zweite Abtheilung.

Neun und zwanzigster und letzter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1806.



1498 478 01

Des
Herzogs Ludwigs von St. Simon
eigene Schilderungen
der merkwürdigsten Personen
seiner Zeit.

B e s c h l u ß.

Stuart.

(Aus den Nachträgen des Französischen Herausgebers *.)

Ueber die letzten Sprößlinge der königlichen Familie der Stuarts, und über die Geburt von Charlotte, Tochter Carl Eduard's, Prinzen von Wales.

Als im Jahr 1746 der Prinz Carl Eduard eine Untersnehmung auf Schottland machte, von welchem Reiche ihn der verstorbene König von England zum Regenten erklärt hatte, nahm er sein Hauptquartier auf dem Schlosse Banockburn, nahe bei Sterlin, bei dem Esq. Vaterfon. Dieser Edelmann stellte ihm seine ganze Familie vor. Unter den vorgestellten Fräulein war auch seine Nichte, die Gräfin von Albemarle. Der Prinz, welcher wußte, daß die Königin, seine Mutter, derselben ihren Namen gegeben, sie in der katholischen Religion zu erziehen veranstaltet, und sich vorgewonnen hatte, sie zu sich zu nehmen, zeichnete sie vor allen übrigen Fräulein aus, bezeugte ihr ein besonderes Wohlwollen und versprach, daß er ihr, wenn seine Sachen gut gingen, eine Stelle an seinem Hof geben wolle. Er nehme es

a 3

auf

*) Ueber diese Zuaabe macht der Französische Herausgeber folgende Anmerkung: „Die Familie der Stuarts, die aus ihren Besitzungen vertrieben, flüchtig, ohne sichere Freistatt umherirrte, ist dem ganzen Europa, der Nachwelt, der Geschichte so interessant geworden, daß wir in diesem Werke, das eine Freistatt zur Tugend, Muth und Verfolgung seyn soll, die letzten, diese Familie betreffenden Anekdoten bekannt machen zu müssen glauben.“ Seine Quelle gibt er am Schluß an.

auf sich, ihr Glück zu machen, aus Dankbarkeit für alle die Dienste, welche die Familie dieses Fräuleins der Seinigen seit ihrem Unglück geleistet habe.

Während seines Aufenthalts daselbst sprach der Prinz immer von Zeit zu Zeit die Gräfin Albertross, und gab ihr neue Beweise seiner Huld. Er hatte ihr anfangs nur seine Dienste versprochen, im Fall er auf den Thron gelangte; jetzt gingen aber seine Absichten weiter. Er ließ die Gräfin das Versprechen ablegen, daß, wenn sein Unternehmen keinen glücklichen Ausgang hätte, und er seine drei Königreiche zu verlassen gezwungen wäre, sie ihm überall hin, wohin er gehen würde, folgen und bei ihm immer treu aushalten wolle, so wie er ihr auch treu alle Versprechungen halten wolle, die er ihr gethan habe.

Nachdem der Prinz das Treffen bei Culloden verloren hatte, und allein, an Allem Mangel leidend, und jeden Augenblick von der Gefahr, seinen Feinden in die Hände zu fallen, umgeben, mehrere Monate in den Schottischen Gebirgen umhergeirrt war, ging er im Monat September 1746 nach Frankreich zurück.

Die Gräfin von Albertross blieb indeß in Schottland bei ihrer Familie, die ihr eine Stelle in einem Stifte zu verschaffen suchte. Einer von ihren Onkeln, der General Gram, bewarb sich für sie bei dem Prinzen Carl von Lothringen und bei der Kaiserin Königin, um eine Canonicats Stelle in einem der adelichen Stifter in den Niederlanden. Bei dieser Gelegenheit ließ er den Stammbaum der Gräfin ausfertigen, der durch die Unterschrift und Wappensiegel aller Schottischen Herrn aus den vornehmsten Häusern, mit denen sie von väterlicher und mütterlicher Seite verwandt zu seyn die Ehre hatte, bekräftigt wurde. Die Beglaubigung wurde angenommen, und ihr die erste in diesen Stiftern zu erledigende Stelle zugesichert.

Seit der Entfernung des Prinzen hatte die Gräfin in keiner direkten Correspondenz mit ihm gestanden. Er war gerade damals, aber inkognito, in den Niederlanden, und fühlte wohl, welchen Gefahren er alle Personen in seinen Königreichen ausgesetzt haben würde, mit denen er in Correspondenz hätte stehen wollen. Aber eine gewisse Person, die das Vertrauen der Gräfin hatte, und die Absichten des Prinzen auf sie kannte, lag ihr seit langer Zeit an, daß sie ihr Versprechen halten und zu ihm gehn sollte, um ihm Gesellschaft zu leisten,
und

und in dem schrecklichen Zustande, in dem er sich befand, sein Trost zu seyn. Der Ruf eines Prinzen, den ganz Europa als einen Helden betrachtete, seine großen Eigenschaften, sein Unglück, dann auch die vielen Beweise seiner Huld, die sie von ihm empfangen, die Versprechungen, die er ihr gethan, und die Hoffnungen, zu denen er sie berechtigt hatte; alles dieses bestimmte ihren Entschluß. Sie reiste nach Frankreich ab.

Der Prinz befand sich damals zu Gent; er erfuhr durch seinen Vertrauten die Ankunft der Gräfin zu Douay, und ließ ihr sagen, daß sie sich nach Paris begeben möchte. Jes doch; er selbst reiste zu ihr, wiederholte ihr alle die Versprechen, die er ihr schon gemacht hatte; und führte sie mit sich nach Gent.

Seit ihrer Wiedervereinigung mit dem Prinzen wurde sie immer vor dem Publikum als seine Gattin angesehen und behandelt, führte den Namen des Prinzen, und machte die Honneurs seines Hauses. In dieser Qualität begleitete sie ihn auf allen seinen Reisen in Deutschland, und kam mit ihm nach Lütich zurück, wo er damals unter dem Namen des Grafen von Johnson seinen Aufenthalt wählte.

In dieser Stadt gebar sie die Prinzessin Charlotte. Die Geburt derselben verursachte dem Prinzen eine große Freude, und er ging selbst, um sie zur Taufe zu melden.

Er meldete sie, als die Frucht einer Ehe, welche wichtige Gründe geheim zu halten nöthigten; er ließ sie Charlotte nennen, nach seinem eignen Namen Carl, und gab sich als Vater an, unter dem Namen Johnson, den er damals führte, und unter welchem er bekannt war.

Wir besitzen den Auszug aus dem Kirchenbuche, der dars über ausgestellt wurde. Er ist lateinisch abgefaßt vom Jahr 1762, unterzeichnet von Bailly als Curé, gehörig autorisirt vom Generalvikarius des Fürstbischoffs von Lütich, auch bestätigt vom damaligen bevollmächtigten Minister Sr allerchristlichsten Majestät bei dem Fürstbischoff von Lütich, dem Grafen von Lyncourt; Drouville. Er lautet so: „Im Jahr des Herrn 1753 ist in unsrer Pfarrkirche zur heiligen Jungfrau Maria getauft worden, Charlotte, Tochter des edlen Herrn Wilhelm Johnson, und der edlen Dame Charlotte Pitt. Der Pathe ist gewesen, der edle Herr Georges Frimonten, im Namen des edlen Herrn Andreas Giffard.“

Der Prinz ließ seine Tochter in seinem Hause erziehen, und hatte für sie immer die größte väterliche Zärtlichkeit. Seine Aufmerksamkeit und seine Sorge war fast übertrieben; sie, wie ihre Mutter, begleitete ihn auf allen seinen Reisen, und in alle die verschiedenen Städte, wo er sich aufhielt, nach Paris, Basel, Lüttich, Bouillon. An allen diesen Orten wurden sie beide immer vor dem Publikum als Gemahlin und Tochter des Prinzen anerkannt; sie führten mit ihm einen Namen, und das Kind wurde immer zur Tafel des Vaters gezogen, und allen fremden Herrn und andern Personen, die dem Prinzen ihren Besuch machten, vorgestellt.

Das Fräulein Charlotte war ihrem siebenten Jahre nahe, als ihre Mutter, die ihr eine ihrer Geburt angemessene Erziehung zu geben wünschte, und dagegen die größten Hindernisse in dem flüchtigen und herumschweifenden Leben fand, das der Prinz zu führen genöthigt war, sich an den Vater des Prinzen, den König von England, wenden zu müssen glaubte, um sich ratthen zu lassen, was sie thun sollte, um ihre Mutterpflichten gegen ihr Kind zu erfüllen.

Der verstorbene König von England nahm diese Anfrage der Gräfin von Alberttruff sehr wohl auf, und trug kein Bedenken, sich dahin zu entscheiden, daß das Kind von seinem Vater getrennt werden müsse. Er wünschte, daß man den Vater um seine Einwilligung fragen und erhalten möchte. Wenn er sich aber weigerte, so war es sein Wille, daß Mutter und Tochter sich in eines der besten Klöster zu Paris begeben möchten, und er versprach ihnen beiden den höchsten Schutz.

Die Gräfin hatte seit mehreren Jahren dem Prinzen um die Erlaubniß angelegen, sich zur Ruhe begeben zu dürfen, um die Erziehung ihres Kindes anzufangen, hatte sie aber nicht erhalten können. Sie machte jetzt einen neuen Versuch, den Prinzen zu bewegen. Da sie sah, daß alle ihre Mühe vergeblich war, so entschloß sie sich, nach dem, vom Könige von England erhaltenen Befehl, ohne Vorwissen des Prinzen von Bouillon abzureisen.

Sie reiste wirklich den 22. Junius 1760 um Mitternacht von Bouillon ab, und kam den 25. darauf zu Paris an.

Den Prinzen schmerzte diese Trennung sehr. Er fertigte sogleich mehrere Couriere ab. Einige hatten Befehl, die Flüchtlinge anzuhalten, wenn man sie träfe, und sie nach Bouillon zurück zu bringen. Die andern schickte er nach Paris mit Besehlen an seine Correspondenten, daß sie die genauesten Nachsichuns

suchungen anstellen, und bei den Ministern es anbringen sollten, wie Er seine Tochter zurückfordere, und sein Vaterrecht geltend mache.

Einer der Correspondenten ging wirklich zum Marschall Belleisle, der damals Minister war, und ersuchte ihm die Befehle, die er vom Prinzen empfangen hatte; aber die Gräfin von Albertroff, die von den Nachsuchungen, welche der Prinz anstellen ließ, unterrichtet war, änderte ihre Wohnung und brauchte die Vorsicht, den Erzbischoff (Beaumont) von Paris zu benachrichtigen, daß ihre Flucht und die Entführung ihrer Tochter nur zu Folge der Befehle des Königs von England geschehen sey. Sie bat ihn um Erlaubniß, in ein Kloster gehen zu dürfen, wo sie so lange unbekannt bleiben könnte, bis der König von England in ihrer Sache nach Frankreich schreiben könnte.

Der Erzbischoff glaubte, dem Könige diesen Vorfall melden zu müssen. Er erhielt zu Choissi bei Sr Majestät Audienz, unterrichtete den König von den angegebenen Umständen, und bat ihn für Mutter und Tochter um seinen Schutz. Se Majestät hatte die Güte, dieß zu versprechen, doch mit dem Bedenken, daß sie das strengste Inkognito beobachten müßten, weil, wenn der Prinz den Ort ihres Aufenthaltes entdeckte und sie zurückforderte, man nicht umhin könnte, sie anzuliefern.

Als der König von England die Flucht der Gräfin von Albertroff erfuhr, schrieb er eigenhändig an den Erzbischoff von Paris, und bat ihn um seine Dienste für Mutter und Tochter. Eben derselbe Courier brachte einen Brief an den Herzog von Choiseul, worin er sie beide dem Schutze des Französischen Hofes übergab. Die Aufmerksamkeit Sr Majestät ging noch weiter: er schrieb an den Prinzen, seinen Sohn, suchte ihn zu trösten und ihm seine Unruhe zu benehmen. Er schrieb ihm, daß er seinen Schutz einer Person nicht habe versagen können, deren ganze Familie sich für ihn aufgeopfert, und die den bravsten Mann von seinen Unterthanen zum Vater habe. Der Prinz sollte sich keine Unruhe über das Schicksal der beiden Personen machen, deren Entfernung ihn so sehr schmerzte; Er nehme es auf sich, selbst für sie zu sorgen, und darüber zu wachen, daß das junge Fräulein eine schickliche und würdige Erziehung erhalte. In der That hielt der König sein Versprechen, und sorgte fürsüßlich für alle ihre Bedürfnisse.

Er hatte der Gräfin von Albertross die Vollmacht gegeben, bei seinem Banquier so viel Geld aufzunehmen, als nöthig seyn würde, um ihrer Tochter die vorzüglichste Erziehung zu geben, und ihr die geschicktesten Lehrer zu halten. Da in der Folge die Pension, welche sie vom Könige erhielt, auf 10,000 Livres gesetzt wurde, so war es darum, weil die Gräfin angegeben hatte, daß diese Summe für die erste Jugend ihrer Tochter, für alle zu ihrer Erziehung und zu ihrem Unterhalt nöthigen Ausgaben hinreichend seyn würde.

Da sie von den Nachsichungen, welche der Prinz noch immer fort anstellen ließ, nichts mehr zu fürchten hatte, so bat sie den Erzbischoff, daß er für sie einen Aufenthalt in einem Kloster zu Paris besorgen möchte, wo sie besser im Stande wäre, die besten Lehrer zu wählen. Der Erzbischoff brachte sie ins Kloster de la Visitation, in der Straße du Bacq, und nachher in das Kloster Saint Sacrement. Bei dieser Gelegenheit ließ der König von England, als er die Sorgfalt und Aufmerksamkeit dieses Prälaten erfuhr, ein Dankfugungsschreiben für die Sorge, die er den beiden Personen schenkte, die er ihm empfohlen hatte, an ihn ergehen. Milord Alfort schrieb auch im Namen des Königs an die Marquise von Albert, und dankte ihr für die Sorgfalt und Gefälligkeit, die sie gegen Mutter und Tochter habe.

Die Gräfin von Albertross und ihre Tochter haben von dieser Zeit an bis zu dem Tode des Königs die unausgesetzten Beweise seiner Güte, Zuneigung und Großmuth erhalten. Im Jahr 1764 erfuhr sie, daß er seine Sorgfalt nicht bloß auf die Gegenwart beschränkte, sondern auch für die Zukunft sorgen wolle; daß er Maßregeln getroffen habe, um der Mutter und Tochter eine von den Prinzen, seinen Kindern, und vom Wechsel des Glücks unabhängige, anständige und angenehme Existenz zuzusichern. Milord Alfort, ehemaliger Minister des Königs, hatte dieß nach seiner Rückkunft von Rom dem Jesuiten, Pater Crousehan, erklärt. Er wiederholte es gegen den Banquier des Königs, Herrn Waters, und trug ihm auf, der Gräfin zu sagen, daß er nicht die Ehre haben könne, sie zu sehen, aber daß er sie seiner vollkommensten Ergebenheit versichere. Sie möchte sich keine Unruhe wegen der Zukunft machen. Der König habe dafür gesorgt, daß sie unabhängig ein angenehmes und anständiges Leben führen könnten.

Ungeachtet dieser Versicherungen ist es doch nach dem Tode des Königs nicht möglich gewesen, zu entdecken, auf welche Art der König sein Versprechen erfüllt habe, und wo die Acte zu finden sey, die er zur Bestätigung seines Willens hierüber hinterlassen habe.

Der König starb im J. 1766; und nun wurde das Loos der Gräfin ein ganz anderes. Sie hielt es für nöthig, an den Cardinal von York zu schreiben, um ihm über seinen erlittenen Verlust zu condoliren, und ihn um seinen Schutz, seine Huld und besonders um seinen Rath zu bitten, wie sie sich gegen den Prinzen, seinen Bruder, verhalten solle. Sie hoffte von Er Eminenz, die für ihre Tochter Charlotte gemachten Dispositionen zu erfahren. Er Eminenz geruhten nicht, ihr auf diesen Brief zu antworten. Er schickte seinen Banquier an sie und ließ ihr erklären, daß er die Summen, welche der verstorbene König für die Lehrer ihrer Tochter bezahlt, einschränken, und daß sie zu ihrer Pension nicht mehr als die Hälfte der 10,000 Livres erhalten würde. So nahm man der Mutter gerade in dem Zeitpunkte, wo das junge Fräulein, die nun älter wurde, und von ihren Lehrern am meisten profitiren konnte, dabey aber einen großen Aufwand ersoderte, die Mittel zur Erziehung ihres Kindes. Sie machte hierüber dem Cardinal mit aller Ehrerbietung die lebhaftesten Vorstellungen, aber vergeblich.

Kurze Zeit darauf wollte der Cardinal, welcher wußte, auf welchen Fuß die Gräfin vom Prinzen vor dem Publikum behandelt worden sey, und daß sie für seine rechtmäßige Gemahlin gelte, diese Sache ins Klare bringen, und sich von dieser Seite vor allen Unannehmlichkeiten sichern. Er schickte seinem Banquier das Formular einer Erklärung, mit dem Befehl, die Gräfin unter den größten Drohungen zu nöthigen, daß sie dieselbe unterschriebe und dadurch erklärte, daß keine rechtliche Vollziehung ihrer Ehe mit dem Prinzen da sey. Die Gräfin unterzeichnete in der ersten Ueberraschung diese Erklärung; aber noch denselben Tag schrieb sie an den Cardinal, bezeugte ihre Reue und beklagte sich über die Art, wie man ihr begegnet sey. Da dieß aber den Cardinal nicht rührte, so sah sie sich genöthigt Paris zu verlassen, wo sie nicht mehr denselben Aufwand machen konnte.

Sie suchte in der Abtei Notre Dame zu Meaux eine Zuflucht, wo sie sich nachher immer mit ihrer Tochter aufhalten hat. Der Erzbischoff von Paris, der von allen ihren Schritten

Schritten unterrichtet und der beständige Zeuge ihres Betragens gewesen ist, kann alles dieß bezeugen. Dieser Prälat hat die Empfehlung des verstorbenen Königs von England nicht vergessen, und gegen Mutter und Tochter immer denselben Eifer bewiesen. Das Vortheilhafteste, was sie sich wünschen konnten, war, daß man den Rath dieses weisen Prälaten und seine Fürsprache für die Gerechtigkeit und Billigkeit ihrer Forderungen hören möchte.

Nach dem Tode des Königs von England haben die Gräfin und ihre Tochter die zärtlichsten und ehrerbietigsten Briefe an den Prinzen, Carl Eduard, geschrieben; aber ob sie gleich auf indirecten Wegen unterrichtet waren, daß er noch immer dieselbe Liebe zu seiner Tochter hatte, so erhielten sie doch keine Antwort von ihm.

Nach des Prinzen Vermählung — schien sich seine Zärtlichkeit für seine Tochter zu erneuern. Er ließ ihr den Vorschlag thun, zu ihm zu kommen. Die Gräfin, welcher diese Trennung unendlich viel kostete, und die in dem Aufenthalt zu Rom für ihre Tochter viel nachtheiliges voraus sah, gab dennoch ihre Einwilligung, um dem Prinzen gefällig zu seyn. Allein man denke! Im Moment, wo die Reise vor sich gehen soll, setzt man Hindernisse entgegen; und ungeachtet der Bereitwilligkeit der Mutter, dieses Opfer zu bringen, ungeachtet des Gehorsams der Tochter gegen die Befehle des Prinzen, dem sie die zärtlichsten, ehrfurchtsvollsten Briefe zu schreiben die Ehre gehabt hat, ungeachtet der Protestationen eines gewissen Herrn, der bei dem Prinzen war, und der geneigt schien, sie aus allen Kräften zu unterstützen; hat man von ihm keine Antwort, keinen Trost, keine Hoffnung erhalten können.

In dieser verzweifelten Lage, da die Gräfin von Albers troff nunmehr ihre Tochter in dem Alter sieht, wo sie nicht mehr unbekannt und verborgen leben kann, und da sie fürchten muß, daß vielleicht sie selbst, vielleicht der Prinz ihrer Tochter entrisen werden könne, ist sie entschlossen, alle mögliche Mittel zu versuchen, um ihrer Tochter Namen und Stand zu verschaffen. Sie verlangt nicht vom Prinzen, daß er alle ihr gegebenen Versprechen erfüllen, und ihrer Tochter eine Existenz geben solle, die vielleicht jetzt nicht mehr in seiner Macht stehe. Sie schränkt sich auf zwei Forderungen ein; erstens, daß er ihrer Tochter irgend einen Titel und Namen zugetheilen solle, unter welchem, da er sie schon unter so viel verschiedenen Formen anerkannt, er sie noch jetzt anerkennen, und

und unter welchem seine Freunde sie vertreten und etwas für sie fodern könnten; zweitens aber, daß wenn der sel. König für sie einige Verfügungen getroffen, wie es ihr Milord Ailsford mehreremal versichert, man sie ihr bekannt machen, oder daß der Prinz selbst dafür sorgen und seinem Kinde eine Pension zusichern solle, die sie vor Schande und Mangel schützte. Sie gründet diese so gemäßigten Forderungen auf die Pflicht der Menschlichkeit, auf die Rechte des Bluts, die erhaltene Versprechungen, die Ehre des Prinzen, und das Beispiel aller Prinzen seines Hauses, die unter noch weit ungünstigern Umständen nie vergessen haben, allen ihren Kindern ein anständiges Loos zu sichern. Sie hofft von allen Willigen und Edel denkenden Rath, Unterstützung und Schutz.

Die Gräfin von Albertross, unter welchem Namen sie jetzt in Frankreich und in Rom bekannt ist, und den sie seit ihrer Trennung vom Prinzen geführt hat, nennt sich mit ihrem eigentlichen Namen *Elementine Marie Sophie von Walkinshan*; sie ist die Tochter von *Johann Walkinshan*, Baron von *Barronsfield*, und ist von seiner Seite mit den Familien *Crawford*, *Kilbernie*, *Halhead*, *Temple*, und mit den berühmten Familien *Barrochin*, *Maxwelles*, *Newark*, *Hamilton*, *Salkirk*, *Ballie*, *Lemington* verwandt. Ihre Mutter war *Catherine Paterson*, Tochter des *Squire* und *Baronet Hugh Paterson* von *Banockburn*, aus der alten Familie *Dunmore*, dessen Mutter *Barbara Ruthven* von *Douglas* war, aus der berühmten Familie der Grafen von *Gowrie*. Sie hatte *Catherine* von *Douglas* zur Mutter, die Tochter vom *Marquis Wilhelm* von *Douglas*, der hernach zum Herzog von *Douglas* gemacht wurde. Der Bruder dieser *Catherine* von *Douglas* heirathete die einzige und reiche Erbin der Herzogin von *Hamilton*, und wurde durch diese Heirath Herzog von *Hamilton*. Die Verwandten aller dieser Stämme sind der Herzog von *Buckleug*, der Herzog von *Queensberry*, der Herzog von *Douglas*, der Herzog von *Athle*, der *Marquis* von *Tweedale*, die Grafen von *Crawford*, *Marshall*, *Sutherland*, *Eglinton*, *Ridsdale*, der Herzog von *Perth*, die Grafen von *Wimie*, *Salkirk*, *Aberdeen*, *Dukeney*, *March*, *Hindford*, *Hopeton*, der Herzog von *Gredon* und der Graf von *Butte*.

Der Vater unserer *Elementine Marie Sophie Johann Walkinshan* hatte sich im J. 1715 für den verstorbenen König

König von England erklärt, und den ganzen Adel seiner Provinz, bei dem er in großem Credit stand, auf dessen Seite gezogen. Nach der Niederlage des Königs bei *Sherrinure* wurde er gefangen genommen, und auf das Schloß *Sterlin* gebracht. Es wurde ihm der Proceß als Rebellen gemacht, und er sollte hingerichtet werden, als er noch den Tag vorher das Glück hatte, aus seinem Gefängniß zu entfliehen. Er bezug sich zum Könige nach *Barle; Dac.* Dieser sandte ihn an den Kaiser *Carl VI.*, um die Prinzessin *Elementine Sobiewski*, seine zukünftige Gemahlin, die zu *Insruck* in Verwahrung war, zurückzufodern. Er hatte das Glück, sein Geschäft nach Wunsch zu vollenden, und die Prinzessin ihrem zukünftigen Gemahl zuzuführen. Zum Dank für diesen Dienst wollte sie, daß das erste Kind, das der *Baron Walkinsham* bekommen würde, ihren Namen führe, und versprach demselben einen Platz an ihrem Hofe.

Johann Walkinshan, der Vater der Fräulein *Elementine*, der *Esquire Paterson*, ihr Onkel und die meisten Edelleute, von denen wir hier gesprochen, sind immer dem königlichen Hause *Stuart* ergeben gewesen, und um seinerwillen verbannt worden; mehrere haben alle ihre Güter verloren, einige ihr Leben, weil sie, unter dem höchsten Adel, bei der Armee des verstorbenen Königs im Jahr 1715 gewesen waren *).

T e n c i n

(*Abbe'*, nachher *Cardinal*) und seine Schwester,
die *Nonne*.

La w, dessen System einen großen Glanz von sich warf, war seiner Subalternschaft müde. Er strebte in diesem Glanze nach etwas Höherem; mehr aber als er, der *Abbe' Düböis*. Indessen war dazu kein Weg, bevor zwei Hindernisse weggeräumt

*) Der gegenwärtige Aufsatz, der sich im Original (von wessen Hand?) in den Händen des Hrn *Treuttel* zu *Straßburg* befindet, ist aus einer Briefftasche, welche *Ludwig XV.* hatte, in der sich zu gleicher Zeit noch folgendes befand:

1. ein zahlreicher, vertrauter Briefwechsel des verstorbenen Königs mit dem Könige von *Spanien*.
2. Aufsätze von *Ludwig XV.*, in denen er die Ursachen der vorzüglichsten Begebenheiten seiner Regierung, die ihm bekannt waren, bemerkt hat.

räumt waren, nämlich daß er Ausländer und Ketzer war, und das Erste konnte nicht durch die Naturalisation ohne vorhergehende Abschwörung der Religion aufgehoben werden: dazu brauchte man einen Bekehrer, der es nicht allzu streng nahm, und dessen man gewiß versichert war. Dubois hatte ihn gefunden, es war Tencin, dem der Teufel nachher zu einem so erstaunenden Glücke geholfen hat. —

Dieser Abbe' war ein armer Priester, Urenkel eines Goldschmidts, dessen Vater und Bruder Parlamentspräsidenten zu Grenoble waren. Guerin war sein Name, und Tencin hieß er von einem kleinen Gute, das seiner ganzen Familie angehörte.

Er hatte zwei Schwestern, die eine war zu Paris Frau eines gewissen, ziemlich unbekanntem Ferriol, des Bruders eines Ferriol, der Ambassadeur zu Constantinopel und nicht verheurathet gewesen ist; die andere Schwester war seit langen Jahren Nonne im Kloster der Augustinerinnen Monts fleury bei Grenoble, beide schön und liebenswürdig; Madame Ferriol von mehr Sanftheit und Galanterie, die andere von mehr Geist, Intrigue und Ausschweifung. Die Letztere zog bald die beste Gesellschaft von Grenoble in ihr Kloster, dessen leichte Zugänglichkeit nie vom Cardinal le Camus aufgehoben werden konnte; nichts trug aber mehr dazu bei, als daß der herrlichste Spaziergang zu einem reizenden Ort führte, wo die besten Familien der Stadt Nonnen zu Töchtern hatten.

Man hatte daselbst mit Fräulein von Tencin einen so freien und leichten Umgang, wie man sich anderswo nur hätte wünschen können. Aber ihr Nonnenhabit, der Schatten vom Ordenszwang, der jedoch nicht hart war, die Eingeschlossenheit, die zwar den Besuchen beider Geschlechter zugänglich war, aus der sie aber nur von Zeit zu Zeit herausgehen konnte; alles dieß war ein unerträglicher Zwang für Leute, die vollen Genuß suchten. Ein dringendes Bedürfnis, die Folgen ihrer Vergnügungen den Augen der Gesellschaft zu entziehen, welche scandalisirt war, nöthigte die Tencin, das Kloster zu verlassen, mit dem festen Entschluß, nie wieder dahin zurückzukehren.

Der Abbe' und sie waren immer ein Herz und eine Seele wegen der vollkommenen Gleichstimmung ihrer Gesinnungen, so weit diese nämlich möglich ist; er war beständig ihr Vertrauter und sie die seinige; und wußte ihr durch seine Intriguen so gut zu helfen, daß er sie mehrere Jahre mitten in der

der großen Welt und den Vergnügungen, woran er selbst ge-
hörig Theil nahm, in der Provinz und selbst in Paris ohne
Ablegung ihres Standes, erhielt: sie machte sogar durch ih-
ren Geist und ihre Abentheuer unter dem Namen der Reli-
gieuse Tencin sehr viel Aufsehn.

Der Bruder und die Schwester, die immer zusammen
lebten, wußten es zu machen, daß niemand den Abbe' wegen
dieses herumschweifenden und unordentlichen Lebens einer Non-
ve, die sogar ihr Klosterhabit aus eigener Macht abgelegt hat-
te, angriff. Man könnte ein Buch von diesem Paare schrei-
ben, welches stets thätig war, durch die Annehmlichkeiten und
Künste ihres Geistes sich Freunde zu machen.

Gegen das Ende des Königs erhielt sie von Rom die Er-
laubniß, ihren Stand zu ändern, und Chanonissin, ich weiß
nicht wo, zu werden, wohin sie aber niemals gegangen ist.
Kurz darauf wurde sie die Geliebte des Abbe' Düb o i s, und
wußte sich bald zu seiner Vertrauten zu machen, und in Bes-
itz seiner Plane und meisten Geheimnisse zu setzen. Ihr Ver-
hältniß war lange ein Geheimniß, so lange als Düb o i s noch
Behutsamkeit für seine Lage nöthig hatte.

Aber sobald er Bischoff, und noch mehr als er Cardinal
war, wurde sie erklärte Maitresse, die ganz bei ihm herrschte,
ihren Hof hielt, und die Quelle der Gnade und des Glücks
war. Sie war es also, die das Glück ihres vielgeliebten
Bruders stiftete: sie machte ihren damals noch geheimen Ver-
liebten mit ihm bekannt, und dieser fand in ihm bald den
Mann, der ganz dazu gemacht war, ihn in seinen Planen zu
unterstützen.

Der Abbe' Tencin hatte einen unternehmenden kühnen
Geist, der ihm den Schein eines großen männlichen Charak-
ters gab; seine Geduld war unermülich; er arbeitete stets auf
den vorgesezten Zweck los, ohne sich je davon abbringen, am
allerwenigsten aber sich durch irgend eine Schwierigkeit abschrek-
ken zu lassen; ein Geist so fruchtbar an Maschinerien und Hülfes-
mitteln, daß er fälschlich den Ruf eines großen Kopfs erhielt;
biegsam, fein, discreet, sanft oder hart nach Befinden der Um-
stände, fähig, ohne Mühe alle Arten von Formen anzuneh-
men, ein berühmter Meister in Kunstgriffen, durch nichts zur-
ückzuhalten, Verächter aller Ehre und Religion, von beiden
das Außere sorgfältig beobachtend, stolz und weggeworfen
nach Zeit und Umständen, aber immer mit kluger Unterschei-
dung, stets ohne alle Laune und Neigung, die ihn hätte von
seis

feinen Zwecken abbringen können, aber von einem ungemessenen Ehrgeiz: nach Golde dürstend, nicht aus Geiz oder Verschwendungssucht, sondern weil er es als Mittel betrachtete, aus seinem Nichts empor zu steigen. Er verband einige Kenntnisse mit der Feinheit der Manieren und des Umgangs, und besaß eine große Kunst zu verbergen, was er nicht bemerkt haben wollte, und mit Klugheit die verschiedenen Mittel und Wege zu beurtheilen. Es war daher kein Wunder, wenn er als Bruder der Maîtresse des Ministers, und von ihr unterstützt, von diesem hervorgezogen wurde, mit dem er in solchem Verhältniß stand. Dieß war denn der Apostel eines Profelyten wie Law, dem ihn Dúbois zuführte.

Seine Schwester fühlte auch, daß bei ihrem Alter und Stande ihr persönlicher Ehrgeiz sie nicht weit führen konnte; sie pouffirte daher ihren Bruder, und ließ ihn von Law wascher ziehen, und er selbst wußte sein Papier in Gold umzusetzen. So standen sie, als Law in den Schooß der Kirche zurückgeführt werden sollte, der ein Protequant oder von der Englischen Kirche war; Law wußte selbst nicht, was er war.

Man kann sich vorstellen, daß die Arbeit nicht schwer ging; aber sie hatten die Klugheit, die Bekehrung heimlich vorzunehmen, so daß es eine Zeitlang ein Problem blieb; so schonten sie den äußern Schein, was die Zeit des Unterichts und der Ueberzeugung betraf, und verdeckten einen Theil des lächerlichen Aergernisses einer solchen Bekehrung, die ein solcher Bekehrer vollbrachte.

So geschieht auch der Abbe sich zu verbergen wußte, so hatten doch seine Ausschweifungen in der Niedrigkeit, in der er gelebt, seiner Ehre geschadet; er hatte überdieß die Abentheuer seiner Schwester nicht verdecken können, und selbst einen Handel mit Pfränden getrieben. Als er von Dúbois zum Nachfolger La fite a u's ernannt war, und den Auftrag hatte, nach Rom zu gehen, um seine Cardinalswürde, das mals noch ein Geheimniß, zu betreiben, wurde vom Abbe Baiffiere ein Prozeß wegen Simonie, und noch mehr wegen der Unterschlagung eines Theils des Kaufpreises einer Priorei gegen ihn anhängig gemacht, den er durch Vergleich bezulegen verschmähte.

Im Begriff also, dem Scheine nach auf Befehl des Regenten, in der That aber auf Befehl Dúbois's, nach Rom abzugehen, konnte er nicht die Besorgniß fassen, daß seine Gegenpartei ihn verfolgen, oder daß das Parlament ihn verdankwürdigk. XXIX. Bd. 6 dam

dammen würde. Die Gegenpartei betrieb aber den Prozeß. Tencin's Name erregte Aufsehn und reizte die Neugier; man wußte den Tag des Urtheils; der Prinz Conti, dessen Bosheit keine Gelegenheit sich zu zeigen verschmähte, nahm einige Pairs mit dahin, die ihre Sitze einnahmen; Leute von Stand füllten die lanternes und die Bank der gens du Roi. Aubri führte die Sache gegen Tencin; der Streit der Advokaten gab Tencin's Sache den Sieg, indem ihm der Eid zuerkannt wurde. Er verlangte jetzt zu reden und behauptete, nie wegen der Priorei in Unterhandlung gestanden zu haben, wodurch auch die Unterschlagung wegfiel, und erklärte, daß er bereit sey, die Hand zum Schwur aufzuheben, wenn es den Richtern gefiele, um zu beweisen, daß er nie irgend eine Pfründe verkauft habe. Der Advokat Aubri, der ihn bis dahin haben wollte, foderte ihn zum Schwur auf, und er erbot sich nochmals dazu. „Es ist unnöthige Wähe, sagte Aubri, hier ist ein vollkommen entscheidendes Dokument,“ und las den Verkauf einer Pfründe im Original, mit der Unterschrift des Abbe' Tencin vor. Das Dokument ging durch die Hände der Richter, die von Abscheu über die Bosheit erfüllt wurden; die Zuschauer entsetzten sich, und erhoben auf Anreizung des Prinzen von Conti zu wiederholten malen ein Hohngelächter. Tencin verwirrt und besürzt wollte entweichen, wurde aber von vier Kerlen erhascht, die dem Abbe' zur Seite standen, und von seinen Gegnern auf diesen Posten gestellt waren.

Der erste Präsident von Mesme schritt zu der Sensenz, sprach ein hartes Urtheil gegen Tencin, und verdammt ihn zu einer infamirenden Strafe; hierauf ließ er ihn vortreten, und gab ihm öffentlich ohne alle Schonung einen Verweis. Das Hohngelächter fing von neuem an: der Abbe' schlich sich beschämt fort, und entzog sich der Verspottung des Pöbels; das Urtheil breitete sich schnell in Paris aus, und jeder andere als Dubois hätte einen andern Agenten für Rom gewählt. Allein gerade dieser war wegen seines Charakters und seiner Talente so schwer durch einen andern zu ersetzen. Dubois ließ ihn den Tag darauf dafür deklariren, um ihn den Augen des Publikums zu entziehen.

Die übrigen Abenteuer Tencin's sind bekannt. Er wurde nachher Erzbischoff von Embrun, Cardinal und Erzbischoff von Lyon, und zwar für das Verdienst, daß er bei einem Concil gegen Soanen präsidirte, den tugendhaftesten Prälaten der Gallicanischen Kirche, der vom Lasterhaftesten der Geiße,

Geistlichkeit auf dieser Räubersynode abgesetzt, und vom ersten Minister nach Auvergne verwiesen wurde.

Bendome.

Bendome war von gewöhnlichem Wuchse, ein wenig dick, aber kräftig, stark und lebhaft. Er hatte ein sehr edles Gesicht und hohe Triene, mit einer natürlichen Anmuth in Anstand und Rede. Er besaß noch viele natürliche Gaben, die er niemals cultivirte, auch eine große Leichtigkeit des Ausdrucks, unterstützt von einer natürlichen Kühnheit, die nachher in die zügelloseste Frechheit ausartete. Ihm stand zu Gebot eine große Kenntniß der Welt, des Hofes, und der vorübergehenden Gestalten desselben; unter einer anscheinenden Sorglosigkeit verbarg er die größte Sorgfalt und Kunst, in jeder Art Gebrauch davon zu machen. Besonders war Er ein bewundernswürdiger Hofmann, der unter dem Schutze der Wortliebe, welche der König für ihn, um seiner Geburt willen hegte, selbst von seinen größten Lastern Vortheil zu ziehen wußte. Er zeigte sich höflich und geschmeidig durch Kunst, aber mit geistiger Wahl und Mäßigung; im höchsten Grade insolent, sobald er ungestraft es seyn zu können glaubte, und zu gleicher Zeit mit den gemeinen Leuten vertraut und populär, vermöge einer Affectation, welche seine Eitelkeit verdeckte und ihn beim Volke beliebt machte, unter der aber ein Stolz verborgen lag, welcher alles beehrte und alles verschlang.

So wie sein Rang und seine Gunst stieg, so stieg auch sein Stolz, seine Schonungslosigkeit und seine eigensinnige Hartnäckigkeit in dem Maaße, daß er nur für eine kleine Anzahl von Vertrauten und für seine Diener zugänglich wurde.

Lobpreisung, Bewunderung, und endlich Anbetung war der einzige Weg, um sich diesem Halbgotte zu nähern. Er pflegte ungerückte Sätze zu behaupten, ohne daß jemand es wagte, sie nicht ausdrücklich zu billigen. Er kannte und mißbrauchte mehr als jeder Andre die Niederträchtigkeit des Franzosen. Nach und nach gewöhnte er seine Subalternen, und stufenweise seine ganze Armee daran, daß sie ihn nicht anders als Monseigneur und votre Altesse nannten.

In kurzer Zeit griff diese Gewohnheit so um sich, daß sie selbst die Generallieutenants und die angesehensten Personen, einer nach des andern Beispiel, mitmachten, von denen kei-

ner ihn anders zu nennen, und da die Gewohnheit zum Recht geworden war, ihm dadurch einen Schimpf anzuthun wagte.

Der König hatte stets einen außerordentlichen Abscheu vor der Sodomiterei und vor allem, was dieses Lasters verdächtig war; demungeachtet wälzte sich Herr von Bendome sein ganzes Leben, mehr als je einer, in diesem schmutzigen Laster, und trieb es so öffentlich, als wenn es die unbedeutendste und gewöhnlichste Galanterie wäre; und der König, der es immer wußte, schien nie darüber unwillig, oder deswegen weniger gegen ihn gütig.

Dieses Scandal begleitete ihn sein ganzes Leben, am Hofe, zu Anet, bei der Armee. Seine Kammerdiener und Subalternoffiziers befriedigten stets diese schrecklichen Lüste; sie waren dafür bekannt, und es wurde ihnen deswegen von den Vertrauten des Herrn von Bendome, und von allen, die bei ihm ihr Glück machen wollten, der Hof gemacht.

Es ist bekannt, mit welcher frechen Unverschämtheit er zweimal die große Cur vornahm, und deswegen Urlaub nahm; er war der Erste, der es wagte; seine Genesung wurde die Neuigkeit des Hofes, und man weiß, mit welcher Niederträchtigkeit diese Neuigkeit aufgenommen wurde, wozu der König selbst das Beispiel gab, der diese Schändlichkeit keinem Französischen Prinzen verziehen haben würde, Bendome mit einer auffallenden, von ihm nur zu gut gemerkten, Schwäche schonte.

Seine Faulheit trieb dieser auf einen Grad, der unbegreiflich ist. Er war mehr als einmal nahe daran, aufgehoben zu werden, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, in einem bequemern, aber zu wenig vom Feinde entfernten Quartier zu bleiben; oft stellte er das ganze Glück seiner Feldzüge aufs Spiel, und gab dem Feinde beträchtliche Vortheile, weil er sich nicht entschließen konnte, ein Lager zu verlassen, das ihm behaglich war.

Er sah wenig in der Armee mit eignen Augen, und verließ sich auf seine Vertrauten, denen er noch dazu sehr oft nicht traute.

Seine Unreinlichkeit war außerordentlich. Er war darauf eitel, und die Unverständigen hielten ihn deswegen für einen schlichten Mann. Er hielt sehr viel Hunde und Hündinnen, und hatte sie selbst in seinem Bette, wo sie neben ihm ihre Jungen warfen; er selbst that sich in nichts Zwang an, und einer seiner Sätze war, daß es alle so machten, aber nur nicht die
Aufs

Aufrichtigkeit hätten, es zu gestehn, wie er. Diesen Satz behauptete er gegen die Prinzessin von Conti, eine Dame von der größten und raffinirtesten Reinlichkeit.

Er stand oft bei der Armee sehr spät auf, dann setzte er sich auf seinen Nachstuhl, diktirte hier seine Briefe und gab seine Befehle für den Morgen; und dieß war für alle, die mit ihm zu thun hatten, nemlich für die Generaloffiziers und die ausgezeichnetesten Personen, der günstigste Zeitpunkt mit ihm zu sprechen. Diese löbliche Sitte hatte er der ganzen Armee gelehrt.

Er frühstückte wacker, und oft mit zwei oder drei seiner Vertrauten; er schlug sein Wasser ab (wir müssen auch diese schmutzigen Details anführen, um ihn ganz kennen zu lernen), er mochte essen oder Rapports anhören, oder Befehle ertheilen, und immer in Gegenwart vieler Zuschauer; er pistete viel; und wenn das Gefäß zum Ueberfließen voll war, so nahm man es weg und trug es unter den Nasen der Anwesenden hinaus, um es auszuleeren. Wenn er sich rasieren ließ, diente ihm derselbe Pissetopf zum Barbierbecken; und dieß nannte er eine Simplicität der Sitten, die der ersten Römer würdig sey, und allen Luxus und Ueberfluß der Andern verdamme.

War dieses vorbei, so kleidete er sich an, spielte nachher Piquet oder l'Hombre, und zwar hoch. Wenn er durchaus wegen irgend einer Sache zu Pferde mußte, so war dieß die Zeit. Hatte er dann nach seiner Rückkunft Befehle gegeben, so war er mit allem fertig.

Er aß des Abends mit seinen Freunden, und zwar sehr stark; mit außerordentlicher Leckerhaftigkeit, so daß ihm kein Gericht recht war; besonders aß er Fische sehr gern, und liebte altgewordene, oft sogar stinkende, als frische. Die Tafel dauerte lange, man sprach, behauptete, disputirte, und besonders war es die Zeit, wo ihm Lobsprüche, Lobeserhebungen und Huldigungen von allen Seiten dargebracht wurden; er hätte niemanden den geringsten Tadel verziehen. Er wollte für den ersten Feldherrn seines Jahrhunderts gelten, und sprach verächtlich vom Prinzen Eugen und allen übrigen. Der geringste Widerspruch wäre ein Verbrechen gewesen; die Soldaten und Unteroffiziere beteten ihn an wegen seiner Herablassung und wegen der Zügellosigkeit, die er duldete, um das durch die Herzen der Soldaten zu gewinnen. Dafür entschädigte er sich aber durch einen ungemessenen Stolz gegen alle, die an Rang und Geburt ausgezeichnet waren.

Auf denselben Fuß behandelte er fast alle die Vornehmern Italiens, die so oft mit ihm zu thun hatten; und auf diese Weise machte durch ihn der berühmte Alberoni sein Glück. Der Herzog von Parma nämlich, der mit Wendome zu unterhandeln hatte, schickte den Erzbischoff von Parma an ihn, der nicht wenig darüber erstaunte, als er sich von Wendome auf dem Nachstuhle empfangen sah, noch mehr aber, als dieser mitten in der Conferenz aufstand, und in seiner Gegenwart sich den Hintern wischte. Er fand sich so beleidigt, daß er, ohne etwas zu sagen, aber ehe sein Geschäft beendigt war, nach Parma zurückkehrte, und seinem Herrn erklärte, daß er nach einer solchen Begegnung nie wieder zu Wendome gehen würde.

Alberoni war der Sohn eines Gärtners, der sich gewählt und den geistlichen Stand gewählt hatte, um im Habit eines Abbe' sich einen Weg zu bahnen, den ihm sein Kittel ewig verschlossen hätte. Er war ein Spasmacher, und gefiel dem Herzog von Parma als Harlekin. Indem er sich mit ihm amüßte, entdeckte er manches in ihm, und glaubte, daß er nicht übel zu den Geschäften zu brauchen wäre. Da der Herzog nicht glaubte, daß der Nachstuhl des Herrn von Wendome einen andern Gesandten verlangte, so gab er diesem den Auftrag, das, was der Erzbischoff angefangen und unvollendet gelassen, zu vollenden.

Alberoni, der keine Etikette zu beobachten hatte, und Wendome sehr gut kannte, nahm sich vor, um welchen Preis es sey, sich bei ihm beliebt zu machen, um so seinen Auftrag zu seines Herrn Zufriedenheit auszurichten, und dadurch bei ihm sein Glück zu machen. Er unterhandelte also mit Herrn von Wendome auf seinem Nachstuhle, und erheiterte das Geschäft durch lustige Einfälle, die den General um so mehr zu lachen machten, da er ihn durch viele Lobsprüche und Huldigungen vorher gewonnen hatte, und Wendome machte es mit ihm wie mit dem Erzbischoff, und wischte sich den Hintern in seiner Gegenwart. Da dieß Alberoni sah, rief er: O culo di angelo, und tief augenblicklich hin, um ihn zu küssen.

Nichts beförderte sein Geschäft besser als dieser niederrächtige Hanswurststreich. Da der Herzog von Parma, der bei seiner Lage mehr als ein Geschäft mit Wendome abzumachen hatte, sah, welchen glücklichen Anfang Alberoni gemacht hatte, so brauchte er ihn immer dazu, und Alberoni machte sich's zum Geschäft, die Gunst der vornehmsten Walets zu suchen,

hen, sich mit allen familiär zu machen, und seine Reisen zu verlängern. Er bereitete Herrn von Vendome, der seltene Geschichte liebte, Käsesuppen und andere sonderbare Leckerbissen, die er vortrefflich fand. Er ließ Alberoni mit sich essen; und dieser setzte sich in seiner Gunst so fest, daß, da er mehr Glück in dieser Zigeunerwirthschaft, als am Hofe seines Herrn zu machen hoffte, wo er mit zu viel Verachtung zu kämpfen hatte, er sich von Vendome leicht dem abspenstig machen ließ, welcher in dem Wahne stand, daß er aus Bewunderung und Anhänglichkeit für ihn, alles das Glück, das er in Parma zu hoffen habe, aufopfere. So vertauschte er die Dienste des Herzogs mit Vendomes Diensten, und wurde bald, ohne sein Geschäft als Vouffon und Bereiter von bizarren Potagen und Ragouts aufzugeben, von Vendome in seinem Briefwechsel gebraucht, erwarb sich hierin seine Zufriedenheit, und wurde sein erster Secretär und derjenige, dem er seine größten Geheimnisse anvertraute.

Dies mißfiel den andern äußerst; die Eifersucht stieg bis auf den Grad, daß er einst auf einem Marsche, wo er Hänsdel gehabt hatte, über tausend Schritte weit, im Angesicht der ganzen Armee, mit Stockprügeln verfolgt wurde. Herr von Vendome nahm es übel auf, aber dieß war auch alles; und Alberoni, der nicht der Mann war, um einer solchen Kleinigkeit halber sich von einem so guten Wege zu verlieren, wußte es sich bei seinem Herrn zum Verdienst zu machen. Dieser, ihn immer mehr liebgewinnend und ihm alles vertrauend, lebte mit ihm mehr auf den Fuß eines Vertrauten, als eines Domesstiken, so daß selbst seine nächsten Bekannten, und die Vornehmsten in seiner Armee ihm die Cour machen mußten.

Man weiß, wie Vendome am Französischen Hofe in Ungnade fiel; aber als er in Spanien, nicht sowohl über die Feinde dieser Krone, als über die Spanier und unser Unglück, trümpfhirte, so hielt er sich, bei seinem Alter und dem Alter derer, die wir beweinten, für sein ganzes übriges Leben von seinem Vaterlande ausgestoßen. Ihr Tod hingegen gab ihm wieder die schmeichelhaftesten Hoffnungen, an unsern Hof zurückzukehren, und wieder die alte wichtige Rolle daselbst zu spielen. Jener Titel: Altesse, war die eben so schnelle als köstliche Frucht jener Erstaunen erregenden Befreiung gewesen; die Verächtlichkeit mit den Don Juans berauschte ihn vollends mit den Thränen Frankreichs, und hier, auf diese neue Stufe emporgehoben, unternahm er es, den Rang eines Prinzen

zen ganz zu behaupten, gleichsam als Belohnung dafür, daß er Spanien daran zu verzweifeln veranlaßt hatte.

Seine Faulheit, seine freie Lebensart, seine Ausschweifungen hatten seinen Aufenthalt an der Gränze verlängert, wo es ihm zu Befriedigung aller seiner Lüste bequemer als zu Madrid war, wo er, so wenig er sich Zwang anthat, doch einige Rücksichten auf Etikette und das Erscheinen am Hofe nicht vermeiden konnte.

Er starb auf der Reise nach Spanien zu Tignaros, im J. 1712. Alle, die um ihn waren, entflohen und verließen ihn, und er blieb in den Händen von drei oder vier der niedrigsten Valets, während die übrigen alles plünderten und das von gingen.

So brachte er die zwei oder drei letzten Tage seines Lebens hin, ohne Priester, ohne daß nur an einen gedacht wurde, ohne allen Beistand, außer dem eines bloßen Chirurgs. Die drei oder vier Valets, die bei ihm geblieben waren, bemächtigten sich, als sie ihn in den letzten Zügen sahen, des wenigen, was bei ihm noch zu finden war. Sie zogen ihm, in Ermangelung eines bessern, seine Decke und seine Wäsche unter dem Leibe weg. Er bat sie kläglich, daß sie ihn nicht nackt auf seinem Strohsacke sterben lassen sollten, und ich weiß nicht, ob sie seine Bitte erhörten.

So starb der stolze der Menschen und, um nichts mehr zu sagen, der glücklichste bis zu seinen letzten Tagen. Er war acht und funfzig Jahr alt. So überschwenglich die Günst des Glücks gegen ihn war, so hatte es doch aus ihm nichts, als einen Heiden der Kabale, als einen Krieger, der ein sehr schlechter General war, als einen Unterthanen, der sich als den gefährlichsten zeigte, und als einen Menschen, dessen Laster die Menschheit schändeten, machen können.

Sein Tod gab ganz Spanien neues Leben wieder. Aguilar, der Freund des Herzogs von Noailles, der aus dem Exil zurück gekommen war, um unter ihm zu dienen, gerieth in einen sehr starken Verdacht, ihn vergiften zu haben. Er gab sich wenig Mühe sich zu vertheidigen, so wie man sich wenig Mühe gab, es zu untersuchen.

Die Prinzessin des Ursins (Ursini), die für ihre eigene Größe ihn zu benutzen gewußt hatte, benutzte nicht weniger seinen Tod. Um mit leichten Kosten dem Herzog d'Alain, der Frau von Maintenon und dem Könige den Hof zu machen, ließ sie den Befehl geben, daß der Leichnam dieses

ses abscheulichen Monstrums von Größe und Glück in das Escorial transportirt wurde. Dieß war die größte Auszeichnung, die es geben konnte. Er war nicht im Treffen gefallen. Und sonst wird kein Privatmann im Escorial beigesetzt, so wie deren einige es in Saint Denis sind. Diese Ehre war also die letzte Zugabe zu den Auszeichnungen, die er um seiner Geburt willen erhalten hatte; weshwegen auch der Stolz des Herzogs dñ Maine sich so entseßlich aufblähte *).

Billars (Marschall, Herzog von)

Dieses Glückskind hatte während der beiden Regierungen eine so bedeutende Rolle gespielt, daß es der Mühe werth ist, seine Schicksale näher kennen zu lernen.

Ich habe von seiner Geburt da, wo ich von seinem Vater erzählte, gesprochen. Wir sahen, welsch eine unhaltbare Basis jene war; aber ein unerhörtes Glück ersetzte diesen Mangel sein ganzes Leben hindurch.

Er war ein ziemlich großer Mann, braun, wohlgewachsen, mit dem Alter stärker, aber nicht schwerfällig geworden, mit einer lebhaften, offenen, ausdrucksvollen Physiognomie, in welcher in der That etwas narrenhaftes lag, dem auch das Ganze seiner Haltung und Begehren entsprach. Er hatte einen ungemessenen Ehrgeiz, der sich bei keinem Mittel aufhielt, eine große Meinung von sich, die er nicht leicht jemanden außer dem Könige beibrachte, eine Galanterie, deren Anstrich immer romantisch war. Kriechend und sich schmiegend vor jedem, der ihm dienen konnte, war er unfähig zu lieben, oder jemand zu dienen, und ohne alles Gefühl von Dankbarkeit. Dabei hatte er eine glänzende Tapferkeit und große Thätigkeit, eine Kühnheit ohne gleichen, eine Unverschämtheit, die alles aushielt und um nichts verlegen war, und eine Aufschneiderrei, die aufs Höchste getrieben wurde, und ihn nie verließ.

b 5

Billars

*) Alles was der Herzog von Saint Simon hier gesagt hat, besonders über Vendome's Eitren, ist sehr stark; man vergleiche die Schilderung, welche Voltaire von ihm gegeben hat, und die weit wahrer scheint. Der Herzog von Saint Simon, erklärt r Feind der legitimirten Kinder Ludwias XIV. und aller, die ihnen anhängen, ist hier ein zu strenger Geschichtschreiber gegen den Descendenden Heinrich IV., welcher durch seine Tapferkeit und geistlichen Dienste die Ehre eines Prinzen von Geblüt erhielt.

Der Französ. Herausgeber.

Billars hatte genug Geist, um mit seinem Selbstvertrauen Ehren zu imponiren, und eine große Leichtigkeit des Ausdrucks, aber dabei eine Weitschweifigkeit und Geschwätzigkeit, die um so unerträglich wurde, da er immer die Kunst verstand, auf sich selbst zurückzukommen, und mit der Prahlerei eines Gascogners sich zu loben und zu preisen, als habe er alles voraus gesehen und mit seiner Klugheit gemacht.

Billars hatte einen außerordentlichen Geiz, die Habsucht einer Harpye, wodurch er sich im Kriege Haufen Goldes erworben hat. Wenn er an die Spitze der Armeen kam, so wurde alles drunter und drüber geplündert, indem er selbst auf das schamloseste darüber scherzte, daß er eigne Detaschements dazu gebrauchte, und auf diesen Zweck die Bewegungen seiner Armee hinlenkte. Uebrigens war er unfähig, das Detail für die Erhaltung der Armee, für Zufuhr und Fourage anzuordnen, und überließ es denen von seinen Generaloffizieren, die es übernehmen wollten, während er sich selbst die Ehre davon zuschrieb.

Seine Kunst bestand darin, die geringsten Dinge und alle Zufälle für sich geltend zu machen. Dann ersehten die Complimente alles; aber etwas soliders war nicht zu erwarten, er selbst war nichts weniger als das; denn er war voll von Gesingfügigkeiten, wenn er nicht durch die Geschäfte herausgerissen wurde. Er war ein Repertorium von Romanen, Comödien und Opern, aus denen er bei jeder Gelegenheit, selbst bei ernsthaften Conferenzen, Brocken anführte. Er kam, so oft er konnte, nicht aus dem Schauspiele weg, und machte Jagd auf Mädchen mit einer Sittenlosigkeit, die er öffentlich bis in sein letztes Alter forttrieb, das er wenigstens noch durch sittenlose Neden entehrte.

Seine Unwissenheit, oder vielmehr seine Untauglichkeit zu den Geschäften, war unbegreiflich, bei einem Manne, der so viel Theil daran hatte: er verwirrte sich, er war nicht mehr dabei, er sagte das Gegentheil von dem, was er sah oder sagen wollte, er war nur damit beschäftigt, seine Autorität zu behaupten, und ließ alles machen, was er selbst hätte machen und sehen müssen.

Ein Mann von dieser Art konnte also schwerlich liebenswürdig seyn; auch hatte er weder Freunde noch Creaturen, und nie hat wohl ein Mann, der so große Ämter verwaltete, so wenig Achtung genossen.

Der Name, den ihm sein unerwartetes Glück bei der Nachwelt erwarb, hat mir oft das Lesen der Geschichte entleidet; denn seine Freunde haben die Unklugheit gehabt, kurz nach seinem Tode Memoires drucken zu lassen, die man ausgenblicklich für die seinigen erkennen muß. Um sich des zu versichern, hat man nur seinen Brief an den König über die Schlacht bei Friedelingen zu lesen. Es ist der schlecht geschriebenste, verwirrteste Bericht, die größte Verlegenheit ausdrückend, ohne Genauigkeit weitschweifig. So gut es gehn will, sucht Er die Unordnung der Disposition zu verdecken, durch welche seine Infanterie bald zu Grunde gerichtet worden wäre. Er schildert weder den Stand der Armee, noch die Bewegungen, noch die Action, noch weniger aber, was die Entscheidung und das Ende davon war. Uebrigens ist der Brief voll von allgemeinen Lobsprüchen, die niemanden loben, weil sie von niemanden etwas besonderes heraus heben.

Seine Memoires sind in derselben Verwirrung geschrieben; und wenn sie weniger ins Detail gehen, so ist dieß nur, um desto mehr Lügen machen zu können, in denen er immer als Held erscheint, oder um die Sachen so zu stellen, daß alles zu seinem Lobe und zum Tadel derjenigen gereicht, die das bei das meiste Verdienst hatten. Es finden sich darin Lüge, deren Kühnheit so sehr die Lüge verräth, daß man die Frechheit des vergeltlichen Helden, der auf eine so grobe Weise sich Bewunderer zu verschaffen, auch nur hoffen kann, geradezu verachten muß. Die Sucht nach Bewunderung hat ihn an dem Ruhme seiner Vorgesetzten, vor denen ich ihn habe kriechen sehn, die niederträchtigsten Diebstähle begehn lassen, und ihn der frechsten und gewagtesten Verläumdungen schuldig gemacht.

Was seine Negotiationen in Baiern und zu Wien betrifft, die mit so schönen Farben geschildert sind, so habe ich Torcy darum befragt, nach dessen Instruktionen er handelte. Torcy hat mir gesagt, er habe den Roman bewundert; es sey alles erlogen und kein Wort wahr.

So groß war die Eitelkeit Billars's, daß er durch die Lügen, aus denen der Roman seiner Memoires gewebt ist, bei der Nachwelt in jedem Fache als ein Held erscheinen wollte; und so groß war die Thorheit derer, die noch vor dem Tode der Augenzeugen und der Zeitgenossen des Wundermannes, der mit aller seiner Kunst, und bei allen seinen großen Würden und Staatsämtern nur wie ein Dorfcomdiant oder ein Markt

Marktschreier auf dem Gerüste dadurch erscheinen mußte, diese Memoires herauszugeben eilten.

Nach dem Beispiele des Königs hat er seinen gestohlenen Ruhm zwar nicht durch Medaillen und Statuen; dazu war er zu geizig, doch aber durch Mahlereien auf die Nachwelt zu bringen gesucht, mit denen er sein Haus austapezirte. Darunter war auch nicht einmal sein Bild bei Versammlung der Stände von Languedoc vergessen.

Von seiner Eifersucht, und wie er seine Frau an den Gränzen mit sich herumschleppte, will ich nichts sagen; über diese Glendigkeiten sollte ein Schleier gezogen werden; aber es ist traurig, daß sie auf den Staat und die Operationen des Kriegs Einfluß gehabt haben, und Baiern wird ihm deswegen ewig Vorwürfe machen.

Bei so vielen Fehlern wäre es aber doch ungerecht, ihm seine guten Eigenschaften abzusprechen. Er hatte die Gaben eines Feldherrn; seine Projecte, die immer groß und kühn waren, waren fast immer gut, und niemand verstand so gut die Ausführung, und wußte so gut die Armeen von weiten zu lenken, um seinen Plan zu verstecken und sie an den Ort zu bringen, wo er angreifen konnte. Sein Blick hingegen war zwar gut, aber nicht immer von gleicher Richtigkeit.

In der Action war sein Kopf frei, aber zu sehr der Hitze unterworfen, und daher zu verworren. Nie gab er seine Befehle schriftlich; sie waren immer vag und allgemein, und unter dem Vorwande von Achtung und Zutrauen mit hochtrahenden Worten begleitet, indem er es sich vorbehielt, den glücklichen Erfolg sich selbst zuzuschreiben.

Seit er commandirender General war, bestand seine Kühnheit nur in Worten, seine persönliche Tapferkeit aber war immer dieselbe, aber ohne Kühnheit des Geistes. So lange er es noch nicht war, that er alles, um zu glänzen und sich zu heben; seine Projecte waren bisweilen mehr für ihn selbst als für die Sache, und daher sogar verdächtig; und dieß sprach denn nicht für ihn, wenn ihm die Ausführung eines Projectes übertragen werden sollte, die er den andern, mit denen er im Dienste abwechseln sollte, nicht ungern mißlich machte.

Bei Friedelingen that er alles für sich, indem er bei einer Schlacht, die Catinat abgelehnt hatte, nichts zu verlieren hatte, wenn der Ausgang seiner Kühnheit nicht entsprach, und doch den Marschallsstab gewinnen konnte, wenn

es glücklich ging. Aber als er diesen erhalten hatte, war der Prahlhans vorsichtiger, aus Furcht, es möchte ihm sein Glück umschlagen. Es ist ihm nachher vorgeworfen worden, daß er sichere Gelegenheiten habe vorbei gehen lassen.

Als er endlich zu der höchsten militärischen Ehrenstufe emporgestiegen war, fürchtete er sein Glück zu missbrauchen, und er sah davon die Beispiele.

Mit den Intriguen war er nicht wenig vertraut; den König gewann er durch Anbetung, und die Maintenon erhielt er sich durch eine gänzliche Ergebung in ihren Willen, mit Aufgebung alles eignen. Er wußte sich des Zutritts zum Cabinet, den sie ihm verschaffte, gut zu bedienen, und schmeichelte dort selbst der Dienerschaft. Kühn bei dem Könige, mit kriechender Geschmeidigkeit bei diesem, gewandt gegen die Minister, auf Chamillart gestützt, der Maintenon ergeben! Dieses Verhalten, das er durchführte und durch Briefe immer ergänzte, hielt er für vortheilhafter als alle Glücksfälle des Kriegs, so wie auch für viel zuverlässiger.

Von der Zeit an, wo er so stand, wagte er es, auf die größten Auszeichnungen Anspruch zu machen, zu denen freilich die Cabale am sichersten führt. In der ersten Blüthe seines jungen Glückes sagte seine Mutter immer zu ihm: „Lieber Sohn, sprich immer von dir gegen den König, und nie gegen andere.“ Er benutzte die erste Hälfte dieser großen Regel, aber unterließ auch nie, aller Welt von sich die Ohren voll zu reden. Herzog wurde er auf folgende Weise:

Der König und Chamillart waren sehr wegen des Treffens bei Hochstädt und seiner wichtigen Folgen in Verfürzung. Es war der erste Glückstoß, den er erfahren hatte. Dadurch wurde er von dem Angriff auf Böhmen und Oestreich zu der Vertheidigung von Elsaß zurückgebracht, die noch dazu nach der Einnahme von Landau für sehr schwierig gehalten wurde; des Zustandes, in welchen die Staaten des Kurfürsten von Baiern geriethen, nicht zu gedenken.

Tallard war damals in der Gefangenschaft; Marchin schien zu neu und leichtsinnig, als daß man sich in einem so wichtigen Geschäft auf ihn hätte verlassen können; Wittleroy, wer er auch seyn mochte, war mit dem Kurfürsten nach Flandern bestimmt; Boufflers war nicht mehr im Zuge, und die übrigen Marschälle ebenfalls.

Was die Prinzen von Geblüt betraf, so wollte der König keinen an der Spitze einer Armee sehen. Willars war also

also noch übrig; denn Harcourt hütete sich wohl, sich vom Hofe zu entfernen, und Frau von Maintenon wollte auch, in der kritischen Lage, in der sie sich damals befand, ihn nicht von sich lassen. Billars, der nach den Begebenheiten in Baiern auf die Würde eines Herzogs Anspruch zu machen gewagt hatte, hatte auch zu Plünderungen und Einfällen in Languedoc nichts von seiner Kühnheit verloren.

Er triumphirte in dieser Provinz wegen einer Arbeit, die er schon daselbst gemacht gefunden hatte, und gab die Vollendung derselben als das volle Verdienst von sich und Basville aus, welcher als der rachsüchtigste Mensch und als alter Feind von Montrevel, durch das Gewicht seines Zeugnisses die Verrügereien Billars's unterstützte.

Der Marschall von Billars hatte nicht unterlassen, über die bei Hochstädt begangenen Fehler und ihre Folgen an den König, an Chamillart, an die Maintenon zu schreiben, ihnen zu sagen, was er würde gethan haben; zu beklagen, daß er so weit von dieser Armee entfernt gewesen, mit einem Wort mit der Unverschämtheit aufzuschneiden, an der es ihm nie fehlte. Frau von Maintenon sah auf die Umstände; sie fühlte die Noth und die Verlegenheit; sie sah die Plünderungen Billars's und seine Insolenzen gegen den Kurfürsten vergessen; sie sah ein, daß ein Mann, der gleichsam neu geworden, mit neuem Glücke auftreten würde. Und so entschloß sie sich, dieß zu benutzen. Billars, der seine Briefe gut aufgenommen sah, ließ auch fühlen, wie sehr er sich durch die Art, wie seine Hoffnungen auf die Herzogliche Würde aufgenommen worden, gekränkt finde.

Als der König sich nun in den Kopf hatte setzen lassen, daß niemand als Billars da sey, um ihm unter den jetzigen Umständen zu helfen, war er leicht zu überreden, daß man ihn nicht als beleidigt und mißvergnügt gebrauchen dürfe; und so brachten es der Minister und die Dame dahin, daß er bei seiner Ankunft Herzog werden sollte. Er erhielt also einen Courier, der ihm den Befehl brachte, daß er in größter Eil die Versammlung der Stände von Languedoc, die er zu halten den Auftrag hatte, endigen, und an den Hof nach Versailles kommen sollte, wo er den 15. Januar ankam und dem Könige seine Aufwartung machte, als dieser von einer Promenade nach Marly zurückkam.

Der König stieg eben aus dem Wagen und sagte ihm, daß er hinaufgehen möchte, wo er ihn sprechen wolle; und als

er

er sich umgekleidet hatte und zu Madame Maintenon zurück kam, ließ er ihn rufen und sagte zu ihm: „ich habe jetzt nicht Zeit, mit Ihnen zu reden, aber ich mache Sie zum Herzog.“

Diese lakonische Rede wirkte mehr als alle Audienzen. Willars ging, von der lebhaftesten Freude erfüllt, weg, und verursachte durch Bekanntmachung der empfangenen Gnade das auffallendste Ersauern, um nicht mehr zu sagen, und die allgemeynste Bestürzung am ganzen Hofe, der, gegen seine sonstige Gewohnheit, sich keinen Zwang anthat.

Hier sind noch einige andere Anekdoten, die ihn in Rücksicht seiner Pairwürde betreffen. Als er nach der Bataille bei Malplaquet nach Paris zurückkehrte, empfing diesen Günstling des Glücks die zuströmende Menge des Hofes, und er erwiederte diese Ehre mit nichts mehr als Güte. Man kann sagen, daß er ordentlich seinen Hof hielt. Bei den fortwährenden Spielen, Festen und Lustbarkeiten, und oft beim Abendconcert des Königs spielte dieser Romanheld vollkommen seine Rolle. Er sprach nicht anders als in Theater Tiraden, und sagte so auffallende Dinge, daß er oft die zahlreiche Gesellschaft in Verlegenheit setzte. Sein Witze spielte unaufhörlich, und er hielt keinen einzigen Einfall zurück; das Faulbett, von welchem herab er die Anwesenden dominirte, bildete einen mahlerischen Prospect.

Frau von Maintenon besuchte ihn oft in besondern Stunden. Eines Tages als sie seinen achtjährigen Sohn bei ihm fand und ihm liebkoste, sagte der Marschall zu ihr, ihre Güte würde ihn noch verderben, und, indem er seine gewöhnliche scherzhafte Miene annahm, setzte er hinzu: Helden gewöhnlich setzen sich leicht an die Günstbezeugungen großer Königinnen. Darauf folgten hundert eben so starke Unschicklichkeiten; aber besonders sprach er tausenderlei über den Krieg, den Frieden, die Regierung, über sich selbst, worüber man erschreckt, was aber für Scherz und angenehme Artigkeit galt.

Mit einem Worte, in den Augen der gewöhnlichen Menschen erschien er als ein der Kette entlaufener Narr, während diejenigen, die am Ruder standen, ihn als ihre einzige Zuflucht betrachteten, und als einen Mann, der einige geringe Unvollkommenheiten habe.

Voisin kam oft mit dem Portefeulle zu ihm; Desmarests ebenfalls, allein oder mit jenem zusammen; es fehlte ihm nichts an der Macht eines Dictators. Er entschied über Projecte und Anordnungen; die Zurücksetzung und

und Anstellung der Leute war in seiner Hand. Aber dieser glänzende Stand hinderte ihn gleichwohl nicht, auf die Erlangung der Pairwürde zu denken. Der Präsident von *Maisons*, sein Schwager, entwarf ihm das Decret, und brachte darin alles, was er wollte, von seinen Verdiensten an. Er hatte die Kühnheit hineinsetzen zu lassen, daß, wenn er nicht verwundet gewesen, die Schlacht bei *Malplaquet* gewonnen worden wäre, und mehr andere Dinge zu seinem Lobe, die die Wahrheit und den Ruhm des *Marshalls von Boufflers* gleich verletzten.

Pontchartrain, dem es übergeben wurde, um es auszufertigen, suchte Aufschub und benachrichtigte *Boufflers* davon, der sich tief beleidigt fand und ganz in *Wuth* gereth. Er that öffentlich die beleidigendsten Ausfälle auf *Billars*. Er sprach davon gegen jedermann und gegen die Minister. Der kluge, so abgemessene, in Rücksicht des Königs so behutsame Mann konnte sich gar nicht mehr. Er erklärte ganz laut gegen jeden, der es hören wollte, daß er sich deswegen bei dem Könige beklagen werde; und daß, wenn er keine Gerechtigkeit erhielt, er entschlossen sey, sie vor dem ganzen *Parlement* zu verlangen, sich an die *Pairs* zu wenden, sich dem Decrete für *Billars* zu widersetzen, und selbst seine Sache vor den *Pairs* und vor dem ganzen versammelten *Parlement* zu führen.

Es waren Jahre vergangen, daß so kühne Aeußerungen in keines Menschen Ohr erschollen waren, auch erregten sie großes Aufsehn, und der König wagte nicht, einem in seinem Dienste so berühmt gewordenen Mann die Gerechtigkeit zu versagen, die er so laut foderte.

Billars erschreckt bei aller Trunkenheit des Glückes, und fühlte jetzt ganz das Gewicht der Tugend und Wahrheit. Er wagte nicht mit *Boufflers*'s anzubinden; er nahm alles, was in dem Decret zu *Boufflers*'s Nachtheil gesagt war, zurück, und dieser strich alles darans weg, was er wollte. Was er strich wurde in der Ausfertigung, die *Pontchartrain* davon machte, und die ihm gezeigt wurde, weggelassen.

Billars nahm unterdessen seine Zuflucht zur Demuth, erschöpfte sich mit Ehrfurchtsbezeugungen und Lobsprüchen gegen den *Marshall von Boufflers*, ließ ihn durch andere um Verzeihung bitten und ihm alle mögliche Artigkeiten sagen, und steckte den vollen Schimpf ein. Man unterhandelte und brachte es endlich dahin, daß *Boufflers*, nach so vielen Demüthigungen, *Billars* besuchen wollte; und nachdem er so triumphirt hatte,

hatte, wurde er mit tiefem Respect und Ehrerbietung empfangen, die er denn gravitatisch mit der Miene eines Herrn, der einen Triumph zu empfangen geruhet, aufnahm.

Aus allen diesen Vorgängen entsprang aber ein Haß, den der kunstlose Voufflers oft zu beleidigend aushauchte, und welchen Villars unter dem Schleier der Huldigung und Demuth in sich nährte; aber er wagte ihn nicht zu zeigen, und hatte auch keine Lust wieder mit Voufflers in Streit zu kommen, um den König in Verlegenheit zu setzen.

Voisin,

Staatsminister.

Einst schickte der Marschall von Villars fünf verschiedene Projecte an den König, worüber er Bestimmung erwartete. Der Stand der Dinge, nach welchem man die Maaßregeln genommen hatte, war in Flandern etwas geändert, und deswegen war es nothwendig, einen neuen Plan zu fassen.

Voisin erhielt die Projecte zu Marty. Er hatte oft gehört, und nachher als er in Flandern war, von den vornehmsten Officieren, vielleicht selbst von Herrn Luxembourg, der sich mit großem Recht oft darüber beklagte, erfahren, daß Luvois, Barbezieux und nachher Chamillart über solche Projecte entschieden, die Antworten darauf ganz fertig machten, und sie dem Könige bloß vorzeigten.

Nach diesen Beispielen wollte es Voisin eben so machen; aber der Versuch war zu stark für ihn, und er vermochte es nicht. Er fühlte, daß die Disposition eines Feldzugs und die Anordnung der verschiedenen Operationen eine Arbeit sey, welcher ein Intendant der Gränzen und ein Staatsrath nicht gewachsen sey; er fühlte, daß er nichts davon verstand, und daß die Sache gänzlich seine Einsichten überstieg.

Er legte also dem Könige die Projecte vor und erklärte: Er sey noch so sehr ein Neuling an seinem Plaze, daß er wohl ohne Schande gestehen zu dürfen glaube, wie weit die Entscheidung über diese Projecte über seine Kräfte gehe. Er bitte den König einstweilen, bis er mehr davon verstände, selbst darüber zu entscheiden.

Dies war nicht die Sprache des armen Chamillart, noch auch die Sprache eines Louvois, der, nachdem er sich den Prinzen von Turenne vom Halbe geschafft, die Generale so weit herabgesetzt, dabei aber sehr wohl eingesehen hatte, mit welcher Eifersucht der König darauf halte, den Krieg verstehen zu wollen. Er machte es also hierin, wie nachher Mansart, mit den Projecten in seinem Fache: Er that alles selbst, wußte aber den König glauben zu machen, daß Er es sey, der es thue, und dessen Befehle der Minister bloß ausführe und ausfertige.

Sein Sohn machte es eben so; Chamillart aber überließ gutwillig alles dem Könige. Dieser war daher über eine so neue Sprache nicht wenig erstaunt und empfindlich; es versdroß ihn, daß ein Rechtsgelehrter wenigstens in Zukunft über das Kriegsführen etwas bestimmen zu können dachte, und dieß als ein Recht seiner Stelle foderte, da der König sie doch vorzüglich deswegen Rechtsgelehrten gab, um, mehr als sie, davon zu wissen, und daher alles selbst zu machen.

Der König trat einen Schritt zurück, und sagte mit dem Tone des Gebieters: Er sehe allerdings wohl, wie sehr der Minister ein Neuling sey, indem er sich anmaße, über irgend etwas zu entscheiden. Er möchte denn wissen und es nie vergessen, daß seine Function darin bestehe, Seine Befehle zu empfangen und auszufertigen; daß es hingegen Seine Sache sey, alles anzuordnen und über das Größte und Kleinste zu entscheiden. Er nahm hierauf die Projecte vor, untersuchte sie, schrieb ihm die Antwort vor, die ihm gut dünkte, und entließ Voisin sehr kalt, der nicht wußte, wo er war. Er bedurfte es sehr, daß ihn seine Frau wieder zur Besinnung brachte, und die Frau von Maintenon ihm Muth einsprach, die ihn denn auch besser unterrichtete, als sie vorher zu thun die Muße gehabt hatte.

Diesem niederdrückenden Verweise des Königs folgte eine andere Kränkung, die eben so neu in dieser Stelle, als dem Charakter, den Maximen und der Gewohnheit des Königs entgegen war. Er verbot nämlich Voisin, nichts ohne den Marschall von Voufflers auszufertigen, und besah sich diesem, alles erst zu prüfen. So sah man den Marschall und den Minister beständig zu einander gehn, öfter aber noch den Letztern das Portefeuille zum Marschall tragen. Die beiden Commis des Briefwechsels sah man tags täglich, oft mehrere Male, die Briefe mit dem Entwurf

der

der Antworten zum Marschall tragen, in welchen er wegs
strich, hinzusetzte und verbesserte, was ihm gut dünkte.

Die Demüthigung war groß für einen Minister, seine
Arbeiten beständig der Korrektur eines Mannes unterwerfen
zu müssen, der nicht in das Conseil ging und auch keine Ar-
meen commandirte. Eine so hohe und eigne Funktion setzte
den Marschall in ein sehr vertrautes Verhältniß mit dem Kö-
nige, und in eine glänzende Achtung, wozu noch die Geschichte
von Lille, und der öffentliche Einfluß, den er auf Chamillart's
Ungnade gehabt hatte, mitwirkte.

Boissin konnte sich schmiegen; und da er der Frau von
Maintenon, durch sie aber auch des Marschalls, vers-
ichert war, so erwartete er von der wohlthätigen Zeit den
glücklichen Augenblick, wo er von dieser Vormundschaft bes-
reit werden könnte, ließ sich aber jetzt nicht merken, daß sie
ihm lästig sey, am allerwenigsten gegen den Vormund, der
ihm gegeben war. Indessen war er doch immer Minister
dem Namen nach, und Boufflers that die Arbeit ohne Titel.
Der König nämlich hielt immer die Großen fern vom Minis-
terium, wenn sie gleich durch sich selbst einige Macht hatten,
weil Er nichts ohne sich geschehen lassen wollte.



Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentschaft

Philipps von Orleans

von

Ludwig Herzog von St. Simon.

V. Buch.

Inhalt des V. Buchs.

- I. Der Abbe Dubois erhält das Erzbisthum Cambray.
II. Massillon weiht ihn. III. Krankheit des Königs
Ludwigs XV. IV. Friede mit Spanien und Anekdoten
von der Vermählung der Tochter des Herzogs von Or-
leans mit dem Prinzen von Asturien; der Herzog von
St. Simon wird nach Spanien gesandt. V. Anekdoten
von der Prinzessin von Asturien und ihr sonderbares
Betragen.
-

I.

Cambray war durch das Absterben des Cardinals Tremouille zu Rom erledigt: eines der reichsten Erzbischümer und einer der größten Posten in der Kirche. Dubois hatte als Anspruch darauf nichts außer seiner Tonsur; aber 150000 Liv. Einkünfte reizten ihn, und vielleicht eben so sehr diese hohe Stufe in der Kirche, von wo aus leicht zur Cardinalswürde emporzusteigen war. So unverschämt er war und so viel Gewalt er über seinen Herrn gewonnen hatte, so machte es ihn doch nicht wenig verlegen, diese Bitte an den Regenten zu thun. Er kleidete seine Zudringlichkeit in einen Scherz ein und sagte zum Regenten: er habe einen spaßhaften Traum gehabt. Ihm habe geträumt, er sey Erzbischoff von Cambray. Der Regent, welcher merkte, wohin dieß zielte, ließ es an sich vorüber gehen und antwortete nichts darauf.

Dubois immer mehr verlegen, stockte und schwagte noch über seinen Traum; endlich wagte er eine kühne Wendung und fragte: warum er es denn nicht erhalten sollte? da Se. K. Hoheit so, durch einen einzigen Nachspruch, sein Glück machen könnte.

Den Regenten indignirte und erschreckte diese Frage, so wenig er auch sonst in der Wahl der Bischöffe gewissenhaft war, und indem er ihn mit einem verachtenden Blicke vom Kopfe bis zum Fuße maß, in welchem er ihn seine ganze Niedrigkeit, die Ausschweifung und das Scandal seines Lebens fühlen ließ, sagte er

mit dem Ton der Verachtung: Was? du Erzbischoff von Cambray!

Dübois war zu weit vorgerückt, um auf einem so schönen Wege stehn zu bleiben. Er berief sich auf Beispiele. Unglücklicherweise gab es deren genug voll Unwürdigkeit und Scandal auf den Bischoffsstühlen. Dank dem Bischoff von Chartres, Godet, mit den Augenichtsen seiner Seminaristen, womit er die Bisthümer füllte: Dank auch dem P. le Tellier und der Constitution, den Begünstigern der Niedrigkeit, Unwissenheit und Sittenverderbniß.

Der Herzog von Orleans, auf den nicht etwa diese schlechten Gründe einen Eindruck machten, sondern der in Verlegenheit war, wie er dem heftigen Eindringen eines Menschen widerstehen sollte, den er an keinen Widerspruch gewöhnt hatte, suchte sich aus der Sache zu ziehen und sagte zu ihm: „du bist ein entweihter Teufelskerl, wer würde dich einweihen?“ — „Ach wenn es nur darauf ankömmt, sagte der Abbé, so ist die Sache gemacht: ich weiß, wer mich weihen wird, und er ist nicht weit zu suchen.“ „Und welcher Teufel ist das? wer wird sich unterstehen, dich zu weihen?“ „Wollen Sie es wissen? versetzte der Abbé, und kömmt es nur darauf an?“ „Nun wer denn?“ versetzte der Regent. „Ihr erster Aumonier selbst, der da außen ist: er wird nichts lieber thun, und ich will gehn, und es ihm sagen.“ Zugleich umfaßte Dübois die Kniee des Herzogs, der betroffen und überrascht da stand, und nicht Nein zu sagen die Kraft hatte.

Dübois geht hinaus, zieht den Bischoff von Nantes bei Seite, sagt ihm: daß er Erzbischoff von Cambray werde, bittet ihn, daß er ihn weihen möge, erhält sein Versprechen, kömmt tanzend und springend zum Regenten zurück und sagt, der erste Aumonier verspreche, ihn zu weihen. Er bricht in Danksayungen,
lob.

lobsprüche und Bewunderung aus und versichert sich immer mehr seiner Sache, indem er sie als gewiß annimmt und den Regenten, der nicht Nein zu sagen wagte, übertäubt.

Dies war die Art und Weise, wie Dúbois Erzbischoff von Cambray wurde. Seine Ernennung war allen zum höchsten Aergerniß und erregte großen Lärm. So unverschämt Dúbois war, blieb er doch darüber immer verlegen und der Regent so sehr beschämt, daß man bald merkte, wie ungerne sie davon sprechen hörten.

Es war nun auch Zeit, daß Dúbois die kirchlichen Grade empfing. Er schmeichelte sich, daß der Cardinal Noailles, dem er besonders für die Sache der Constitution auf seinem jetzigen Posten unentbehrlich zu seyn hoffte, alles mögliche Zuorkommen gegen ihn zeigen würde, um so mehr, da der Cardinal wegen des Schutzes, den Dúbois seinen Feinden angedeihen ließ, um sie sich von weiten für die Cardinalswürde verbindlich zu machen, Ursache hatte, mit ihm unzufrieden zu seyn. Er hoffte nämlich, daß der Cardinal in der Absicht, ihn auf seine Seite zu ziehn, oder ihn wenigstens etwas gefälliger zu machen, gerne bei dem Regenten, bei ihm und bei dem Publikum sich das Verdienst machen würde, gegen ihn, der sich so wenig um ihn verdient gemacht hätte, großmüthig zu seyn. Aber er täuschte sich. Fleisch und Blut hatte niemals am Betragen des Cardinals Theil. Die Fehler des Geistes und Herzens und die so verrufenen Sitten des Abbés waren ihm allzubekannt; er verabscheute es, etwas dazu beizutragen, daß er die heiligen Grade erhielt. Gleichwohl fühlte er die ganze Schwere des neuen Hasses, den er von einem Menschen auf sich lud, der den Regenten ganz beherrschte; er fühlte, wie dieser über den von ihm angethanen Schimpf tief beleidigt

diat seyn müßte, und welches die Folgen davon für ihr ganzes übriges Leben seyn würden.

Aber nichts von allem diesem kümmerte Noailles; er schlug mit großem Bedauern und der größten Bescheidenheit, aber mit unerschütterlicher Festigkeit die Erlaubniß zum Empfang der geistlichen Grade ab; übrigens aber verhielt er sich ganz still, zufrieden seine Pflicht gethan zu haben, und suchte mit dieser Pflicht, soviel als möglich, Liebe und Bescheidenheit zu vereinigen.

Man kann sich die Wuth des Dübois über diesen Schimpf vorstellen, den er nie in seinem Leben dem Cardinal verzieh; dieser wurde aber nur um so mehr gelobt und bewundert, da er kein Lob und keine Bewunderung wollte.

Man mußte sich jetzt wo anders hin wenden.

Besons und sein Bruder der Mareschall, beide dem Herzog von Orleans so sehr ergeben und von ihm so gut belohnt, waren bei ihrem häurischen groben Wesen die besten Höflinge. Der Bischoff war vom Erzbisthum Bordeaux nach Rouen versetzt worden. Diese Diöces gränzt an die von Paris; Pontoise gehört noch dazu, und sie erstreckt sich noch um einige Meilen über Pontoise hinaus, nahe gegen Paris hin.

Auf diesen richtete der Abbé Dübois, welcher Zeit gewinnen und sich auch die Schande einer vergeblichen Reise ersparen wollte, sein Augenmerk; Besons schien ihm leichter zu bearbeiten, als der Cardinal Noailles; und so war es in der That. Der Erzbischoff von Rouen gab die nöthige Erlaubniß; und Dübois, der, unter dem Vorwande seiner Geschäfte, in einem Breve die Erlaubniß erhalten hatte, alle Grade auf einmal zu empfangen, und sich selbst von aller stillen Vorbereitung dazu dispensirte, begab sich an einem Morgen vier oder fünf Meilen von Paris in eine Pfarrkirche der Diöcese von Rouen, des Obergvicariats von Pontoise,

toise, wo ihm der Bischoff von Nantes und erste Almosenirer des Herzogs von Orleans, Bresson, in einer stillen Messe, die er extra tempora hielt, das Subdiakonat, das Diakonat und das Presbyterat auf einmal ertheilte. Dafür erhielt dieser nach Besons's Tode, der ihn nicht lange warten ließ, dessen Aemter, nämlich das Erzbisthum Rouen und die Deconomate zur Belohnung. Man war sehr auf die beiden Prälaten aufgebracht. Der Erzbischoff, der in großer Achtung stand, hatte dabei zu verlieren; der andere konnte nur gewinnen.

An demselben Tage, wo der Abbé Dübois die ordines alle zusammen auf einmal erhielt, wurde nachmittags im alten Louvre Conseil de Regence gehalten, weil die damals herrschenden Mätern, die auch im Palais Royal waren, hinderten, daß es nicht wie gewöhnlich in den Tuileries gehalten werden konnte. Man erstaunte, daß Abbé Dübois im Conseil de Regence fehlte, wo er, was er wollte, von auswärtigen Angelegenheiten zu referiren pflegte. Noch mehr erstaunte man aber, als man ihn ankommen sah. Er hatte keine Zeit mit Dankgebeten verloren, für das, was er empfangen hatte. Ein neues Vergerniß, wodurch das erste nur noch mehr erhöht wurde. Er kam, nach dem scherzhaften Ausdruck des Herzogs Mazarin, wie zu seiner ersten Communion.

Alle waren schon im Kabinet des Conseils versammelt, auch der Herzog von Orleans; alle standen zerstreut umher, ich stand in einem Winkel am untern Ende und plauderte mit dem Prinzen von Conti, mit dem Marschall von Tallard und einem andern, der mir entfallen ist, als ich den Abbé Dübois eintreten sah, im kurzen Kleide und in seinem gewöhnlichen Aufzuge. Wir erwarteten ihn nicht an diesem Tage und riefen daher einander zu. Er sah sich deswegen um,

und da er den Prinzen von Conti auf sich zukommen sah, mit jenem Hohnlachen seines Vaters, das aber weit von dessen Anmuth entfernt und eigentlich cynisch war, kam er diesem zwei Schritte entgegen. Der Prinz redete ihn an und sprach von den diesen Morgen so schnell auf einmal erhaltenen geistlichen Weihen, von seiner schnellen Ankunft im Conseil so kurze Zeit nach dieser Ceremonie, die doch in der Entfernung von Paris geschehen, von der höchsten Weihe, die für ihn nun so schnell folgen sollte, und von seinem und unser aller Erstaunen hierüber. Er fing an, ihm mit Wis und aller möglichen Bosheit eine pathetische Rede zu halten, die ziemlich ins Späßhafte fiel und jeden Andern außer Fassung gebracht hätte. Dübois, der kein einziges Wort dazwischen hatte anbringen können, ließ ihn reden und gab hierauf ganz kalt zur Antwort: wenn der Prinz ein wenig mehr von dem wahren Zustande des canonischen Alterthums unterrichtet wäre, so würde er das, was ihn so sehr in Erstaunen setzte, gar nicht auffallend finden. Er, der Abbé, habe nur dem Beispiele des h. Ambrosius gefolgt, dessen Ordination er zu erzählen anfing.

Ich hörte diese Erzählung nicht; denn in dem Augenblick, als ich den Namen Ambrosius hörte, stoh ich schnell ins andere Ende des Cabinets, voll Entsetzen über die Vergleichung des h. Ambrosius mit einem Dübois, von Dübois selbst angestellt, und weil ich fürchtete, daß ich mich nicht enthalten könnte, ihm in die Rede zu fallen, (denn ich fühlte, wie es mir die Kehle zuschnürte,) und ihm zu sagen, wie sehr der h. Ambrosius davon entfernt gewesen sey, sich auf diese Manier ordiniren zu lassen, wie sehr er sich geweigert habe, mit welcher Abneigung, mit welchem Schauder er hinzu getreten sey, indem er nur der Gewalt nachgegeben, mit der man einmüthig in ihn gedrungen war.

Die

Die lästerliche Anführung des Beispiels vom h. Ambrosius breitete sich schnell unter dem Publikum aus, und machte den Eindruck, welchen man sich leicht vorstellen kann. Die Ernennung des Dübois und diese Ordination geschahen zu Ende des Februars.

Ich will die Erzählung aller hieher gehöriger Dinge ununterbrochen fortführen, um nicht wieder darauf zurückkommen zu müssen.

Mitunter gebe ich eine interessante Anekdote von dem Uebergewicht des Abbé Dübois über seinen Herrn, und wie gefährlich es war, ihm zu mißfallen.

Er erhielt seine Bullen zu Anfang des Mai und wurde an einem Sonntage, den 9ten Junius, geweiht. Paris und der ganze Hof waren dazu eingeladen; nur ich war es nicht. Ich stand sehr schlecht mit ihm, weil ich ihn gar nicht schonte, und gegen den Herzog von Orleans über seine Absichten auf die Cardinalswürde und über die Art, wie er die Hülfe der Engländer und des Kaisers sich dafür zu gewinnen suchte, offen heraussprach. Da er meine Freimüthigkeit und Offenherzigkeit gegen den Herzog von Orleans fürchtete, die oft auf diesen Eindruck machte, obgleich ich mir sehr selten die Mühe gab und er immer daran arbeitete, jene Eindrücke zu verwischen: so kam er von Zeit zu Zeit zu mir, schonte mich, machte mir den Hof, suchte mir aber gleichwohl, so viel er konnte, das Zutrauen des Herzogs von Orleans zu entreißen oder es einzuschränken. Dies gelang ihm nie ganz oder auch nur auf lange Zeit. Ich selbst aber betrug mich, wie gesagt, sehr zurückgezogen, da mich alles gleichsam anekelte und mir den Muth benahm. So standen wir dem Anschein nach manchmal gut, oft aber schlecht.

Die Weihe sollte prächtig werden und der Herzog von Orleans derselben beiwohnen. Hatte die Ernennung und Ordination des Abbé Dubois Aufsehn, Aergerniß, und Abscheu erregt, so erhöhten dieses alles die prächtigen Vorbereitungen, und der allgemeine Unwille brach gegen den Herzog von Orleans los. Ich ging daher den Tag vor der Weihe zu ihm.

Ich sagte ihm, was mich zu ihm führe; daß ich nie mit ihm über die Ernennung des Abbé Dubois gesprochen, weil er wohl wisse, daß ich nie über geschehene Dinge spräche; ich würde auch jetzt nicht mit ihm darüber reden, wenn ich nicht gehört hätte, daß er den folgenden Morgen zu dessen Weihe gehn wolle; ich wollte nichts über die Art sagen, wie sie gefeiert werden sollte, so daß sie nicht prächtiger seyn könnte, wenn es noch gewöhnlich wäre, Prinzen von Geblüt zu Bischöffen zu machen, oder wenn sein zweiter Sohn geweiht werden sollte. Allein diese Sache betrachte ich als geschehen. Meine Ergebenheit gegen ihn erlaube mir hingegen nicht, Ihm zu verbergen, welche entseßliche Sensation eine so scandälöse Ernennung, eine so lästerliche Ordination, und so unerhörte Vorbereitungen zu der Weihe eines Menschen von der Art, dem Stande und den Sitten des Abbé Dubois allgemein erregten; nicht um Ihn wegen einer Sache Vorwürfe zu machen, die nicht mehr abzuändern sey, sondern damit er wüßte, auf welchen Grad der allgemeine Unwille gegen Ihn gestiegen sey, und damit Er daraus abnehmen möchte, daß Er alles im höchsten Grad verderben würde, wenn Er dieser Weihe selbst beiwohnen wollte. Ich beschwor Ihn, zu bedenken, wie sehr dieß auffallen würde, da die königlichen Prinzen nicht nur, sondern auch die Prinzen von Geblüt nie einer Weihe beizuwohnen die Gewohnheit gehabt hätten: denn daß die Könige und königlichen Personen zuweilen aus
 Neu-

Neugierde einer einmal beigewohnt hätten, könnte man nicht rechnen. Ich setzte hinzu, da die Meinung verbreitet sey, die auch sein Leben und seine Reden beständig veranlaßten, daß Er ganz und gar keine Religion habe, so würde man wahrscheinlich glauben und ausbreiten, daß er dieser Weihe nur beiwohne, um Gottes und seiner Lehre zu spotten; die Folgen davon könnten schrecklich seyn und seyen wenigstens immer sehr zu fürchten. Man würde mit Recht hinzusetzen, daß er sich vom Stolz des Abbé Dübois mißbrauchen lasse; dieser so öffentlich gegebene Beweis seiner Abhängigkeit durch eine Handlung, die so auffallend neu und unnöthig sey, würde Ihm einen Haß, eine Verachtung, eine Schande zuziehen, deren Folgen sehr bedenklich werden möchten. All dieses müsse ich Ihm als treuer Diener ohne allen Eigennuß sagen. Seine Abwesenheit oder seine Gegenwart bei dieser Weihe würde nichts an dem Glücke des Abbé Dübois ändern; dieser würde darum nicht mehr und nicht weniger Erzbischoff von Cambrai seyn, auch der Glanz der Feierlichkeit würde um nichts dadurch verdunkelt werden; es sey in der That für einen Dübois genug geschehen, ohne daß Er sich vor den Augen von ganz Frankreich, und von ganz Europa durch einen so unerhörten schimpflichen Schritt, der nur verrathen könnte, welche Gewalt Dübois über ihn habe, entehre. Ich beschwor ihn zuletzt, daß er nicht hingehen möchte, und sagte noch; Er wisse wohl, auf welchem Fuß ich mit dem Abbé Dübois gegenwärtig stehe, daß ich der einzige Mann von Bedeutung sey, den er nicht eingeladen habe; demungeachtet, wenn er mir versprechen und sein Wort darauf geben wolle, nicht zu dieser Weihe zu gehen, wollte ich ihm mein Wort geben, daß ich hingehen und der Weihe beiwohnen wolle; so großen Abscheu ich auch davor hätte, und wie sehr mich das, was
man

man darüber sagen könnte, beleidigen würde; ich wollte mich durch diesen Höflingsstreich mit ihm zu veröhnen suchen, ich, der von dergleichen Elendigkeiten so entfernt sey, und mich zu rühmen wage, bis zu diesem Augenblicke die Jungfrauschaft meiner Ehre auf das zarteste geschont zu haben.

Ich sprach dieß mit Lebhaftigkeit, Offenheit und Energie und mit lauter Stimme. Ich erstaunte, als der Regent mir sagte, daß ich Recht hätte und ihm die Augen öfnete; noch mehr, als er mich umarmte, und sagte: ich hätte als wahrer Freund gesprochen; Er gäbe mir sein Wort, nicht hinzugehen und würde es halten. Hierauf trennten wir uns, indem ich ihn noch einmal ermahnte und Er es mir von neuem versprach, und mir dankte, daß ich diesen Schritt gethan hätte.

Er hatte gewiß nicht den Wunsch, daß ich jetzt fortgehen möchte: denn ich kannte ihn genau, und erforschte ihn bis in sein Innerstes. Ich ging von selbst fort, sehr vergnügt, daß ich ihn von einem so schimpflichen und ungewöhnlichen Schritte abgehalten hatte.

Wer hätte nun nicht geglaubt, daß dieser Prinz Wort halten würde? Wir werden sehn, daß er es wollte, aber wir werden auch sehn, was geschah.

Ob ich gleich meiner Sache gewiß zu seyn glaubte, so fürchtete ich doch die große Gutmüthigkeit und Schwäche des Prinzen und Dübois's stolze Herrschaft über ihn. Ich suchte also, ehe ich zur Weihe fuhr, mich erst zu vergewissern. Am andern Morgen ließ ich mich im Palais Royal erkundigen, und hielt unterdessen meinen Wagen bereit, um mein Wort zu halten; aber wie sehr war ich betroffen, (so lange ich auch schon an das Elend des Herzogs gewöhnt war) als der, den ich ausgesickt hatte, um sich zu erkundigen, zurückkam, und mir erzählte, daß er so eben den Her-

zog von Orleans mit allem Pomp in den Wagen habe steigen und zur Weihe fahren sehen. Ich ließ abspannen und vergrub mich in mein Cabinet.

Den zweiten Tag darauf erfuhr ich von einem Favoriten der Frau von Parabere, die damals die regierende Maitresse, aber dem Herzog nicht treu war: sie habe in der Nacht vor der Weihe bei dem Herzog von Orleans im Palais Royal geschlafen, (was selten in dem Zimmer und dem Bette des Herzogs von Orleans, sondern fast immer bei ihr geschah). Hier nun habe er mit ihr von mir gesprochen, mich sehr gelobt und meine Freundschaft gegen ihn gerühmt, und gesagt, daß er dessen, was ich ihm vorgestellt, eingedenk seyn und nicht zur Weihe gehn wolle, und daß er mir den besten Dank von der Welt wisse.

Frau von Parabere lobte mich ebenfalls, und gab zu, daß ich Recht hätte, sagte aber zuletzt, er würde doch zur Weihe gehn. Betroffen sagte der Herzog: sie sey nicht klug. „Das mag seyn, aber Sie werden doch zur Weihe gehn.“ „Und ich sage, daß ich nicht hingehn werde,“ versetzte der Regent. „Und doch, sage ich Ihnen, werden Sie hingehn.“ — „Aber das ist doch seltsam; du sagst, der Herzog von St. Simon hat Recht, und am Ende, warum sollte ich denn hingehen?“ — „Weil Ich es haben will. — „Nun das ist etwas anders! und warum willst du denn, daß ich hingehn soll? Was ist das sonderbar!“ — Warum? Darum.“ — „O! „darum, darum . . . Das heißt nichts. Sag denn warum, wenn du kannst.“ „Wollen Sie es also durchaus wissen?“ sagte sie nach einigem Hin- und Wiederreden. „Sie wissen ja, daß ich vor einigen Tagen mit dem Abbé Dubois einen Streit gehabt habe, der noch nicht vorbei ist; Dubois ist ein Teufel, der alles ausspionirt, er wird es erfahren, daß wir diese Nacht hier zusammen geschlafen haben.“

haben. Wenn Sie nun morgen nicht zu seiner Weihe kommen, so wird er gewiß glauben, daß ich es gewesen, die Sie davon abgebracht habe; nichts wird ihm den Verdacht benehmen können, und er wird es mir nie verzeihen; er wird gegen mich tausend Klatschereien bei Ihnen anzetteln und wird uns bald genug entzweien. Dieß will ich nun nicht, und deswegen will ich, daß Sie zu seiner Weihe gehen, obgleich der Herzog von St. Simon Recht hat *)". Es erfolgten noch einige schwache Widersprüche, und sodann der Entschluß und das Versprechen, zur Weihe gehen zu wollen, welches sehr treu gehalten wurde.

In der folgenden Nacht schlief die Parabere in ihrer Wohnung bei einem ihrer Nebenliebhaber, und diesem erzählte sie die Geschichte. So spaßhaft fand sie dieselbe. Dieser erzählte sie Biron, und Biron — mir noch denselben Abend. Ich beklagte mit ihm die Sklaverei des Regenten, mit dem ich nach dieser Weihe nie wieder gesprochen habe, noch auch er mit mir. Doch war er nachher gegen mich immer sehr beschämt und verlegen. Ich habe nicht erfahren, ob er seine Schwachheit so weit trieb, daß er dem Abbé Dübois erzählte, wie ich ihn abzuhalten gesucht, oder ob es die Parabere diesem gesagt hat, um sich bei ihm ein Verdienst daraus zu machen und mit ihrem Credit zu prahlen, daß sie den Herzog von Orleans auf andere Gedanken gebracht habe. Dübois war vollkommen davon unterrichtet und hat mir es nie verziehen. Ich habe nachher von Belle-isle erfahren, daß er zu ihm und zu le Blanc gesagt hatte, von allem, was ich je gegen ihn gethan, selbst die gefährlichsten Streiche

*) Der Herzog von St. Simon sagt nicht, daß Frau von Parabere so gesprochen habe, auf Bitten des Abbé.

He nicht ausgenommen, die ich ihm zuweilen versezt, habe ihn nichts so tief beleidigt, als daß ich den Herzog von Orleans hätte abhalten wollen, seiner Weihe beizuwohnen. — Von dieser selbst ist es denn nun auch Zeit etwas hinzuzufügen.

Sie wurde mit der größten Pracht vollzogen, und es schien alles darauf angelegt zu seyn, die ungemessene Gunst eines in Stolz und Ehrgeiz ersoffnen Ministers, die grenzenlose öffentliche Sklaverei, in welcher er seinen Herrn hielt, und die zügelloseste Frechheit zu zeigen, mit der er sich, vor den Augen von ganz Frankreich und von ganz Europa, öffentlich mit derselben brüstete, und mit der er auf die hervorstechendste Art zeigen zu wollen schien, daß er unter der Maske eines leeren Namens von ganz Frankreich nach innen und nach außen Herr sey, und daß, wer ein Anliegen habe, es sey welches es wolle, an ihn als an den einzigen Gnadenauspender und wahren Inhaber der Gewalt in Frankreich sich zu wenden habe.

Das Kloster Val de Grace, als das prächtigste königliche Kloster zu Paris, wurde auch wegen seiner sonderbaren Kirche zum Ort der Weihe erwählt. Der Cardinal von Rohan, dem alles willkommen war, wo er dem Cardinal Noailles entgegen handeln konnte, ergriff, weil letzterer den Abbé Dubois die Erlaubniß versagt hatte, in seiner Diöces ordinirt zu werden, mit Freuden eine so kostbare Gelegenheit, dem Regenten seinen Hof zu machen und seinen Minister sich zu verbinden, indem er sich beeiferte, die Ceremonie zu verrichten. In der That war ein Cardinal von seiner Geburt, ein Bischoff von Straßburg, und ein mit allen möglichen Auszeichnungen überhäufter Mann gerade ein Consecrator, wie ihn der Abbé Dubois nur irgend hätte wünschen können.

In Sachen der Ehre ist der erste Schritt der schwerste. Der Cardinal hatte nach der eigennützigen Ueberredung des Marschalls von Tallard den ersten Schritt schon übersprungen, indem er sich dem Gesetze unterwarf, das ihm schon der P. le Tellier auferlegte, als er Großalmosenirer werden wollte, nämlich sich mit ihm gegen den Cardinal von Noailles zu verbinden. Nach den Gewaltthätigkeiten, zu denen ihn dieser fürchterliche Jesuit als Werkzeug brauchte, und welche er, aus Eigennuz und Stolz, um Haupt der Partei zu seyn und um dem Cardinal Bissy nicht die Ehre und den Vortheil davon zu überlassen, nachher so fortsetzte, daß er selbst den Charakter dieser Rolle völlig durchführte, war es nicht zu erwarten, daß ihn irgend eine Rücksicht von Schande und Infamie von einer so starken Prostitution abhalten könne, noch weniger, daß ihm sein Gewissen einen Vorwurf über die Gotteslästerung, zu der er sich als Werkzeug hergab, machen würde.

Der Abbé Dübois wurde also durch diese hohe Ehre beglückt, die er ihm zu erweisen geruhte; und der Herzog von Orleans bezeugte dem Cardinal seine ganze Theilnahme. Der Cardinal, entzückt über alle die Hoffnungen, welche ihm dieser große politische Streich eröffnete, mehr aus Interesse für sein Haus als für seine eigene Sache, die ganz mit dem Interesse desselben verknüpft war, lächelte über alles Geschwäg und über die Aeußerung des allgemeinen nirgends zurückgehaltenen Unwillens, den dieser Schritt gegen ihn erregte. Er betrachtete alles dieses nur als neue Gründe für seine Hoffnungen und Erwartungen, die er sich von einem alles vermögenden Manne machen dürfe, dem zu Liebe er sich so viel Schande aussetzte.

Was die beiden assistirenden Bischöffe betrifft, so hatte der von Nantes wegen der Ordination, die er dem

dem Abbé Dubois zu geben gewagt hatte, darauf ein solches Recht, daß man ihm niemanden vorziehen konnte; was den andern Assistenten betraf, so glaubte Dubois einen suchen zu müssen, dessen Lebensart und Sitten ein Gegengewicht abgeben könnten. Er wählte daher Massillon, den berühmten Priester des Oratoriums, der durch seine Tugend, Gelehrsamkeit, und große Rednertalente Bischoff von Clermont geworden war, weil zuweilen, aber selten einige gute unter der großen Zahl der schlechten zu Bischöffen gemacht wurden.

II.

Massillon verlegen, überrascht, ohne Stütze, fühlte die ganze Schimpflichkeit des ihm gethanen Antrags. Er zauderte, aber wagte nicht es abzuschlagen. Was konnte ein so geringer Mann in seinem Jahrhundert dem Regenten gegenüber gegen seinen Minister und den Cardinal Rohan? Er wurde aber dennoch vom Publikum getadelt, und besonders von den bessern aller Parteien; denn das entfesselte Wergerniß dieser Sache hatte sie alle vereinigt. Die vernünftigeren, deren es doch noch viele gab, beklagten ihn bloß. Man gab endlich ziemlich allgemein die Unmöglichkeit zu, daß er hätte los kommen und es abschlagen können. Die Kirche war prächtig geschmückt; ganz Frankreich war eingeladen und wagte es nicht, nicht zu erscheinen. Es waren Tribünen für die protestantischen Ambassadeurs und andere Minister errichtet, eine äußerst prächtige für den Herzog von Orleans und den Herzog von Chartres, den jener mitbrachte; noch mehrere für die Damen. Da der Herzog

von Orleans ins Kloster hineinging und seine Tribüne sich im Innern befand, so stand es allen Ankommenden offen; überall waren in und außer demselben alle Arten von Erfrischungen zu finden, welche eine Menge Leute bereiteten und mit Verschwendung theilten.

Diese Verwirrung dauerte den ganzen Tag fort, indem eine Menge Tafeln außer- und innerhalb des Klosters für die ganze Subalternschaft des Festes und für alle, die sich dazu halten wollten, aufgestellt waren. Die ersten Cammerherrn des Herzogs von Orleans und seine ersten Hofleute machten die Honneurs der Ceremonie, empfingen die Leute von Auszeichnung, gaben ihnen Plätze, und am Ende das Geleite. Andre sorgten eben so für die Geringern. Die sämtliche Polizeidienerschaft war angestellt, um mit aller möglichen Ordnung und Bequemlichkeit die unzähligen Wagen zu rangiren, vorfahren und abfahren zu lassen.

Nach der Weihe, wobei von Seiten des Geweihten und der Zuschauer, besonders beim Herausgehen, wenig Wohlstandigkeit beobachtet wurde, begab sich der Herzog von Orleans nach Bezeugung seiner Zufriedenheit nach Usnieres, wo er mit Frau von Parabere zu Mittag speiste, die sehr froh darüber war, daß sie ihn zur Weihe hatte gehn lassen, wo er von Anfang bis zu Ende, obwohl mit wenig Decenz, zusehn hatte. Alle Prälaten, Abbés und eine Menge Laien von Consideration wurden während der Feierlichkeit von den ersten Hofleuten des Herzogs zum Mittagsmahl ins Palais Royal eingeladen. Dieselben Hofleute machten die Honneurs des Gastmahls, das mit dem glänzendsten Ueberfluß und Delicatesse auf Kosten des Herzogs angestellt war, und von seinen Leuten servirt wurde. Es waren zwei Tafeln von dreißig Couverts in zwei großen Zimmern des großen Appartements gedeckt,

deckt, die mit den Vornehmsten von Paris besetzt waren. Ueberdies stunden noch mehrere andere Tafeln, die eben so gut servirt waren, in andern daranstoßenden Zimmern für Leute von weniger Auszeichnung. Der Herzog von Orleans schenkte dem neuen Erzbischoff einen Diamant von großem Werth zu seinem bischöflichen Siegelringe. Der ganze Tag wurde mit der Feier dieses Triumphs zugebracht, die weder die Billigung der Menschen noch den Segen Gottes hatte.

III.

Am letzten Jun. 1721 erwachte der König, der bis dahin eine vollkommene Gesundheit genossen hatte, mit Kopfsweh und einem bösen Halse. Es kam ein Fieber dazu, den Nachmittag nahm das Kopf- und Halsweh zu, und er mußte sich zu Bette legen.

Ich ging den andern Tag Mittags hin, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, und hörte, daß er eine schlechte Nacht gehabt und seit zwei Stunden eine ziemlich starke Verdopplung des Fiebers habe. Ich fand alles in der größten Bestürzung. Da ich das Recht des ersten Zutritts (*grandes entrées*) hatte, ging ich in sein Zimmer und fand es sehr leer. Ich sah den Herzog von Orleans am Camin sehr traurig sitzen, trat einen Augenblick zu ihm und sodann zu dem Bette des Königs.

Eben gab ihm *Boulduc*, einer seiner Apotheker, etwas einzunehmen, die Herzogin de la Ferté, die vermöge ihrer Schwester der Herzogin von Ventadour, als Pächin des Königs, sters Zutritt hatte, sah *Boulduc* über die Schulter, sie drehte sich um, um zu sehen, wer käme, und als sie mich sah, sag-

te sie halbleise zu mir: „Er ist vergiftet, er ist vergiftet.“ — „Neden Sie nicht so laut, Madame, sagte ich: das ist schrecklich.“ Sie wiederholte es aber und so laut und deutlich, daß ich fürchtete, der König möchte es gehört haben. Boulduc und ich sahen uns einander an, ich entfernte mich von dieser Unbedachtsamen, mit der ich sonst nichts zu thun hatte, und sagte nichts, als daß ich mit Boulduc über einen so entsetzlichen ungegründeten Argwohn die Achseln zuckte.

Während dieser Krankheit, die nur fünf Tage dauerte, wovon aber die drei letzten sehr gefährlich waren, war ich sehr unruhig und bekümmert, zu gleicher Zeit aber so froh, daß ich mich standhaft geweigert hatte, Gouverneur des Königs zu werden. Ich wurde so unruhig, wenn ich mir vorstellte, daß ich es wäre und in welchem Zustande ich mich alsdann befinden würde, daß ich oft des Nachts erschreckt auffuhr, und wenn ich erwacht war, ich die lebhafteste Freude fühlte, nicht in dieser Lage zu seyn.

Die Genesung war schleunig, sie gab allen die Ruhe und Freude zurück und veranlaßte eine Menge von Teum und frohen Feierlichkeiten. Helvetius hatte allein die Ehre, den König gerettet zu haben; die Aerzte hatten alle den Kopf verloren, nur er nicht; in einer Consultation, bei welcher der Herzog von Orleans gegenwärtig war, behauptete er die Nothwendigkeit eines Aderlasses am Fuße und drang mit seiner Meinung durch; bald stellten sich darauf deutliche Zeichen der Besserung ein, und es folgte schnell die gänzliche Genesung.

Der Marschall von Villeroy ließ diese Gelegenheit nicht vorüber gehen, seine ganze Schwärze und Niedrigkeit zu zeigen; er gab sich alle Mühe, um den gehässigsten Verdacht auszubreiten und denen von der Robe seinen Hof zu machen, welche damals entsetzlich
gegen

gegen den Regenten erbittert waren. Es kam keine noch so geringe Magistratsperson in die Tuilerien, die er nicht bei sich einführen ließ. Er ging selbst zu diesen Personen hin, um ihnen Nachrichten vom Könige zu sagen, und zu schmeicheln, während er für die ersten Edelleute unzugänglich war. Die Magistratspersonen von mehr Bedeutung (ich verstehe immer die vom Parlemeute) oder die Chefs der andern Collegien, oder die aus den Parquets, führte er zu jeder Stunde in das Zimmer des Königs und ganz nahe zum Bette hin, damit sie ihn sehen sollten; während kaum die, welche das Recht des ersten Zutritts hatten, dieses Privilegium genossen. Eben so machte er es in der ersten Zeit der Genesung, die er so weit als möglich hinauszog, um den Magistratspersonen, so oft dergleichen kamen, dieselbe Auszeichnung zu gewähren, während er die Vornehmsten vom Hofe und selbst die Ambassadeurs ausschloß. Er glaubte Volkstribun zu seyn, und strebte nach der Volksgunst und der gefährlichen Macht der Tribunen.

Hierauf schlug er einen andern Weg ein, der denselben Zweck gegen den Herzog von Orleans hatte. Er vervielfältigte die Redeums, so sehr er konnte, ermunterte die verschiedenen Stände der Unterbeamten des Königs, dergleichen an verschiedenen Tagen und in verschiedenen Kirchen singen zu lassen, wohnte allen bei, führte, wen er konnte, mit sich hin. So lief er über sechs Wochen nach den Redeums herum, die in allen Kirchen zu Paris gesungen wurden. Er sprach von nichts als von der Genesung des Königs und affectirte eine Freude, die unverkennbar nur absichtliche Parteisucht verrieth. Er ließ auch zu Lyon und durch den Erzbischoff, seinen Sohn, eine Menge Feste anstellen, und sorgte dafür, daß die Nachricht davon ausgebreitet wurde.

Der König ging in öffentlicher Feierlichkeit in die Kirchen zu Notre Dame und St. Genevieve, um Gott für seine Genesung zu danken. Unter diesen so lange fortgesetzten Nimmerereien war der August zu Ende gegangen und das St. Ludwigsfest herangekommen.

An diesem Tage wird alle Jahre ein Concert im Garten gegeben. Der Marschall sorgte dafür, daß das Concert zu einer Art von Fest wurde, und beschloß es mit einem Feuerwerk. Es braucht nicht so viel, um das Volk herbeizuziehen; und der Zusammenlauf war so groß, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte; die Fenster der Tuilerien waren vollgestopft und alle Dächer des Carousels besetzt, so viel sie tragen konnten; so auch der Platz selbst. Der Marschall war über diesen Zusammenfluß von Menschen entzückt, aber dem Könige war er so lästig, daß er sich jeden Augenblick in einen Winkel zurückzog. Der Marschall zog ihn dann beim Arme hervor und führte ihn bald an die Fenster, von wo aus er den Hof, den Platz und die Dächer des Carousels mit Menschen angefüllt sah, bald an die, welche in den Garten gingen, und wo man die unzählige Menge, die auf das Fest warteten, übersehen konnte. Es lebe der König! rief alles, so oft er sich blicken ließ, und wenn der König zurücktreten wollte, hielt ihn der Marschall und sagte: „Sehn Sie doch, mein König, alle die Menschenhaufen, alle diese Menschen sind Ihr Eigenthum, gehören Ihnen, Sie sind Herr davon; sehen Sie sie doch ein wenig an, um sie zu befriedigen: denn sie sind Ihre; Sie sind der Herr von allen.“

Ein schöner Unterricht von einem Gouverneur, und dieß wiederholte er ihm jedesmal, wenn er ihn ans Fenster führte, und suchte es ihm recht tief einzuz-

zuprägen, wie wenn er fürchtete, daß er es vergessen möchte. Auch hat er es sehr gut behalten. Denn ob er nachher von seinen Erziehern denselben Unterricht erhalten hat, weiß ich nicht.

Zuletzt führte der Marschall den König auf die Terrasse, wo er unter einem Thronhimmel das Ende des Concertes hörte und nachher das Feuerwerk mit ansah.

Der Unterricht, den ihm der Marschall von Ville-ron gab, und so oft und öffentlich wiederholte, machte ihm wenig Ehre. Er selbst aber erfuhr nachher zuerst die Wirkung seiner schönen Lehren, wie wir sehen werden.

Der Herzog von Orleans betrug sich bei dieser Krankheit auf eine so bescheidene und kluge Art, daß er dadurch in den Augen des Publikums sehr gewann. Er machte sich zwar Sorge, aber seine Unruhe blieb in den Gränzen des Schicklichen. Sie blieb gemäßigt und ohne Affectation; er beobachtete eine solche Zurückhaltung in seinen Reden, und eine so streng gehaltene Aufmerksamkeit in seinem ganzen Betragen, daß nichts an ihm verrieth, daß er der Nachfolger Ludwigs XV sey. Besonders beobachtete er das genau, daß er das Befinden des Königs nie für zu wohl und nie für zu schlecht hielt und durchaus keine Veranlassung gab, daß man sagen konnte, er fürchte sein Wohlsenn oder wünsche sein Uebelbefinden.

Es konnte ihm nicht entgehen, daß in einem für ihn so kritischen Zeitpunkte die forschenden Blicke aller auf ihn geheftet seyen; da er aber in der That nie die Krone wünschte, so unwahrscheinlich dieß auch scheinen mag, so hatte er nur auf sich zu achten, nicht aber sich den geringsten Zwang anzuthun.

Auch bedurfte er hierüber keines Rathes. Seine freimüthigsten und vertrauesten Freunde (ich zum Beispiel) sahen ihn immer so, wie ihn das Publikum sah. Dieß wurde auch sehr wohl bemerkt und die entgegen-gesetzte Partei dadurch zum Stillschweigen gebracht, die sich schon darauf gerüstet hatte, alles, was sie bemerken würde, bis auf die kleinsten Dinge aufzufassen und zu benutzen. Er hatte überdieß das Glück, daß die, welche auf das engste an ihm hingen und am ersten auf ein unglückliches Ereigniß hätten hoffen können, dasselbe Betragen, wie er, beobachteten, und daß keiner von ihnen, auch nicht einmal ein Bedienter (und das ist ein Wunder) sich das geringste Verdächtige merken ließ.

Diese Krankheit bewog den Hof, mit der Vermählung des jungen Prinzen zu eilen.

IV.

Endlich wurde mit Spanien Friede gemacht und durch Vermählungen derselbe sanctionirt. Ich übergehe mit Stillschweigen das lange Ceremoniell, welches man beobachtete, als ich dazu bestimmt war, die Vermählung Ludwigs XV. mit der Infantin von Spanien abzuschließen *) und alles das, was der Vermählung der Prinzessin von Orleans mit dem Prinzen von Asturien vorausging.

Ich hatte Befehl, bei dieser Vermählungsfeier den Vor-

*) Der Herzog von St. Simon sagt nicht, daß der Cardinal Dubois, der den Herzog immer fürchtete, seine Sendung nach Spanien bewürkte.

Vorrang vor allen zu nehmen. In dieser Absicht begab ich mich bei Zeiten in die Capelle, die noch ganz leer von Hofleuten war. Ich stellte mich rechts an das Kniefissen des Königs, ganz ans Ende, außerhalb des Teppichs und hatte daselbst einen Zeitvertreib, wie ich ihn nicht erwartet hatte. Der Cardinal Vorgia, im bischöflichen Ornat, stand an der rechten Seite des Altars, mit dem Gesicht gegen mich gekehrt. Er ließ sich von zwei Almosenirern im Chorrock seine Lection vorsagen, die ihm ein großes Buch aufgeschlagen vorhielten, in welchem der gute Cardinal nicht lesen konnte. Er strengte sich an, las laut und falsch; die beiden Geistlichen corrigirten ihn, er wurde verdrießlich und schalt sie; nun wurde er von neuem corrigirt und erzürnte sich immer mehr, bis er sich umkehrte und ihnen die Chorröcke zurückstieß. Ich lachte aus Leibeskräften, denn er sah und hörte nichts; so sehr war er mit seiner Lection beschäftigt.

Die Vermählungen werden in Spanien Nachmittags gefeiert. Der Anfang der Ceremonie geschieht an der Thür der Kirche, so wie auch bei den Taufen. Der König, die Königin, der Prinz, die Prinzessin kamen jetzt nebst dem ganzen Hofe vor der Kirchthür an und wurden laut angekündigt. „Sie sollen warten,“ rief der Cardinal ganz erzürnt, ich bin noch nicht fertig.“ Sie hielten wirklich still und der Cardinal, röther als seine Mühe und ungeduldig, daß er nicht lesen konnte, setzte seine Lection fort. Hierauf ging er an die Thür, wo die Ceremonie ziemlich lange dauerte.

Ich wäre aus Neugierde gern gefolgt, wenn ich nicht meinen Platz hätte behaupten müssen. Ich mußte dort manchen Spasß entbehren; denn ich sah den König und die Königin lachend und mit einander sprechend hereinkommen und in ihr Vespulst treten. Auch der ganze Hof lachte. Der Nuncius trat zu mir und be-

zeugte mir durch Geberden sein Erstaunen, daß ich diesen Platz eingenommen, der der erste sey, indem er mich *Signore* nannte; aber ich hatte mir vorgenommen, nichts zu verstehen. Ich zeigte lachend auf den Cardinal und machte ihm Vorwürfe, daß er ihn nicht besser unterrichtet habe. Dieser Scherz und die Unbefangenheit, mit der ich dieß sagte, ohne auf die Demonstration des Nuncius zu achten, machte eine so glückliche Diversion, daß von nichts anderm mehr die Rede war, zumal da der Cardinal im Fortgang der Ceremonie immer mehr Anlaß zum Lachen gab; denn er wußte nie, wo er war, und was er that, und mußte jeden Augenblick von seinen Almosenirern corrigirt und zurecht gewiesen werden, so daß der König und die Königin und alle Anwesende sich nicht mehr des Lachens enthalten konnten.

Ich sah den Prinzen und die Prinzessin von hinten, auf einem Rissen zwischen dem Betpult und dem Altar knieend, und den Cardinal mir gegenüber, der in der höchsten Verlegenheit Grimassen schnitt. Glücklicherweise hatte ich wegen meines Platzes mit niemanden zu thun, als mit dem Nuncius. Der Oberhofmeister des Königs hatte neben seinem Sohne, dem *Gardecapitain en quartier*, am letzten Ende von dem Teppich des Betpultes Platz genommen, die Großen standen in Menge um ihn her, und alles was sich von Vornehmern da befand, und die übrigen hatten die ganze Capelle erfüllt, die so voll war, daß sich niemand regen konnte.

Während so der arme Cardinal allen, die ihn sahen, zum Spotte diente, bemerkte ich am Könige und an der Königin die äußerste Zufriedenheit über die Vollziehung dieser Vermählung. Als die Ceremonie beendigt war, die nicht lange gedauert hatte, und während welcher niemand niedergekniet war, als der König und die

die Königin, wenn es nöthig war, standen die beiden Neuvermählten auf, traten links ans Ende ihres Fußteppichs zurück und sprachen leise mit einander, etwa ein gutes Vaterunser lang. Hierauf blieb die Königin an ihrem Plaze, der König aber kam auf mich zu und erzeigte mir die Ehre zu sagen: „Monsieur, ich bin so wohl mit Ihnen und Ihrer Gesandtschaft zufrieden, daß ich Sie zum Grand von Spanien der ersten Classe mache, Sie und den von ihren zween Söhnen, den Sie wählen, um dieselbe Würde mit Ihnen zu genießen. Ihren ältesten Sohn mache ich zum Ritter des goldenen Vlieses.“

Die Bescheidenheit und Gravität der Spanier erlaubt ihnen nicht, Neuvermählte ihr Veilager halten zu sehn, wie es in Frankreich Sitte ist. Nach Aufhebung des Hochzeitmahles, hat noch eine kurze Conversation statt, und sodann geht alles weg, selbst die Anverwandten, Männer, Weiber und Kinder jedes Alters; hierauf entkleiden sich die Neuvermählten, ein jedes für sich und legen sich zusammen nieder, ohne alle Zeugen als die wenigen Leute, die sie bedienen müssen, gerade so wie wenn sie schon lange verheirathet wären. Diese Sitte war mir nicht unbekannt und ich hatte hierüber keinen Befehl erhalten. Demungeachtet konnte ich eine Vermählung nicht für gültig ansehen, wo nicht wenigstens der Präsumtion nach die letzte Vollziehung hinzugekommen wäre, und zwar wegen der politischen Umstände der Zeit. Man war wegen des Alters und der Zärtlichkeit des Prinzen von Asturien dahin übereingekommen, daß er nicht eher als bis Ihre Kath. Majestäten es für gut hielten, also mutmaßlich nicht vor einem Jahre, bei der Prinzessin wohnen sollte. Ich äußerte meine Besorgnisse hierüber gegen den Marquis von Grimaldo; es half aber nichts. Er war ein Spanier und that also nichts, als daß er mich über

über eine Sache zu beruhigen suchte, die er für unabänderlich ansah; und außer daß ich nur einige Augenblicke mit ihm reden konnte, so glaubte ich nicht weiter in ihn dringen zu dürfen, und suchte ihn vielmehr glauben zu lassen, daß ich mich für überwunden halte, weil ich fürchten mußte, daß, wenn er mehr Hartnäckigkeit bei mir sähe und vermuthete, daß ich mit dem Könige und der Königin sprechen wollte, er mir den Vorsprung abgewinnen und sie dahin stimmen möchte, daß sie die bestehende, bis dahin unverletzte Sitte behaupteten.

Aber ich entschloß mich, es nicht dabei zu lassen. In der Audienz also, die ich zu Lerma hatte, fing ich von der Vermählung und letzten Vollziehung derselben zu reden an; ich billigte den Aufschub und billigte die bescheidenen decenten Sitten der Spanier in dieser Rücksicht, setzte aber hinzu, diese Sitte könnte wohl einmal gebrochen werden für einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit als die letzte Bestätigung in einem solchen Fall. Ich würde es als die letzte Erfüllung der von Ihro Kath. Majestäten gegen den Herzog von Orleans gezeigten Huld und der Gewißheit der von ihm so ersehnten Rückkehr des kostbaren Friedens und der Ehre ihrer Freundschaft und zu gleicher Zeit als das schönste und untrüglichsste Zeichen der innigen unaußlölichen Vereinigung der beiden königlichen Linien und der beiden Kronen im Angesicht von Europa ansehen, wenn Ihro Majestäten zu erlauben geruhten, daß es bei dieser Vermählung so gehalten würde, wie Se. Majestät selbst Zeuge gewesen, daß es bei der Vermählung des Herzogs von Burgund gehalten worden. Der König und die Königin sahen einander an. Ich setzte noch hinzu: ich hätte hierüber keinen Befehl, und spräche so aus wahren Eifer als treuer Diener der beiden Kronen, als ächter Franzos, als ächter Spanier, als Diener des Herzogs von Orleans, um der Folgen willen, die daraus für die beiden Mon-

arz

archieen und für ganz Europa entspringen würden u. s. w. Ihre Kath. Majestäten sahen einander wieder an und sagten sich leise einige Worte. „Aber wenn wir nun Ihren Forderungen nachgeben, wie soll es denn gehalten werden?“ „Nach dem Ball, antwortete ich, würde man die Neuvermählten veranlassen, daß sie sich zusammen niederlegten. Wenn sie zu Bette wären, so würde man die Thüren öffnen und den Hof eintreten lassen, alsdann die drei Vorhänge auf und wieder in Gegenwart der Menge zuziehen, hierauf aber diese ertlassen. Indesß würden der Herzog von Popoli und die Herzogin von Monteliano leise unter die Vorhänge getreten seyn und den Prinzen und die Prinzessin genau beobachten. Sobald die Menschen aus den Antichambren alle fortwären, so könnten sie den Prinzen aufstehen lassen und ihn in sein Appartement führen. Der König und die Königin billigten diesen Vorschlag, und nach einigem Hin- und Wiederreden über diesen Gegenstand versprachen sie mir, meinem Vorschlag zu folgen, und ich dankte ihnen dafür.

V.

Die Prinzessin von Asturien war bei ihrer Ankunft zu Madrid krank gewesen. Mit ihrer Genesung zeigte sich zugleich ihre Laune. Ich erfuhr von den Personen, die um sie waren, daß sie sich hartnäckig weigere, zur Königin zu gehen, ungeachtet sie während ihrer Krankheit die außerordentlichsten Beweise ihrer Sorge und Güte empfangen hatte und beständig von ihr besucht worden war, und noch jetzt besucht wurde. Sie wollte durchaus ihr Zimmer nicht verlassen; belustigte sich aber am Fenster und war ganz gesund. Ihr Appartement war in einem Stock mit der Königin ihrem

rem und nur durch eine kleine innere Gallerie von demselben getrennt; denn sie ging in das Appartement der Infantin. Sie wollte von den Aerzten nichts mehr über ihre Gesundheit hören und von den Damen ließ sie sich nichts über ihr Betragen sagen, und selbst der Königin gab sie eine sehr trockene Antwort, als sie sie durch die sanftesten Vorstellungen zurechtzuweisen suchte. Die Königin sprach sogar selbst mit mir darüber und trug mir auf, sie zu besuchen und zu versuchen, ob ich sie zurecht bringen könnte.

Ich antwortete, ich sey nur zu gut von allem unterrichtet, und sey sehr deswegen in Unruhe; ich könnte mir nicht schmeicheln, daß ich mehr als Ihre Majestät über das Gemüth der Prinzessin vermögen würde; und nachdem wir über diesen Gegenstand ein wenig hin und hergesprachen, nachdem sie mir gesagt, was sie davon zu wissen glaubte, und ich manches hinzugesetzt hatte, was ich besser wußte und was sie nicht leugnete, nahm ich mir die Freiheit ihr zu sagen, daß die Prinzessin auch von ihr zu viel Schonung und Güte erfahre, Ihre Majestät verderbten die Prinzessin, die vielmehr ohne weiteres zu ihrer Pflicht angehalten werden müßte; und wenn an der übertriebenen Geduld der Königin die Rücksicht auf den Herzog von Orleans Antheil haben sollte, so wollte ich nicht nur alles bei ihm verantworten; sondern ich verspräche auch Ihre Majestät, daß er nicht nur alles gut finden würde, was Ihre Majestät der Prinzessin zu sagen oder zu thun beliebten, sondern daß er sich auch außerordentlich dafür verbunden fühlen würde. Niemand kenne besser als ich seine Gesinnung für Ihre Majestäten, wie sehr er sich wegen der Rückkehr Ihrer Freundschaft glücklich fühle, wie sehr er besorgt sey, sich dieselbe zu erhalten, und wie sehr er sich durch die Vermählung seiner Tochter geehrt fühle; wie sehr er also wünschen müßte, daß sie ihr Glück und ihre Größe ganz erkennte, und durch Dankbarkeit, Gehorsam

horkam und Ehrfurcht gegen Ihre Majestäten und durch die gespannteste Aufmerksamkeit, Ihre Huld zu verdienen und in allen Ihren Wünschen Ihnen zuvorzukommen, sich dieses Glückes würdig machte; außer daß der Herzog von Orleans ein solches Betragen für die gerechteste und unerläßliche Pflicht seiner Tochter halten würde, so würde er es auch als die einzige dauerhafte Grundlage ihres Glückes, und als Erhöhung seines eigenen betrachten, wenn er hörte, daß seine Tochter Ihnen ganz zu Willen lebe, und er sich schmeicheln könnte, Ihnen ein Geschenk gemacht zu haben, das zu der Erhaltung Ihrer Freundschaft gegen ihn und zur immer engern Verknüpfung der von ihm stets so leidenschaftlich gewünschten glücklichen Einigkeit beitragen könnte.

Diese Worte wurden sehr gut aufgenommen, das Gespräch breitete sich auf ähnliche Gegenstände aus und endigte sich mit dem ausdrücklichen Befehl des Königs und der Königin, daß ich die Prinzessin oft besuchen und mit ihr sprechen sollte. Die Herzogin Monteliano und die übrigen Damen drangen deswegen beständig in mich. Ich hatte die Prinzessin schon mehrmals besucht, selbst als sie bettlägerig war; es war also nichts neues, daß ich wieder zu ihr ging; übrigens war ihr Eigensinn, nicht aus dem Zimmer gehn zu wollen, schon im Publikum bekannt geworden, weil deswegen die vorbereiteten Feste aufgeschoben wurden, und alles mit Ungeduld darauf wartete.

Ich ging also zwei- oder dreimal zur Prinzessin, erhielt aber auf meine Fragen nach ihrer Gesundheit nichts als: ja! und: nein! und auch dieß nicht immer. Ich erwählte den Ausweg, ihren Damen in ihrer Gegenwart das zu sagen, was ich ihr selbst würde gesagt haben. Diese gaben mir Beifall und gaben ihr Wort dazu. So machte sich in Gegenwart der Prinzessin ein Gespräch, das für sie eine wahre Moral war; aber sie
ging

ging auf keine Weise darauf ein. Indessen ging sie doch ein- oder zweimal zur Königin, wiewohl im Negligé und mit ziemlich schlechter Laune.

Der große Ball blieb unterdessen immer im Saal der Granden arrangirt, und man wartete nur auf die Prinzessin, die nicht hingehn wollte. Der König und die Königin liebten überhaupt den Ball, und machten sich besonders aus diesem ein Vergnügen. Der Prinz von Asturien ebenfalls. Und der Hof wartete mit Ungeduld. Das Betragen der Prinzessin wurde ruchtbar und machte die nachtheiligste Sensation. Ich erhielt von innen Nachricht, daß der König und die Königin sehr ungeduldig darüber seyen; und da die Damen der Prinzessin mir anlagen, daß ich mit ihr sprechen sollte, so ging ich zu ihr und fing an mit den Damen über die Gesundheit der Prinzessin zu sprechen, die nunmehr wahrscheinlich jene auf sie wartenden Vergnügungen nicht mehr hindern würde; ich brachte das Gespräch auf den Ball und rühmte die Anordnung und die Pracht desselben. Ich sagte, daß dieses Vergnügen besonders für das Alter der Prinzessin wäre, daß der König und die Königin große Liebhaber davon seyen und mit Ungeduld darauf warteten, daß sie auf dem Balle erschiene.

Auf einmal nahm sie das Wort, wiewohl ich sie nicht angerebet hatte und rief ganz wie ein Kind: „Ich auf den Ball gehen? Ich gehe nicht hin.“ — „Gut Madame, sagte ich zu ihr, Sie gehen nicht hin! Aber es wird Sie reuen; Sie werden Sich ein Vergnügen versagen, wo der ganze Hof Sie zu sehen erwartet. Sie haben zu viel Gründe und wünschen zu sehr, dem Könige und der Königin gefällig zu werden, als daß Sie irgend eine Gelegenheit dazu versäumen sollten.“ Sie hatte sich niedergesetzt und sah mich nicht an; aber bei diesen Worten wandte sie sich gegen mich und sagte mit einem entschiedenen Ton, wie ich ihn noch nie gehört: „Nein, mein Herr, ich gehe nicht zum Ball; der Kö-
nig

nig und die Königin mögen hingehen, wenn sie wollen; sie lieben den Ball, ich nicht; sie lieben auch spät zu Bette zu gehen und spät aufzustehen; ich hingegen lege mich gern bei Zeiten zu Bette; sie mögen thun, was ihnen gefällt; ich thue, was mir gefällt.“ Ich fing an zu lachen und sagte, sie mache sich den Spas, mich zu beunruhigen; aber ich wäre nicht so leichtgläubig, diesen Scherz für Ernst zu nehmen; in ihrem Alter versage man sich nicht so leicht das Vergnügen des Balls, und sie sey zu klug, um den ganzen Hof und das Publikum in seiner Erwartung zu täuschen, noch weniger aber einen Geschmack zu zeigen, der dem Geschmack des Königs und der Königin so entgegengesetzt und bei ihrem Alter und gerade so kurz nach ihrer Ankunft in Spanien so auffallend wäre; es sey aber nunmehr Zeit, den Scherz zu endigen und nicht länger den Aufschub des schon so lange arrangirten Balls zu verursachen weil es endlich den Wohlstand beleidigen würde. Die Damen gaben mir Beifall und es entstand zwischen ihnen und mir ein langes Gespräch hierüber, das aber die Prinzessin nicht einmal anzuhören schien. Ich ging fort, und es folgten mir die Herzogin von Monteliano, Frau von Liria und Frau von Riccaldagra; sie umringten mich außen vor der Thüre und bezeugten mir ihr äußerstes Erstaunen über den hartnäckigen Widerwillen einer Person von solchem Alter gegen alle Pflicht und alles Vergnügen, und zwar in einem Lande, wo sie kaum angelangt und wo sie unter so vielen unbekanntem Menschen allein sey.

Ich war noch mehr als sie darüber beunruhigt; ich konnte Folgen davon fürchten, die sehr wichtig seyn konnten; aber ich versuchte sie zu beruhigen, und schob es auf einen Rest von Krankheit, der diese üble Laune verursachen könne, und die mit vollkommener Herstellung der Gesundheit von selbst sich verlieren würde. Indessen war ich weit davon entfernt, mir selbst damit

zu schmeicheln. Ich hütete mich wohl, dem Könige und der Königin dieß zu erzählen; aber als sie mit mir vom Balle sprachen und der König seinen Unwillen über den Eigensinn der Prinzessin äußerte; nahm ich mir die Freiheit ihm zu sagen, ich könnte mir nicht einbilden, daß er sich nach dem Eigensinne eines Kindes geniren wolle, der sicherlich nur eine Nachwirkung der Krankheit sey, und daß er deswegen den Hof und das ganze Publikum um ein so angenehmes und so prächtiges Fest, wie der erste Ball gewesen, den ich im Palaste beigewohnt, bringen wolle. Was mich beträfe, so würde es mir sehr leid thun, weil ich mich sehr darauf gefreut hätte. „Aber, versetzte der König, das kann ja nicht ohne die Prinzessin geschehen.“ — „Und warum Sire? antwortete ich; es ist ein Fest, das Ihre Majestät Ihrer und der allgemeinen Freude geben. Es ist nicht der Prinzessin Sache, die Vergnügungen zu bestimmen, die Ihre Majestät Sich selbst und dem Hofe zu geben geruhen, der sie erwartet, sehnlich wünschet. Glaubt die Prinzessin, daß es ihre Gesundheit erlaubt, so mag sie kommen; wo nicht, so geht das Fest ohne sie vor sich.“ Während ich dieses sprach, winkte mir die Königin zu, um mir zu verstehen zu geben, daß ich in den König mehr dringen sollte. Ich setzte also hinzu: alles was am Hofe vorgehe und gethan würde, wäre und könnte für niemand anders seyn als für Ihre Majestät; dieselbe sey von allem der einzige Gegenstand, die einzige Zierde; so große Prinzen auch die Infanten seyen, so seyen sie doch nur bei allem als die Ersten vom Hofe des Königs, und um die Gesellschaft zu verherrlichen, nicht als der Gegenstand derselben; das Vertrauen, womit Ihre Majestät mich zu beehren geruhen, legte mir die Pflicht auf, Ihre beiden Majestäten unterthänig zu bitten, daß Sie bedenken möchten, daß man die Prinzessin nicht daran gewöhnen dürfe, zu glauben, daß alles für sie geschehe
und

und nichts ohne sie geschehen könne; je würdiger das Fest der Gegenwart von Ihro Majestäten sey, eine desto eindringlichere Moral würde es für die Prinzessin seyn, wenn es ohne sie angestellt würde; und ich könnte mich nicht enthalten, als sehr wesentlich zu einer so wichtigen Erziehung, von der das Glück der Prinzessin abhinge, zu rathen, daß man sie fühlen ließe, sie sey nichts und man könne sie leicht entbehren.

Die Königin unterstützte meinen Rath sehr; aber der König sagte nichts dazu; sie wandte daher das Gespräch unvermerkt auf etwas anders. Bei Beendigung der Audienz, als der König auf meine Verbeugung sich gegen mich kehrte, gab sie mir durch Kopfnicken zu verstehen, daß ich wohl gesprochen hätte, und indem sie mit dem Finger auf den König zeigte und gleichsam auf ihn losstieß, gab sie mir zu verstehen, daß ich mich nicht abbringen lassen sollte. Deswegen eilte ich mit meinem Mittagessen und fand mich zeitig bei ihrem Ausfahren auf die Jagd ein. Hier fragte ich die Königin ganz laut, auf welchen Tag denn endlich der Ball angefest sey, den ich, wie ich geschehen mußte, kaum erwarten konnte. Sie antwortete mir: darum mußte man den König fragen; und fragte ihn, ob er gehört, was ich gesagt hätte? „Wir werden schon sehen,“ antwortete der König. Unter diesem kurzen Gespräch kamen sie an die kleine Treppe, die ganz nahe dabei ist, und auf welcher sie immer aus und ein zu gehen pflegten; und ich blieb oben stehen, weil darauf kaum ihrer zwei gehen konnten. Den andern Tag fand ich Mittel, wegen einer unbedeutenden Sache mit ihnen zu sprechen, und fing dann vom Ball zu sprechen an. Die Königin sagte lachend, sie glaube wohl, daß ich mich darauf freute, es gehe ihr auch so; sie fing hierauf an, den König behutsam darum zu mahnen, und als er darüber lächelte, ohne eine Antwort zu geben, nahm ich mir die Freiheit, zu ihnen zu sagen: ich bäte Sie, sich zu erinnern, wie ich mir die

Freiheit genommen, Ihre Majestäten vorzustellen, daß Sie die Prinzessin verjagen; und jetzt wagte ich hinzuzusetzen, daß Sie es bereuen und dem Uebel abzuheffen suchen würden, wenn es nicht mehr Zeit sey; der Herzog von Orleans würde, wenn er es wüßte, in Verzeiflung darüber seyn, und wenn er das Glück hätte, das ich genösse, in Ihrer Gegenwart zu seyn, so würde er Ihnen dasselbe hierüber sagen, was ich gesagt, nur weit stärker, wie es ihm auch ziemte.

Ich gab durch diese Worte Anlaß zu Erzählung von neuen sehr widerlichen Zügen ihrer Hartnäckigkeit, ihres Eigensinns, ihres Mangels an Achtung gegen ihre Damen, von ihren seltenen Besuchen bei Ihrer Majestäten und ihrem frostigen Betragen gegen Dieselben. Hierauf sagte ich, Sie möchten mir verzeihen, wenn ich Ihnen zu sagen wagte, daß dieß mehr die Schuld von Ihrer Majestäten, als eines Kindes sey, das nicht wüßte, was es thäte, und statt sie durch zu viel Güte recht in ihrem Eigensinne zu bestärken, wäre nichts dringender und wichtiger, als denselben zu bezähmen, ihr Ernst zu zeigen, sie zu lehren, was sie gegen Ihre M. M. und selbst gegen ihre Damen schuldig sey, und endlich sie zu dem gegen Dieselben gebührenden Respect und Furcht zu gewöhnen, daß sie Ihren Willen Ihnen absehen und sich in denselben fügen, und mit gefälliger Bereitwilligkeit Ihnen gehorchen lernte. Ich setzte dieß noch weiter aus einander, und der König und die Königin sprachen mit mir noch lange darüber; worauf ich mich entfernte.

Ich ging nicht mehr zur Prinzessin und sagte Ihre M. M.: ich thue es deswegen, weil ich es unnütz fände; auch sprach ich nicht mehr vom Valle, als ich sie bei ihrer Zurückkunft von der Jagd in ihr Zimmer begleitete, weil ich fürchtete, den König unwillig zu machen. Den dritten Tag fand ich mich wieder bei Ihnen ein, als sie aus Ihrem Appartement herabgingen,

gingen, um zur Jagd zu fahren. Die Königin sagte zu mir, es solle kein Ball werden, es sey Befehl gegeben, die seit so langer Zeit getroffenen Vorbereitungen wegzunehmen und winkte mir, daß ich nochmals mit dem Könige sprechen möchte. Ich antwortete also: ich bedauerte es sehr, da ich mich so sehr darauf gefreut hätte, und wenn ich es wagen dürfte, so würde ich mir diesen Ball als eine Gnade ausbitten. Unter diesem Gespräch kamen wir zu der kleinen Treppe und die Königin winkte mir, ihnen zu folgen. Ich drängte mich also neben ihren Schlepenträger, und sagte zu ihr laut etwas von dem bewußten Balle, damit mich der König, der neben ihr ging, hören sollte. Einen Augenblick darauf kehrte sie sich mit einiger Unruhe im Gesicht nach mir um und winkte mir, daß ich nichts mehr sagen möchte. Wahrscheinlich hatte der König ihr es verwiesen: denn diese Treppe war dunkel und ich konnte nichts bemerken.

Auf dem Ruheplatz der Treppe, die ziemlich lang war, trat die Königin näher zum Könige; ich blieb wo ich stand; sie sprachen leise mit einander; endlich rief mich die Königin, und als ich zu ihr getreten war, sagte sie: „Hören Sie, was geschieht: es wird kein Ball; aber um uns dafür zu trösten, will der König diesen Abend nach dem Souper einen kleinen Ball ganz unter uns geben, bei dem nur die Personen des Palastes seyn sollen. Der König will, daß Sie auch kommen.“ Ich dankte mit einer tiefen Verbeugung. Dies geschah alles auf dem Ruheplatz der Treppe. Die Königin sagte nochmals: „Aber Sie kommen doch?“ Ich antwortete auf diese Ehre, wie es sich gebührte. Der König sagte hierauf selbst: „Es wird niemand daseyn als ich und die Königin; wir tanzen ganz nach Belieben und ungenirt.“

Hierauf stiegen sie die Treppe vollends hinunter, und ich sah sie in den Wagen steigen.

Der Ball war auf der kleinen innern Gallerie. Es waren bloß die Herrn von den Hofämtern da, der Oberstallmeister, die Haushofmeister der Woche, die Camarera-Mayor, die Hofdamen, die jungen Sennora de honor und Kammerfrauen. Der König, die Königin, der Prinz von Asturien divertirten sich sehr. Alle tanzten viel Menuets und noch mehr Contretänze und der Ball dauerte bis gegen drei Uhr Morgens, worauf Ihre M. M. und der Prinz von Asturien sich entfernten.

Diesen Abend war es, wo ich die berühmte Perle grüne sah und nach Gefallen betrachten konnte; denn der König hatte sie diesen Abend an der Krempe seines Hutes, wo sie an einer schönen diamantenen Agraffe hing. Diese Perle, von schönstem Wasser, das ich noch je gesehen habe, hatte genau die Form und Größe der kleinen Birnen, die man sept en gneule nennt, und die zu Ende der Erdbeerzeit reif werden. Ihr Name zeigt ihre Größe, obgleich niemand viere davon auf einmal in den Mund nehmen könnte, ohne Gefahr zu ersticken. Die Perle ist so lang und dick wie die kleineren Birnen dieser Art, und ist einzig. Um das Wunderbare derselben zu erhöhen, nennt man sie die das andere Ohrengehänge bildende Schwester von der, welche Marc Anton in dem Wahnsinn seiner Verschwendung und Liebe, in Wein aufgelöst, der Cleopatra zu trinken gegeben haben soll.

Obgleich das Appartement der Prinzessin von Asturien an das eine Ende dieser Gallerie stieß, so ließ sie sich doch keinen Augenblick sehen.

Ich prophezeite Ihrer Kath. Majestäten nur zu wahr; die Prinzessin von Asturien, der man alles nachsah, ließ, die Galanterie ausgenommen, die sonderbarsten Dinge ausgehen. — Doch; kehren wir zum französischen Hofe zurück.

Beilage

über das

gesammte königliche Haus von Frankreich

während der

Regentschaft

des Herzogs von Orleans.

Von

dessen Mutter, Charlotte Elisabeth,

geborene Prinzessin von der Pfalz *).

*) Vgl. die hierüber schon im 24. Bde S. 169.

170. gegebenen Notizen.



Madame d'Orleans Francisca Maria,

Gemahlin Philipps II. *) des Herzogs, Regenten.

1) M^{de} d'Orleans bekümmert sich um ihre Kinder; ich lasse sie schalten und walten. Sie haben sie ohne meine Ordre gemacht; so mögen sie weiter sehen, was sie anfangen. Den 9ten Januar 1716.

2) Ich bin persuadirt, daß alle die Incommoditäten und Schwachheiten, so M^{de} la Duch. d'Orleans hat, von nichts kommen, als daß sie immer im Bett und auf dem Bodenbett [Sopha] liegt; sie ist und trinkt liegend, und das aus purer Faulheit. Drum können wir auch nie mit einander essen. Seit des Königs Tod, thut sie gar kein Leibstück mehr an. Den 19ten März 1716.

3) Ich bin zufrieden mit Mad. d'Orleans, sie lebt mit großen égard mit mir; also thue ich auch mein bestes, ihr in allen zu gefallen, und lebe so höflich mit ihr, als nur immer möglich ist. Den 24sten März 1716.

4) Sie hat sich noch nicht resolviren können, mit dem König, ihren leiblichen Hrn. Vater zu essen, will geschweigen denn mit mir; sie will allzeit liegen, wenn

E 5

sie

*) Ludwig den XV. von der Verfasserin geschildert s. im 24 Bde S. 233 ff. Philipp den II. von Orleans, Herzog, Regent, im 28 Bde S. 59 ff.

sie ist, an einer kleinen Tafel mit ihrer Favoritin der Duchesse de Storce. Zu Mittag hat sie ihren Sohn dabey, etliche mal auch Mad. d'Orleans. Den 5ten Jul. 1716.

5) Sie scheint älter als sie ist, denn sie thut gar zu viel roth an, und hat die Nase und Backen hangen; dazu ist ihr von den Kinderblattern überblieben, daß ihr der Kopf wie einem alten Weibe schüttelt. Den 9ten Jun. 1716.

6) Sie ist zu faul von Natur; hätte gern, daß ihr die gebratenen Lerchen ins Maul flögen, und wie wir nicht im Pays de Cocagne sind, so gehet das nicht an. Sie wollte gern regieren, aber rechte Hoheit verstehet sie gar nicht. Sie ist gar zu niedrig erzogen worden, weiß wohl als eine simple Duchesse zu leben, aber nicht als petite fille de France. Den 23ten Jun. 1716.

7) Sie ist so faul, daß sie nicht kann 2 Schritte thun, und frißt erschrecklich. Den 26sten Jun. 1716.

8) Sie ist roth von dem Spanischen Roth, so sie ohne mesure anschmieret, sie lacht oft selber darüber, denn wir plagen sie oft mit ihrem roth. Den 9ten Jul. 1716.

10) Mad. d'Orleans ist gar weiß, aber so eine schöne Haut wie ihre Tochter die 2te hat, hat sie nie gehabt. Den 22sten Septbr. 1716.

11) Sie ist sehr abergläubisch in ihrer Religion. Vor etlichen Jahren ist eine Nonne zu Fontevreaux gestorben, die hieß M^{de} de Boitar. Wenn Mad. d'Orleans etwas verlieret, verspricht sie dieser Nonne Gebeter, um sie aus dem Fegeseuer zu ziehen, und bildet sich hernach ein, daß sie hernach alles wieder finden muß. Den 18ten Jul. 1717.

12) Die Montespan, die Zott und alle Kammerweiber, haben meines Sohns Gemahlin weis gemacht, sie

sie hätte meinem Sohn Ehre angethan, ihn genommen zu haben. Den 22sten Jun. 1717.

13) Man hat der Mad. d'Orleans so sehr weis gemacht, daß ihre glorie auf ihre und ihrer Brüder Geburt bestehet, daß sie nichts dagegen leiden kann. Sie hat aber den Unterschied nicht betrachtet, was rechte eheliche Kinder oder Bastarde seyn, und es nun zu sehen, ist ihr unleidlich. Den 17ten August 1717.

14) Sie ist von Natur glorieuse und hoffärtig, so, daß mein Sohn sie oft M^{de} Lucifer heist, also hat sie keine Mühe gehabt zu glauben, alles was man sie zu ihrer avantage hat persuadiren wollen. Den 20sten August 1717.

15) Mad. d'Orleans ist persuadirt, daß ihre Tochter M^{de} de Berri ihren Hr. Vater lieber hat als sie. Die Tochter hat auch keine große liebe für die Mutter, thut doch ihre Schuldigkeit, aber je mehr sie einander Freundschaft erweisen, je mehr brouilliren sie sich. Den 28sten Septembr. 1717.

16) Sie liebt nichts als ihre Verwandten von der Mutterseite her. Den 2ten Novembr. 1717.

17) Daß es ihr mehr Ehre gegeben hätte, für ihren Sohn gegen ihre Brüder zu seyn, das kann und will sie nicht begreifen. Sie soutenirt, es gehet ihren Sohn nichts an, und wäre nur eine Bosheit von ihrem Neveu Mons. le Duc, weil er seine Oncles, ihre Brüder haßte. Den 9ten Novembr. 1717.

18) Es ist leider nur gar zu wahr, daß M^{de} d'Orleans nie von meines Sohns Person jaloux gewesen ist, sondern von seiner Regierung; sie ist allzeit bang, ein anderer als sie möchte ihn regieren. Den 26sten Jul. 1718.

20) Mad. de Storce ist eine Tochter von Mad. de Fontange. Sie und Mad. de Montespan, waren leibliche Schwestern, also ist sie Geschwister Kind mit Mad. d'Orleans.

Madame

Madame d'Orleans haßt ihre Schwester und Neveu ärger als den Teufel. Den 6ten Septembr. 1718.

21) Mad. d'Orleans Haus ist wohl regulirt. Mein Sohn hat sie allzeit darüber schalten und walten lassen, wie sie gewollt. Den 6ten Septbr. 1718.

22) Als den 4ten Octobr. 1718 Mad. de Berri einmal ihren Hn. Vater gebeten, zu la Meute zu schlafen, um den andern Morgen früh les vendangeurs [die Winzer] essen und tanzen zu sehen, schrieb Mad. d'Orleans an Mad. de Berri: wie es sich schicke zu der Devotion der Karmeliten, daß ihr Hr Vater in ihrem Haus schlafe? Mad. de Berri antwortete: daß es nie gegen die Devotion gewesen wäre, daß ein Vater in seiner Tochter Haus schlief. Sie hat das gethan, um Vater und Tochter zu piquiren, denn sie ist piquant wie der Teufel, wenn sie will. Man kann leicht gedenken, wie dieser Brief Vater und Tochter gefallen; ich kam eben zu la Meute an, wie sie den schönen Brief empfangen hatten. Mein Sohn durfte nichts vor mir klagen; denn wenn er klagt, sage ich allzeit: George Dandin tu l'as voulu. Also lachte er nur und sagte nichts. Ich wollte auch nichts sagen, um sie nicht zu erbittern, denn es ist ein Feuer, so man nicht blasen muß, es brennet ohne das Licht genug; ich sagte nur: sie müßte ihre migraine gehabt haben, wie sie das geschrieben. Den 7ten Octobr. 1718.

23) Sie hat wenig Inclination für ihre Kinder, und mich deucht, es wird ein wenig weit getrieben, denn ihre Kinder merken wohl, daß sie sie nicht lieb hat; das macht, daß sie lieber bei mir sind; das verdriest die Mutter; sie stichelt auf sie, und das macht die Kinder scheu gegen die Mutter. Den 7ten Octobr. 1718.

24) Sie meint ihres gleichen sey nicht in der Welt, an Schönheit, Verstand und allerhand Perfectionen.

Jch

Ich vergleiche sie allezeit mit Narcisse dans sa gloire, so sich continuirlich im Spiegel besiehet.

25) Mad. d'Orleans hat mit ihrer Ambition einen viel verdrießlichen Humor. Sie wird weder der Nonne zu Chelles noch Mâselle de Valois verzeihen, daß sie ihren langlippischen Neveu nicht heirathen wollen, sie hat einen bösen Zorn, verzeihet ihr Leben nicht. Den 1sten Novembr. 1718.

26) Alles könnte ich verzeihen, wenn sie nur nicht so blutsalsch wäre; z. E. sie flattert mich, und hinterwärts thut sie ihr Bestes, Mad. de Berri gegen mich aufzuheben, und sagt ihr: sie meine vielleicht, ich hätte sie lieb, aber seit ich ihre Schwester bei mir hätte, gelte sie nichts mehr bei mir. Den 1sten Novembr. 1718.

27) Aus purer Faulheit speißt Mad. d'Orleans nicht mit uns zu Paris, wenn sie mit mir essen sollte, wäre sie nur auf einen Tabouret, und wenn sie in ihrer Kammer mit ihrem Sohn und Favoriten speißt, liegt sie in einem Kanape oder großen chaise à bras, welches sie gemächlicher findet. Den 4ten November 1718.

28) In meinem Sinn ist meines Sohns Gemahlin gar nicht angenehm, ihre Mienen stehen mir gar nicht an, sie gehet schief. Frau von Razenhausen heißt das, über ein Ohr gehen. Ich weiß nicht ob mein Sohn seine Gemahlin sehr lieb hat, allein sie macht mit ihm was sie will. Der gemeine Pöbel und alle Kammermägde lieben Mad. d'Orleans, aber sonst ist sie nicht sehr geliebt. Den 11ten Novembr. 1718.

29) Sie ist ein wenig unbeständig in ihrer Freundschaft. Den 11ten Novembr. 1718.

30) Mad. d'Orleans piquirt sich, devot zu seyn, aber sie betrachtet nicht, daß Lügen und Trügen vom Teufel, und nicht von unserm Herrn Gott herkommt. Die Ambition, Hoffarth und Eigenliebe haben sie ganz verdorben; ich fürchte, es wird endlich ein schlimmes
Ende

Ende nehmen. Um in Friede zu leben, thue ich, als wenn ich nichts wüßte. Den 18ten Novembr. 1718.

31) Fauler ist kein Mensch in seinem Leben gewesen, als Mad. d'Orleans ist; sie gesiehet es selber, corrigirt sich aber nicht. Den 18ten Novembr. 1718.

32) Mad. d'Orleans geht nicht spät schlafen; sie ist so faul, daß sie nie lange genug im Bette liegen kann. Sie liest nicht, ihre Kammerweiber lesen ihr vor, insonderheit wenn sie ihre migraine hat, so läßt sie sich allzeit mit Lesen einschläfern. Den 25 Novembr. 1718.

33) Sie gehet oft ins Salut aux quinze vingt, und ihre Kammermädgens müssen immer sagen, sie wäre eine Heilige, allzeit betrübt, weil mein Sohn Maitressen hätte; das attendirt der Pöbel, und macht sie vor die beste und ehrlichste Frau passiren. Das Weib ist voller artifice, wie ihr ältester Bruder. Den 25sten Novembr. 1718.

34) Mad. d'Orleans hat eine wahre und falsche migraine, womit mein Sohn und ich sie oft vexiren, wenn sie sich klagt. Den 23sten Decembr. 1718.

35) Bisher siehet man noch mehr liebe bey Mad. d'Orleans für ihrem Bruder als für ihre Kinder. Eine ambitieuse Frau wie diese ist, und der der älteste Bruder im Kopf gesetzt, daß sie Regentin seyn müßte, die kann und will nichts anders mehr lieben, als ihn. Den 27sten Decembr. 1718.

36) Diesem Frühling hatten ihre Brüder und Geschwen [Schwägerin] gesagt, man hätte ohne meines Sohns und mein Wissen der Mad. d'Orleans Contre-poisson gegeben, sonst wäre sie gestorben; darum mag ich mich in nichts mischen, was Mad. d'Orleans angehet. Ich habe doch den Trost gehabt, Mad. du Maine ein wenig meine Meinung zu sagen; ich sagte: ma niéée, denn so hieß ich sie, je Vous prie de me dire,
qui

qui Vous a dit que Mad. d'Orleans avoit pris du Contrepoison a notre inscû? C'est la plus grande fausseté du monde, et Vous pouvez le dire de ma part à tous ceux qui Vous l'ont dit. Sie wurde feuerroth und sagte: il n'est pas vrai, que j'en ai parlé. Ich antwortete: j'en suis bien aise, ma Niece, ce seroit bien infame à Vous, si Vous teniés de pareils propos, et Vous ne devriez pas souffrir, qu'on Vous donne de tels paquets. Sie ging geschwind fort, wie sie das gehört hatte. Den 6ten Decembr. 1718.

37) Mad. d'Orleans hätte ihren hinkenden Bruder lieber zum Regenten als ihren Herrn; denn er hat ihr weiß gemacht, daß sie mit ihm regieren sollte; und das glaubt sie heilig, ob sie zwar wohl sehen könnte, wenn sie wollte, daß ihr Geschwey *) (das Krödtgen) Ambition genug hat, um sie nicht regieren zu lassen. Den 3ten Februar 1719.

38) Ich habe die Nonne zu Chelles, ohne Willen, mit ihrer Mutter Mad. d'Orleans brouillirt. Ich bin nicht an den Namen Mad. d'Orleans bei ihr gewöhnt; ich bekam in Anfang von des Duc du Maine seinem Arret einem Brief von meiner Tochter, sah darauf Mad. d'Orleans, las weiter nichts, schickte es gleich an meines Sohns Gemahlin, und dachte nicht an diese im Kloster, daß man sie nicht mehr Mademoiselle heißt. Meiner Tochter Brief war just eine Antwort auf einen Brief von unsern Namen, worinnen sie ihre Meinung teutsch heraus sagt auf den Duc und Duch. du Maine, und zuletzt beklagt, daß ihr Hr. Vater des Duc du Maine Schwager sey, und die tolle Heirath gethan hätte, so in allen Stücken so schädlich sey. Man kann leicht gedenken, wie diese Antwort gefallen hat. Es ist mir von Herzen leid, diese étourderie begangen zu haben, wir haben doch darüber lachen müssen;

*) ihre Schwägerin.

sen; warum hat sie den Brief aufgemacht, so nicht an sie war. Den 17ten März 1719.

39) Sie ist zufrieden, wenn sie nur die Kammermägde admiriren; das ist nicht so schlimm als man meinen sollte. Denn sie machen sie bei dem Pöbel für eine Heilige passiren, da sie doch nichts weniger ist. Den 17ten März 1719.

40) Was Mad. d'Orleans betrifft, so kann ihr wunderlich Verfahren nicht hindern, daß ich unserm lieben König seel. nicht halten sollte, was ich ihm auf seinem Todtbette versprochen habe. Der König seel. hatte ihr christlich und wohl zugesprochen auf seinem Todtbette, aber wie man im Sprichwort sagt: on a beau précher à qui n'a coeur de bien faire. Den 31sten März 1719.

41) Mad. d'Orleans in ihrem Hochmuth meint mehr Verstand zu haben als ihr Herr; das fehlt noch weit. Sie hat gar keine hohe Gedanken; es gehet Kammerweiblich bei ihr her, auch gehet sie lieber mit denen um, als mit Damen von Geburt. Ihre Damen sehen sie oft in 8 Tagen nicht einmal, denn sie dürfen nicht in ihre Kammer kommen, sie lasse sie denn holen. Wie eine große Fürstin zu leben, weiß sie nicht, sie ist gar gemein, und wie Bürgerkinder erzogen worden, weil es gar lange gewähret, ehe der König sie und ihren jüngsten Bruder legitimirt hat. Die Ursach davon weiß ich nicht, wie sie nach Hof kamen, sprachen sie wie die gemeinen Leute. Den 31sten März 1719.

42) In dem ersten Monat hat Monsieur Mad. d'Orleans sehr lieb gehabt. Aber sobald er sich eingebildet, daß sie dem Cheval. de Roys mit gar zu gnädigen Augen angesehen, hat er sie wie den Teufel gehaßt, und hätte ich nicht mit aller Macht gewehret, und täglich vor Augen gestellt, wie er sich und seinen Sohn durch

die Sache geschehen, habe ich allzeit das Beste dazu geredet, die Einigkeit zu erhalten. Den 16ten Mai 1716.

47) Mad. d'Orleans ist oft krank, das glaube ich macht sie älter aussehen als sie ist, und daß sie so lange Zähne hat. Das über ein Ohr gehen, steht ihr auch nicht wohl an. Sie ist gar wenig von dem Blat-tern gezeichnet. Den 7ten Jul. 1719.

48) Sie hat ihre Kinder insonderheit ihren Sohn lieb, aber nicht so lieb als ihre Brüder, noch alles was zu dem Mortemarischen Geschlecht hört. Den 8ten August 1719.

49) Er [der Herzog-Regent] hat ihr Einkommen um 160,000 L. vermehrt und läßt es ihr von Ao. 1716 zahlen, also bekommt sie 480,000 L. auf einmal. Das Geld mißgönne ich ihr nicht, sondern nur daß ihre Untreue bezahlet wird, kann ich nicht vertragen, muß aber schweigen. Den 15ten August 1719.

51) Mad. d'Orleans meint, daß in der Welt nichts perfecter war als ihre Mutter; sie kann aber nicht glauben, daß sie Königin gewesen, denn sie hat die Königin gar wohl gekannt, die sie allezeit ma fille hieß, und sehr wohl traktirte, besser als alle ihre Schwestern, ich weiß nicht warum, denn sie war gar nicht die angenehmste. Den 24sten Novembr. 1719.

52) Sie liebt die Edelsteine gar sehr, hat einmal 24 Stunden geweint, daß mein Sohn schöne Pandelocken an Mad. de Berri gegeben. Den 12ten Decembr. 1719.

53) Mad. d'Orleans hat oft viel Postiche-Krankheiten im Sack, mein Sohn und ich verixen sie oft damit, sie lacht selber darüber. Den 14ten Jun. 1720.

54) Mad. d'Orleans hat noch etwas so ihr übel stehen, sie zittert mit dem Kopf als wenn sie 100 Jahr alt

alt wäre; das ist ihr von den Kindernblättern' gekommen und geblieben, sie ist doch gar wenig davon gezeichnet. Den 3ten Decembr. 1720.

Mademoiselle d'Orleans, Louise Adelheit de Chartres.

1) Die 2te Tochter von Mad. d'Orleans ist wohl geschaffen, und auch nicht so häßlich vom Gesicht. Sie bleibt noch fest auf dem Sinn, eine Nonne zu werden, jedoch deucht mir, daß sie sich besser zur Welt schickt. Ich thue mein Bestes, sie davon abzurathen, aber sie hat die Murrerei noch im Kopf. Den 3ten Januar 1716.

2) Sie hat gar schöne subtile Hände, und weiß und roth ohne Kunst. Den 16ten Jan. 1716.

3) Mdselle de Chartres ist die schönste unter meines Sohns erwachsenen Töchtern, sie hat eine schöne Haut, schöne Farben, schöne Zähne, hübsche Augen und eine schöne Taille, aber sie stammelt ein wenig. Ein Prinz von Anhalt, so hier ist, ist recht verliebt von ihr; es ist ohne Gefahr, denn es ist ein häßlich Schägchen. Den 6ten Octobr. 1719.

4) Sie tanzt wohl, singt noch besser und hat eine schöne und große Stimme, weiß die Musik à livre ou-vert, und verstehet das Accompagnement perfect. Sie singt ohne die geringsten Grimassen zu machen. Sie bestehet noch fest darauf eine Nonne zu werden; aber ich kanns nicht glauben, denn sie hat rechte Vuben-Inclinationen, liebt Hunde, Pferde, Reiten, Schießen, fürchtet nichts in der Welt, und fragt nach nichts, was die Weiber lieben, fragt nichts nach ihrer Figur, ob

sie zwar gar nicht häßlich ist und recht wohl geschaffen.
Den 11ten August 1716.

5) Es ist nicht aus Jalousie für ihre Schwester, daß sie Nonne wird, sondern aus Furcht, von Mutter und Schwester geplagt zu werden, die sie sehr fürchtet; und sie hat in diesem Fall kein Unrecht. Diese und die älteste lieben der Mutter Favoriten nicht, und können sich nicht resolviren, ihr zu schmeicheln, halten auch nicht viel von ihrer Mutter Brüdern; da liegt der Haase im Pfeffer. Den 1sten Octobr. 1717.

6) Mein Sohn ist gestern nach Chelles gefahren, und hat den Cardinal de Noailles hinkommen lassen, um den letzten Versuch zu thun, seine Tochter aus dem Kloster zu retten. Den 20sten Jul. 1718.

7) Ich habe das Herz heute ganz schwer, wenn ich gedenke, daß unsere arme Mdselle d'Orleans heute die Profession thut. Ich habe ihr alles vorgestellt, was ich habe erdenken können, sie von diesem vertheufelten Vorsatz abzuhalten; aber es hilft nichts. Den 23sten August 1718.

8) In dem Kloster nehmen sie heilige Namen an, also hieß sie unter den Namen Soeur Batilde. Den 6ten Septembr. 1718.

9) Niemand hat Lust zu weinen, und das wäre geschehen, wenn ich bei meines Enkels Profession gewesen wäre. Mein Sohn hat das auch gescheuet. Mdselle d'Orleans Ursachen weiß ich nicht, denn die hat allein gewünscht, daß sie eine Nonne werden möchte, und auch ihre Schwester Mdselle de Valois, aber die konnte dort nicht allein ohne ihre Frau Mutter seyn. Den 6ten Septembr. 1718.

10) Ich habe in meinem Leben keine schönere Zähne gesehen, als unsere Nonne in Chelles ihre, wie Perlen, ganz gleich, als wenn man sie an eine Schnur ge-

gefaßt hätte, auch schön Zahnfleisch. Den 11ten Novbr. 1718.

11) Mad. d'Orleans tractirt ihre Tochter die Aebtissin nun besser. Der verneuerte Haß gegen diese Tochter ist nur, weil man um ihrentwillen des Villars Schwester aus dem Kloster gehen machen, und weil Villars in des Duc du Maine Interesse ist. Ich finde doch nicht, daß diese Aebtissin so sehr zu beklagen ist, denn man giebt ihr 12000 L. Pension des Jahres, und die erste Abtei so vakant werden wird, wird sie bekommen. Aber Mad. d'Orleans kann nicht leiden, daß Villars Schwester meines Sohns Tochter cedirt, welches doch in meinem Sinn gar nicht ungereimt ist. Den 16ten Mai 1719.

12) Sie sehet übler mit ihrer Frau Mutter als nie, sagt, sie komme nur zu ihr, um sie auszumachen [zu verspotten.] Den 5ten Mai 1719.

13) Unsere Aebtissin von Chelles misgönnt ihrer Frau Schwester ihre Heirath nicht, findet sich glücklicher, und hat in dem Fall groß Recht. Den 26sten Septembr. 1720.

14) Ich hatte meinen Enkel nie so lustig gesehen, als vergangenen Sonntag. Sie war mit ihrer Schwester zu Pferde, lachte und machte sich dem Augenschein nach recht lustig. Abends um 8 Uhr kam ihre Frau Mutter her; wir spielten bis zum Nachessen, nach dem Essen meinte ich, daß wir spielen sollten, aber Mad. d'Orleans bat mich, mit ihr und Madselle d'Orleans in mein Kabinet zu gehen; da fiel mir ihre Tochter zu Füßen und bat mich und ihre Frau Mutter, zu erlauben, nach Chelles zu gehen, ihre Devotion dort zu verrichten. Ich sagte: man kann seine Devotion überall verrichten, der Ort thut nichts dazu, sondern die Probe und Vorbereitung. Sie aber hielt fest im Begehren nach Chelles zu fahren; Ich sagte zu ihrer Mutter:

ter: decidés; Voulés Vous que votre fille aille à Chelles où non? Sie antwortete: on ne sauroit l'empêcher de faire ses devotions. Also ist sie gestern um 7 Uhr des Morgens hingefahren, hat die Kutsche gleich wieder zurückgeschickt, mit einem Schreiben an Vater, Mutter und mich, worinnen sie uns erkläret, daß sie nicht wieder aus dem verfluchten Kloster will. Die Frau Mutter, die die Klöster liebt, ist nicht betrübt darüber, denn sie hält es für ein groß Glück, eine Nonne zu werden, ich aber für eins von den größten Unglücken. Den 15ten Septembr. 1719.

15) Sie ist eine Benediktinerin. Den 10ten August 1717.

16) Sie thut nur ihrer Schwester zu gefallen und ihrer Mutter; ihre Inclinationen sind gar nicht klösterlich. Den ganzen Tag gehet sie mit Pulver um, macht Raketen und Feuerwerk, hat ein paar Pistolen, da schießt sie den ganzen langen Tag mit. Den 10ten Septbr. 1717.

17) Weil sie gern gepust ist, Tanzen, Singen, Reiten, Jagen, Musik, Spektakels liebt, kann ich mir unmöglich einbilden, daß sie eine gute Nonne wird. Den 28sten Septber. 1717.

Madame la Duchesse Louise Francisca,
Gemahlin von Louis III. Duc de
Bourbon.

1) Mad. la Duchesse hat die 3 schönsten Töchter. Eine so man Mdselle de Clermont heißt, ist recht schön, aber ich finde ihre Schwester die Princesse de Conti viel angenehmer. Den 16ten Jan. 1716.

2) Mad. la Duchesse ist zwar nicht schöner als ihre
Töch-

Töchter, allein sie hat mehr grace, bessere Mienen und angenehmere Manieren, und der Verstand siehet ihr aus den Augen, der Muthwille aber auch. Ich sage allzeit, sie gleiche einem schönen Käzchen, so im vollen Spielen die Klauen fühlen läßt. Den 25sten Juni 1717.

3) Chur-Bairen ist [hat] Tag und Nacht bei Mad. la Duchesse gestochen [gesteckt] wie J. & hier waren; ist weder zu seinen Neveux noch Nieces, sondern allzeit bei ihr und ihren Töchtern gestochen [gesteckt], mich hat er gestochen wie die Pest, und nie mit mir geredet. Mr. de Torci wäre denn dabei gewesen. Den 10ten Septbr. 1717.

4) Mad. la Duchesse hat gar viel Verstand und lächt alle Menschen aus, ist gar possierlich, drehet alles in ridicule mit einer so possierlichen Art, daß man unmöglich das Lachen halten kann. Sie ist gar zeitvertreiblich und von guter Gesellschaft, und angenehm, allzeit lustig und hat recht artige Einfälle. Den 5ten Mai 1716.

5) Sie ist sehr insinuant, wenn sie jemand gefallen will, kann sie sich in allerhand Formen drehen, ihr Leben hat sie keinen bösen humor, und wenn sie nicht falsch wäre, wie sie in der That ist, könnte man mit Wahrheit sagen, daß nichts angenehmers ist als Mad. la Duchesse; sie weiß sich in einen jeden humor zu schicken, daß man meinen sollte, daß man eine rechte Sympathie mit ihr hat, aber nichts ist sicher bei ihr. Den 5ten Mai 1716.

6) Mad. la Duchesse kann gar stark trinken, ohne voll zu werden; ihre Töchter wollens ihr nachthun, aber es geht nicht an, sie werden bald voll, und sind nicht so Meister über sich selbst, als ihre Frau Mutter. Den 21sten Mai 1716.

7) Der Verstand ist gar gut bei dieser Dame, aber

das Gemüth schlecht und wenig gut. Den 9ten Juni 1716.

8) Die Mailly hat ihrer Tante, der alten Zott, geklagt, daß ihr Mann verliebt von der Mad. la Duchesse wäre; der wurde aber hernach von einer Comediantin verliebt, so Boncour hieß, und sacrificirte ihr alle Briefe, so er von Mad. la Duchesse hatte, denn es war gar ein impertinenter Kerl, also machte Mad. la Duchesse nachfolgendes Lied auf die Mailly.

L'on dit que Villeroy (Dieser ist ein Exemt des
Malgré votre air de prude Gardes)
S'est couché de son long
Sur Vous par habitude;
J'en ai quelque soupçon
Mais point d'inquietude. Den 4ten Octbr. 1718.

9) Man wollte glauben, daß Mad. la Duchesse mit aller ihrer Ambition an nichts gedenkt, als sich und andere lustig zu machen. Sie weiß sich mit allen den Leuten zu stellen, daß ein jeder meinen sollte, daß sie ganz vergnügt bei einem ist, aber kommt sie wieder zu ihrer Gesellschaft, wird alles in ridicule gedrehet. Den 21sten März 1716.

10) Man kann in der Welt nicht besser tanzen, noch mit mehr grace als Mad. la Duchesse und ihre Töchter thun, doch tanzet die Mutter noch besser als ihre Töchter. Den 11ten Aug. 1716.

In ihrem Hause passiret Bosheit für Verstand, darum haben sie keinen Scheu; die 3 Schwestern, Mad. la Duchesse, die Princesse de Conti und Mad. d'Orleans sind alle drey als wenn sie keine Schwestern wären, haben weder Freundschaft noch Vertrauen zu einander, leben mit Ceremonien mit einander, wie blut-fremde Leute. Den 27sten Septbr. 1716.

11) Mad. la Princesse ist gar eine tugendsame Fürstin;

stin; ihrer Schwiegertochter Leben mißfällt ihr. Denn Lassé ist Tag und Nacht bei ihr in der Comedie, Opera, Biffiten; überall siehet man Lassé.

12) Ich habe einen teutschen Edelmann gekannt, so schon lange todt ist, der hat mir geschworen, daß Mad. la Duchesse des Königs Tochter nicht sey, sondern des Maréhall de Noailles seine, und daß er die Stunde aufgeschrieben hätte, wie er ihn zu ihr gehen gesehen, und daß Mad. la Duchesse just 9 Monat hernach geboren worden. Dieser Teutsche hieß Vektendorf, war Brigadier in des Königs Leibgarde, und hatte die Wacht bei der Montespan, wie sein Capitain zu ihr ging. Denn er war von der ersten Compagnie des Gardes. Den 5ten Aug. 1718.

13) Mad. la Duchesse ist mehr angenehm als schön gewesen. Den 5ten Aug. 1718.

14) Ich weiß nicht, wie es Mad. la Duchesse macht. Anstatt übel, steht ihr das Hinken wohl an. Niemand hat eine grace und port de tête wie sie. Den 3ten Decbr. 1720.

Madame la Duchesse die junge.

1) Mad. la Duchesse die junge taugt nicht viel, sie ist durch ihre Falschheit schuldig, daß Mr. le Duc keine von meinen Enkeln bekommen. Sie stellte sich an, als wenn sie die Heirath machen wollte, hinderte Madame de Berri, die ihre gute Freundin war, davon zu sprechen, und arbeitete für sich selber. Den 12ten Octobr. 1717.

2) Mr. le Duc's Gemalin ist eben nicht häßlich von Gesicht; denn sie hat gar schöne Augen, ist auch in allem nicht übel gebildet, wenn sie nur den Hals

nicht so ausstreckte und schief hielt. Den 24sten August 1717.

3) Die Taille ist monstreuse. Sie ist ein gar böser Teufel, falsch in allen Stücken, sie hat vielen Verstand und ist viel gefährlicher. Durch ihren Verstand macht sie, daß ihr Herr wohl mit ihr lebet, ob er zwar keine Passion für sie hat. Jedes von diesen Paar lebt wie es will, es ist gar keine Jalousie unter ihnen. Den 16ten April 1718.

Wie man versichert, so machen ihr Herr und sie, lit à part. Den 7ten Septbr. 1717.

4) Sie macht der jungen Princesse de Conti ihrer doppelten Geschwey [Schwägerin], viel Handel; versteht das Drouilliren auf ein End. Den 24sten August 1717.

5) Mad. de Berri war ihre Freundin intime, hätte gerne gehabt, daß eine von ihren Schwestern Mr. le Duc, die andere den Prince de Conti haben sollte; diese verspricht die Heirath zu machen, mit dem Beding, daß man noch so bald weder gegen den König noch mich davon sprechen sollte. Wie man ihr dieß verspricht, läßt sie dem König wissen, Mad. de Berri und mein Sohn wollten eine Heirath ohne sein Wissen machen, um sie zu bestrafen, möchte der König ihr Mr. le Duc geben, welches geschah. Den 17ten März 1719.

6) Die junge Mad. la Duchesse ist abscheulich übel geschaffen, durchaus schief und ausgewachsen. Ihr Rückgrad geht so: S. denn ich habe aus Curiosität ihren Leib nackt gesehen; wie man ihr das Hemd gegeben, stellte ich mich hinter ihr, wie Mad. la Dauphine ihr das Hemd anthat. Ihr Gesicht ist nicht häßlich gewesen, hatte schöne Augen und Verstand darinnen. Den 1sten Decembr. 1719.

7) Die

7) Die junge Duchesse ist gestern Abends gestorben.
Den 22sten März 1720.

8) Mr. le Duc wird die Freude über seiner Gemalin Tod brav eingetränkt werden, indem sie ihrer Schwester Mdselle de la Rochesuryon alles vermacht, und nach der Pariser Brauch Mann und Frau en communauté seyn, also muß Mr. le Duc die Hälfte von allem, was er in der Banque gewonnen, herausgeben.
Den 26sten April 1720.

9) Die kleine Princesse de Conti hat nach ihrer Frau Mutter, Mad. la Duchesse der jungen, Tod, an einen Cavalier so Mr. de Chalar hieß, geschrieben, der ihrer Tochter Amant war, er sollte doch zu ihr kommen, weil er noch das einzige sey, so ihr noch von ihrer Tochter überblieben sey, und daß er sich auf sie verlassen könne, sie wolle ihm in allem dienen, was in ihrem Vermögen stehen könnte. Den 26sten April 1720.

10) Es war die verstorbene Duchesse, so den Lassé so wohl leiden mogte, und so familiar mit ihm im Ball en masque war. Den 12ten Jul. 1720.

11) Ich habe nur zwei gute Qualitäten an ihr gekannt, nämlich den Respect und Liebe, so sie für ihre Frau Großmutter Mde la Princesse gehabt, und daß sie Verstand und Eloquenz gehabt, ihre Fehler zu entschuldigen. Im übrigen taugte sie ganz und gar nichts, wie man es auch nehmen mag. Ihren Herrn hat sie weder gehaßt noch geliebet. Sie haben wohl als Schwester und Brüder mit einander gelebt, aber nicht wie Eheleute. Falsch war sie, das ist gar gewiß; und das hat sie auch selbst durch ihre böse Conduite ums Leben gebracht. Den 9ten April 1720.

=====
Monsieur le Duc, Louis III, de
Bourbon.

1) Die Princesse de Conti hat mir geklagt, Mr. le Duc wäre auf dem Ball hinter ihr her gegangen, und hätte überlaut gesungen: Maman, ça Mamam — là, Mamam — Carogue. Da haben Massen in den Bögen in allen Ecken gerufen: non, non, ce n'est pas celle — là, c'est l'autre qui est la Carogue. Den 18ten Febr. 1717.

2) Der Prinz ist verliebt von der Polignac, und sie ist es von Mr. le Duc, welcher Mad. de Nesle noch nicht vergessen kann, ob sie ihm zwar den Abschied gegeben, und den Prinz de Soubise, das große Milchkalb, an seinen Platz genommen. Der soll sagen: de quoi se fâche Mr. le Duc? n'ai-je donc pas permis à Mde de Nesle de coucher avec Mr. le Duc quand il voudra? So delikat ist man hier in den amours. Den 13ten Jun. 1717.

3) Mr. le Duc ist voll und weiß wohl zu leben. Das Genie aber soll nicht gar große etendue haben, soll auch gar nicht gelehrt seyn. Er hat aber hauteur und noblesse im Gemüth, und weiß sich wohl zu halten. Den 10ten Jun. 1718.

4) Ich glaube, daß wer Mr. le Duc bei nahem eraminiren wollte, würde wohl noch andere Fehler finden, als, daß er zu gern kälbert. Er hat doch aber auch viele gute Qualitäten, hat auch viele Freunde. Den 22sten Jun. 1717.

5) Vor etlichen Tagen gab der Marquis de Villequiers des Duc d'Aumont Sohn, eine Visite an die Marquise de Nesle; der kam in den Sinn, den Villequiers zu fragen, ob es wahr, daß er verliebt von seiner Frau sey? Villequiers antwortete: je n'en suis pas amoureux, je la vois même fort peu, nos humeurs dif-

différent beaucoup. Elle est sérieuse, et moi, j'aime la gaieté et les plaisirs. Je l'aime d'une amitié fondée sur l'estime, car c'est une des plus honêtes femmes de France. Mad. de Nesle, der man diesen Ruhm mit Recht nicht geben kann, meinte, der Marquis hätte ihr dieses zum Affront gethan, und klagte es Mr. le Duc, so ihr Rache versprach. Etliche Tage hernach bat er den jungen Villequiers zu Gaste, bei dem Marq. de Nesle selber. Der Marquis de Gesvres, Mad. de Coligni, und Mad. de Nesle selber und andere waren dabei. Mr. le Duc fängt auf einmal an zu sagen: bien de gens croient être à couvert du cocuage, mais, c'est un erreur. J'ai crû me mettre à l'abri en épousant un monstre, cela ne m'a servi de rien, car un vilain du Chalas qui est plus laid que moi, me fait cocu. Pour le Marquis de Gesvres, il ne le deviendra point, parcequ' étant impuissant il ne sauroit se marier. Mais Vous l'êtes de tels etc. Nesle, der es nicht glaubte, ob es gleich wahr ist, lachte von Herzen. Mons. le Duc fuhr fort und fragte: Et Vous, ne croiés vous pas l'être, Villequiers? Dieser schwieg still. Da fuhr Mr. le Duc fort: Vous l'êtes du Cheval de Pesay. Villequiers wurde roth, sagte doch: j'avoue que jusqu' à présent je n'ai pas crû l'être, mais puisque Vous me mettés en si bonne Compagnie, je n'ose m'en fâcher. Ich fand, daß Mad. de Nesle nicht wohl gerochen [gerächt] worden war. Den 9ten Febr. 1717.

6) Seitdem Mad. la Duchesse ihres Sohnes Partie gegen ihre Brüder und Neveux genommen, hat Mr. le Duc seine Frau Mutter lieb; vorher ging es nicht so wohl ab. Den 18ten Mai 1717.

7) Es ist gewiß, daß Mr. le Duc sehr politisch ist; das hat er von seiner Frau Mutter. Den 25sten Jun. 1718.

8) Die

8) Die Polignac machte dem Mr. le Duc weiß, daß sie ihn lieb hätte. Mr. le Duc, der wohl weiß, was sie im Schilde führt, ließ sie ausspionieren, und erfuhr, daß sie eine heimliche Intrigue mit dem Cheval. de Baviere hätte. Er hielt ihr's vor, sie leugnete die Sache. Mr. le Duc warnte sie, sie sollte nicht denken, daß sie ihn betrügen könnte. Sie verschwur sich, daß er übel berichtet wäre; sobald sie aber von ihm weg war, ging sie zum Chevalier in sein Haus. Mr. le Duc, der ihr folgen ließ, erfuhr es gleich; des andern Tags gab ihr Mr. le Duc rendezvous, sie kam in seine Schlafkammer, meinte er wüßte nichts, da machte Mr. le Duc die Thür weit auf, daß man sie sehen konnte, sein Kabinet war voller Mannsleute; da rief Mons. le Duc den Cheval. de Baviere und sagte zu ihm: tenez, Mr. le Chevalier, venez prendre votre Guerine, elle n'aura pas besoin d'aller si loin pour Vous trouver. Den 11ten Octbr. 1718.

10) Mr. le Duc soll solide Qualitäten haben, ist sehr noble in allem seinem Thun, hat auch keine böse Miene, aber sein Auge, daß ihn der Duc de Berri ausgeschossen, verschändet ihn sehr. Den 11ten Novembr. 1718.

11) Ob Mr. le Duc und der Prince de Conti zwar doppelte Schwäger seyn, haben sie einander doch in ihrem Leben nicht leiden können. Den 12ten April 1720.

12) Daß Mr. le Duc sehr poli ist, das ist wahr; soll aber incapable seyn sich um Affairen zu bemühen. Erstlich so soll er gar ignorant seyn, zum andern die Application nicht lieben, und zum dritten, wenig Gedult haben; das sind doch Qualitäten, so zu Affairen gehören. Den 25sten Novembr. 1718.

13) Er ist sehr verliebt von Mad. de Prié. Die hat schon einmal ein wenig Prügel suppe darüber von ihrem

ihrem Mann bekommen, aber das hindert nichts. Den 14ten Jul. 1718.

14) Sie regiert Mr. le Duc absolut; sie soll Verstand haben. Den 15ten August 1719.

Mons. le Duc ist nur occupirt, Mr. de Prié brav zum Hahnrey zu machen. Den 24sten Octbr. 1719.

15) Mr. le Duc und seine Frau Mutter sollen jedes 250 Millionen gewonnen haben. Den 9ten Jan. 1720.

16) Mr. le Duc ist sehr passionirt. Wie ihm Mde de Nesle seinen Abschied gab, wäre er schier vor Leid gestorben. Er sahe aus wie der bittere Tod; hat in mehr als sechs Monaten darüber seine Partie nicht nehmen können.

Mad. de Prié hat ihn getrübet; sie soll ihm aber gar nicht treu seyn, sondern ihn mit 2 andern betrügen; der eine ist der Prinz de Carignan, der andere ist Livr, des Königs erster Haushofmeister. Dieser ist der häßscheste von den dreien. Den 5ten April 1720.

17) Die Prinzessin von Modena verlieret nichts an Mad. la Duchesse Tod. Mons. le Duc hat sich declariret, daß er sie sein Leben nicht würde genommen haben, und daß er sich nicht wieder verheirathen will. Den 9ten April 1720.

18) Aus amour kann kein Weibesmensch Mr. le Duc mehr lieben. Er ist gar groß, schier wie der Gemminger, aber viel magerer, wie zwen Scheidt [Stücke Holz], gehet gebückt, hat lange Beine wie ein Storch, einen kurzen Leib, keine Waden, die 2 Augen so roth, daß man nicht weiß, welches das gute oder das böse ist; hohle eingefallene Backen, ein groß Kinn, so ist, als wenn es nicht zum Gesicht gehört; dicke Lippen [lippen]. Summa wie er häßlich ist, dergleichen habe ich wenig Leute gesehen. Seine Maitresse die Mad. de Prié soll ihm unbeständig seyn. Diese Untreue soll ihn herzlich betrüben, und viel Schuld an sei

seinem großen Abnehmen seyn. Den 30sten April 1720.

19) Um daß Mdselle de Rochesuryon ihre Millionen, so ihr von Rechtswegen zukommen, behält, muß sie aus der Erbschaft ihrer Schwester sie erst haben. Und Mr. le Duc soll seyn, wie der gute Duc de Crequi allzeit zu sagen pflegte: il est comme l'arbalette de Cognac, dur à la détente; denn er will seiner Geschweh [Schwägerin] nicht allein nicht geben, was sie von ihrer Frau Schwester geerbt, sondern er disputirt ihr auch ihre eigene billets de banque, so sie ihrer Schwester zu verwahren gegeben, ab, als sie selber auf dem Todtbette lag. Den 7ten Mai 1720.

20) Mr. le Duc als ein guter Freund von Law, ist auch übel vom Pöbel traktirt worden, haben ihm alle Injurien von der Welt gesagt, und gar Chien geheissen. Bis auf sein Brüderrhen den Comte de Clermont haben sie auf dem Pont Royal Injurien nachgerufen und gesagt: vas, chien! tu ne vaudras pas mieux que tes frères. Der Gouverneur stieg aus und wollte den Pöbel haranguiren, aber sie huben Steine auf. Der Hofmeister mußte geschwind wieder in die Kutsche, und eiligt davon fahren. Den 25sten Febr. 1720.

Mademoiselle de Valois. Charlotte Aglaë, Gemahlin des Prinzen de Modena.

1) Sie stehet nicht wohl mit ihrer Frau Mutter, denn diese hat sie persuadiren wollen, des Duc du Maine ältesten Sohn zu heirathen, den Prince de Dombes. Die Frau Mutter wirft der Tochter jetzt vor, daß wenn sie ihren Neveu geheirathet, ihres Bruders und ihres

ihres Sohnes Unglück nicht geschehen seyn würde; sie kann sie nicht vor Augen sehen, hat mich derowegen gebeten, noch eine Zeitlang ihre Tochter hier bei mir zu behalten. Den 6ten Septbr. 1718.

2) Sie hat die Zähne sehr weiß, aber übel gewachsen, und einen Oberzahn. Den 11ten Novbr. 1718.

3) Mdselle de Valois hat, was man hier beauté heißt, das ist gewiß; aber gar keine Anmuth, siehet auch nicht gar jung aus. Den 6ten Decbr. 1719.

4) Sie ist braun, hat gar schöne Augen, aber eine häßliche und gar zu große Nase. Den 6ten Octbr. 1719.

5) Mad. d'Orleans wäre das faulste Mensch, wenn sie nicht die Mdselle de Valois zur Tochter hätte; denn diese ist noch ärger als sie. Ich finde es recht ekelhaft, ein so blutjung Mensch von so abscheulicher Faulheit. Den 17ten Mai 1717.

6) Mdselle de Valois fragt gar nichts nach mir; sie bringts noch weiter, sie kann mich nicht leiden. Es ist mir wenig an dem ungezogenen Mensche gelegen. Den 6ten Mai 1717.

7) Sie wollte nicht gern in fremde Länder, also denkt man nicht an die Heirath von Modena. Den 16ten Novbr. 1717.

8) Mdselle de Valois ist in meinem Sinn nicht schön; sie hat doch Tage, da sie nicht häßlich ist, denn sie hat hübsche Sachen, als hübsche Augen, schöne Farben und Haut, aber eine große häßliche Nase und Ueberzahn, die ihr übel stehen, wenn sie lacht. Ihre taille ist dick und häßlich, der Kopf stehet ihr in den Achseln, und was sie am ärgsten hat in meinem Sinn, ist mauvaise grace in allem was sie thut; geht wie ein Weib von 80 Jahren. Den 15ten Jul. 1718.

9) Wenn Mdselle de Valois von denen Leuten wäre, so nicht gefallen wollen, so sollte es mich nicht Wunderwürdigk. XXIX. Bd. E der

der nehmen, daß sie ihren Gang so negligirt, aber sie hat gern, daß man sie hübsch findet, sie ist gern gepußt, und kann doch nicht begreifen, daß der beste Puß gute Mienen und bonne grace ist, und daß kein Pußen was hilft, wo das nicht ist. Den 29sten Jul. 1718.

10) Sie schlägt ganz in das Mortemarische Geschlecht, gleicht der Duchesse de la Storce, als wenn sie ihre Tochter wäre, und die Falschheit der Mortemare sieht ihr aus dem Augen. Den 19ten Mai 1719.

11) Mein Sohn hat dem Prinzen von Modena seine Tochter Mselle de Valois affordirt, welches mich von Herzen erfreuet.

12) Vorgestern kam sie des Abends mit ihrer Frau Mutter her. Daß der Courier angekommen, hatte sie die Augen eine Faust dicke ganz roth und bitter traurig. Den 28sten Novembr. 1719.

13) Unsere Herzogin von Hannover schreibt mir, daß der Bräutigam ganz verliebt von Mselle de Valois, nämlich von deren Konterfait, geworden ist; ich finde sie mehr schön als angenehm; sie hat gar schöne Augen, schöne Haut und Farben; der Mund ist auch nicht häßlich, die Zähne gesund und weiß, aber nicht gar gleich, einen Oberzahn, der ihr gar übel stehet, wenn sie lacht, und eine Habichtsnase, so alles verdirbt, in meinem Sinn. Sie ist gar groß, nicht übel geschaffen, den Leib ein wenig kurz und dick, der Kopf stehet ihr in den Achseln und gar lange Beine und Schenkel. Man siehet wohl, daß sie nie hat wollen tanzen lernen, denn sie geht wie ein Weib von 80 Jahren, hat mauvaise grace in allem was sie thut. Sie hat schwarze Augen und Haare. So ist die Braut. Wenn das innerliche so gut als das äußerliche wäre,

so ginge alles hin; es murrert *) sich aber so sehr bei ihr als es sich vateret, und das ist es nicht was mir am besten bei ihr gefällt. Den 5ten Decembr. 1719.

14) Unsere Braut macht, wie man hier sagt, *bonne mine à mauvais jeu*, und ob ihr Mund zwar lustig spricht, so sind doch ihre Augen geschwollen und roth, und man siehet wohl daß sie des Nachts muß geweint haben. Den 15ten Decembr. 1719.

15) Der Grand-Prieur, der auch General von den Galeeren ist, soll seine Frau Schwester nach Italien führen. Die Galeeren sollen schon meublirt seyn; sie allein kosten 100 tausend L. Den 9ten Januar 1720.

16) Die Großherzogin sagt, sie wolle Mselle nicht sehen, sie wisse, was Italien sey, und wie wenig Mselle de Valoïs sich dort würde gewöhnen können; also fürchte sie, sie möchte wieder hergelaufen kommen; dann würde man hier sagen: *Voilà le second tome de la Grande-Duchesse*, und alle Sottisen so sie gegen ihren Schwiegervater und Herrn thun würde, würde man sagen: *ah! voilà les instructions que lui a données sa Tante la Grande-Duchesse*; also wollte sie sie weder sehen noch sprechen. Den 25ten Juni 1720.

17) Das Präsent von Modena ist angekommen. Es bestehet nicht aus vielen Stücken, ist ein gar großes joyau vor der [für die] Braut zu tragen, mit gar schönen Brillanten; und des Prinzen von Modena Konterfait ist hinter den Demanten, aber gar übel gemacht. Man wird es geben, wenn die Versprechung bei dem König seyn wird, und der Kontrakt unterschrieben. Den 26sten Jan. 1720.

E 2

18) Zu.

*) Sie ähnet der Mutter, . dem Vater ic.

18) Zukünftigen Sonntag den 11ten Febr. wird die Versprechung und des Heirathskontrakts Verschreibung bei dem König gehalten werden; Montag Morgens wird die Trauung geschehen, und Donnerstags wird die Braut weggehen. Den 6ten Febr. 1720.

19) Ich habe in meinem Leben keine betrübtere Braut gesehen; sie hat seit 3 Tagen weder gegessen noch geschlafen, und die Augen werden ihr nicht trocken [trocken]. Den 13ten Febr. 1720.

20) Ich bin ein schlimmer Prophet gewesen, aber ich habe nur zu wohl prophezeit. Als unsere Prinzessin von Modena mir gesagt, daß sie nach Chelles wollte, ihrer Schwester adieu zu sagen, sagte ich zu ihr, es ist noch gar zu wenig Zeit, daß die Kinderblattern im Kloster gewesen, und die Abtissin selbst die Kötteln gehabt hat; sie stecken gräulich an. Sie antwortete: *C'est ce que je cherche.* Ich antwortete: *cela se trouve plutôt que quelque chose de bon; la vie en depend, prenés-y garde.* Aber meiner Warnung unangesehen ist sie Sonntag Morgens nach Chelles gegangen, und den ganzen Tag bei ihrer Schwester geblieben. Sonntags hat sie angefangen sich übel zu befinden, und hat die rothen Flecken bekommen. Den 20sten Febr. 1720.

Was sie in ihrer Krankheit tröstet, ist der Aufschub ihrer Reise.

21) Den 12ten März 1720 hat mir mein Sohn seine Tochter hergeführt, um Abschied zu nehmen. Sie konnte kein einziges Wort artikuliren, nahm in vollen Thränen meine Hände, küßte und drückte sie, und schlug ihre Hände zusammen. Mein Sohn hat sie mit schwerem Herzen fortgeführt. Den 12ten März 1720.

22) Man hat freilich wol an den Prinzen von Piemont gedacht. Sein Hr. Vater hatte auch schon Hoff-

Hoffnung gegeben, aber auf einmal hat er es platt ab-
gesagt. Den 12ten März 1720.

23) Ihr Hr. Vater hat ihr schöne Juwelen gege-
ben; des Königs Präsent ist auch gar schön. Es be-
siehet aus 14 schönen großen Brillants, bei jedem
Diamant 2 schöne runde Perlen von schönem Wasser;
das macht ein Halsband. Den 16ten Aug. 1720.

24) Was Madame la Princesse de Modena anges-
nehm gewesen wäre, wenn sie Mr. le Duc oder den
Comte de Charolais hätte bekommen können, ist, daß
sie in ihrem Vaterlande bei Verwandten und Freunde
geblieben wäre. Den 9ten März 1720.

25) Die Großherzogin hat ihre Niece recht wohl
zugesprochen und sehr gebeten, ihrem Exempel nicht
zu folgen, sondern zu suchen, ihrem Herrn und Schwie-
gervater zu gefallen. Den 29sten März 1720.

26) Der Prinz von Modena wird nur incognito
nach Gènes kommen, weil die Republik declariret, daß
alle Ehre nur der Prinzessin soll angethan werden, als
Princesse du Sang, und nicht als Princesse du Mo-
dena. Den 30sten April 1720.

27) Man hat hier schon sehr über Modenische Di-
vertissements gelacht. Den 7ten Mai 1720.

28) Sie hat mir von Lyon eine Harangue geschickt,
so ihr ein Curé gemacht. Den 2ten Mai 1730.

29) Sie will gegen ihres Herrn Vaters Willen
die ganze Provenca sehen, will nach Toulon, à la St.
Beaume, was weiß ich was sie noch mehr sehen will.
Alles, glaube ich, außer ihren Herrn. Den 23sten
Mai 1720.

30) Man kann' von dieser Prinzessin sagen, qu'el-
le a mangé son pain blanc le premier. [„sie habe ihre
besten Tage zuerst gehabt“]. Den 5ten Jul. 1720.

31) Alles gehet noch wohl zu Modena, allein dem
artigen Schwager ist nicht mehr erlaubt bei der Schwe-
ster

ster petit Soups zu bleiben. Der Mann soll sehr char-
mirt von seiner Gemahlin seyn, aber sie hat ihm dekla-
rirt, daß ein Mann nicht verliebt von seiner Frau seyn
müsse, und daß solches nicht die Mode in Frankreich
wäre, sondern für ridicule gehalten würde. Das deucht
mir, hat dort nicht gefallen, wie leicht zu erachten ste-
het. Den 16ten Jul. 1720.

32) Die Großherzogin sagt: du tems de la régen-
ce de la Reine mere, lorsqu'on mena Mr. le Prince et
son frere Mr. le Prince de Conti à la Bastille, on
leur demanda, quels livres ils desiroient pour s'amu-
ser? Le Prince de Conti demanda l'imitation de Je-
sus Christ. Mr. le Prince de Condé demanda l'imita-
tion du Duc de Beaufort, so eben aus der Bastille
gekommen; et je crois, sagte die Großherzogin, que
la Princesse de Modéne, demandera l'imitation de la
Grande Duchesse. Den 26sten Jul. 1720.

33) Unsere Prinzessin von Modena hat ihren Herrn
viel schöner und besser gefunden, als sie vermeint, und
ist so verliebt von ihm worden, daß sie ihm dreimal
die Hände geküßt, das ist viel für sie, so gar hoffärtig
ist, und meint, daß ihr nichts gleich seyn könnte. Den
26sten Jul. 1720.

34) Der Herzog von Modena hat gar einen wun-
derlichen Kopf in allem. Sein ältester Herr Sohn
und seine Gemahlin hätten gern, daß er den Salvatico,
so hier Envoyé gewesen, abschaffen sollte. Denn der-
selbe Narr hat der Prinzessin unterwegs eine De-
claration en forme gethan, mit Drohung, daß er ihr
alles Unglück zuzewege bringen würde, wo sie seine amour
nicht annehme. Er fing seine Declaration an mit:
ah! ah! ah! Madame! ah! ah! ah! Madame! Die
Prinzessin sagte: Que voulez Vous dire avec tous
vos ah? Er sagte; ah! que le Prince de Modena m'a
des

des obligations, et que je l'ai rendu heureux! Den 13ten Decembr. 1720.

Er fing schon hier an. Da wollte er alle Augenblick zu ihr in die Kammer, wurde auch wohl recht jaloux von ihr. Den 16ten Aug. 1720.

Das hat die Princesse ihrem Herrn geklagt; der hat es seinem Herrn Vater gesagt, und begehrt, daß man den bösen Teufel wegschicken sollte. Das will der Hr. Vater nicht thun, er will daß Salvatico Major-dom seyn solle. Ich finde doch, daß es ein Glück für unsere Prinzessin von Modena ist, daß Salvatico verliebt von ihr worden; da er hier alles erfahren, was vorgegangen. Wenn er es nun nachsagt, wird ihm der Prinz nicht glauben. Den 30sten Jul. 1720.

35) Der Mann und die Frau haben sich gar lieb, aber sie sollen den alten Vater miteinander auslachen. Den 2ten Aug. 1720.

36) Den ganzen Tag gehet sie von einer Kammer in die andere und ruft überlaut: ah! que je m'ennuye, que je m'ennuye ici! Sie lebt doch jeztund ein wenig besser mit ihrem Herrn als im Anfang. Den 12ten November 1720.

37) Salvatico ist ein Narr in folio. Wie er hier war, sagte er zu allen Leuten: oui, j'aime tant ma Princesse que sans dégoût je mangerois sa merde. Salvatico ist des Herzogs von Modena erklärter Favorit; das bestätigt das teutsche Sprichwort: gleich und gleich gefellt sich gern, sagte der Teufel zum Kohlenbrenner. Den 26sten Novembr. 1720.

François Louis, Prince de Conti.

Der letztverstorbene Prinz de Conti hatte Verstand, Courage, war angenehm in allen seinen Manieren,

machte sich beliebt; aber seine bösen Qualitäten waren, daß er falsch war, nichts liebte als sich selber, und gar zu sehr debauchirte mit Mannsleuten, so ihm endlich auch das Leben gekostet. Denn wie er schwach von Natur war, soll er in Fontainebleau spanische Rücken [Fliegen] genommen haben; das hat ihm den Garaus gemacht. Er hat freilich König in Polen werden sollen. Den 10ten Aug. 1717.

Die große Princesse de Conti, der Valliere Tochter.

1) Sie ist nun in einer großen Devotion, weiß wohl zu leben, ist sehr poli. Den 10ten Aug. 1718.

2) Was der König von seinen Töchtern von der linken Seite am meisten geliebt hat, war die große Princesse de Conti. Den 21sten Mai 1716.

Monsieur le Duc Louis III.

Ich erinnere mich, daß der letztverstorbene Mr. le Duc, so abscheulich bucklicht war, zu Mons. seel. sagte: man hätte ihn in Maske vor [für] ihn genommen. Mons. war gerade und wohl geschaffen, sagte: je mets cela au pied du crucifix. Denn er war ganz mortificirt, daß man Mr. le Duc für ihm; sollte genommen haben. Den 29sten März 1718.

Madame la Princesse Palatine, Marie Therese de Bourbon, Gemahlin von Franz Ludwig Prince de Conti.

1) Es ist abscheulich, was die arme Prinzessin bei ihrem Herrn ausgestanden; er war, wiewohl ganz ohne

ne Ursach, jaloux wie der Teufel. Sie wußte nicht gewiß, wo sie die Nacht bleiben würde. Wenn sie sich eingerichtet hatte, und meinte zu Versailles zu schlafen, führte er sie nach Paris oder Chantilli; wenn sie meinte dort zu bleiben, mußte sie nach Versailles, und wurde geplagt wie eine arme Seele, und das immer. Sie machte mich oft ungedultig; denn anstatt ihre Ruhe zu genießen, beweinte sie ihren Herrn, und wollte daß er noch lebte, sollte sie auch wieder von neuem von ihm geplagt werden. Den 5ten Novembr. 1717.

2) Mad. la Princesse, so hier geboren und erzogen, hat nicht denselben Widerwillen gehabt, daß ihr Herr Sohn einen Bastard geheirathet, als ich, aber sie hats hernach doch wohl bereuet. Den 5ten Octobr. 1717.

3) Man kann nicht tugendsamer seyn, als sie ihr Leben gelebt hat. Den 19ten April 1719.

4) Sie hätte gern J. L. seel. den Margrafen C. L. ältesten Herrn Bruder M^{selle} de Condé gegeben, die war unvergleichlich schöner als ihre Schwester; aber mich deucht, er hatte mehr Inclination für M^{de} de Vendome, weil sie ihm stiller und moderater vorkam. Den 6ten Mai 1718.

5) Sie hat viel mit ihrem Herrn ausgestanden, aber sie regretirt ihn noch alle Tage. Er sahe doch aus wie ein Aeffchen. Die Königin seel. hatte 2 Papagoien, einer war Mr. le Prince leiblich Portrait, der andere glich, wie 2 Tropfen Wasser, dem Maréchal de Luxembourg. Den 30sten Aug. 1718.

6) Mad. la Princesse ist sehr klein und schief, aber nicht bucklicht, sie hat schöne Augen, wie ihr Herr Vater gehabt hat, sonst hat sie äußerlich keine Schönheit, innerlich aber viel Tugend und Gottesfurcht. Den 14ten Octobr. 1718.

7) Mad. la Princesse ist die einzige vom Hause Condé, so was taugt. Ich glaube, sie fühlt noch das gute teutsche Geblüt in ihren Adern. Den 22sten März 1720.

8) Mad. la Princesse ist gewiß gar unglücklich mit ihren Kindern. Die Princesse de Conti, des Prince de Conti Mutter, ob sie zwar nicht leichtfertig, sondern tugendsam ist, so ist es doch ein Narrchen, und wie die Comtesse Pimbeche Orbeche. Denn sie will immer Prozeß gegen ihre Frau Mutter führen, die doch alle Mittel gesucht, sich mit ihr zu vergleichen, aber es hat nichts geholfen. Den 13ten Juni 1719.

9) Vergangenen Donnerstag hat die Princesse de Conti ihren Prozeß gegen ihre Frau Mutter verloren. Es hat mich gefreuet, denn es war unbillig. Mad. la Princesse hat sie gebeten, arbitres zu nehmen; die Tochter aber hat mit aller Gewalt den Prozeß haben wollen, hat ihre Mutter durch einen Advocaten Lügen beschuldigt. Der Mad. la Princesse Advokat antwortete nur mit diesen Worten: la sincerité de Madame la Princesse et de Mad. la Princesse de Conti sa fille, est comme tout le monde peut en juger. Das hat alle Menschen im Palais zu lachen gemacht. Den 10ten März 1720.

Princesse de Conti. Louise Elisabeth, die junge Gemahlin von Louis Armand Prince de Conti.

1) Sie ist recht artig, und thut der Schönheit den Poffen, klar zu erweisen, daß Anmuth der Schönheit vorzuziehen. Den 26sten Jul. 1718.

2) Es

2) Es ist Jammer und Schade, daß die junge Princesse de Conti nicht bei frommen Leuten ist. Denn sie hat gar ein gut Gemüth, aber schlimme Gesellschaft, so man bei ihr läßt. Sie hat ein häßlich ungezogen Märchen zum Manne, siehet gar böse Exempel an vielen Orten vor ihren Augen; das verdirbt sie ganz, und hindert, daß sie nicht so sehr auf ihre Reputation siehet, als sie billig thun sollte. Den 12ten Jul. 1716.

3) Wenn sie will, muß man sie lieb haben; sie hat gar angenehme Manieren an sich, und ist sanftmüthig und ohne Humoren, sagt allzeit was obligantes. Den 1sten Jul. 1718.

4) Die Prinzess de Conti hat ihrem Herrn bange gemacht. Sie hat Flinten und Degen neben ihr Bett gesetzt, und ihn versichert, daß, sobald er mit seinen geladenen Pistolen kommen würde, wollte sie mit der Flinte nach ihm schießen, und wo sie ihn fehlen sollte, wollte sie ihn mit den Degen erwarten; seitdem hat er keine Pistole mehr. Den 22sten Jul. 1718.

5) Die junge Prinzess de Conti hat sich abermals blessirt. Ihr Herr hat sie geplagt, und weinen gemacht, daß sie drüber ums Kind kommen ist. Den 3ten Febr. 1719.

6) Sie sagt, es wären nicht die Franzosen gewesen, so ihr Herr gegeben, sondern nur la chaude pisse; meinte also, es wäre leicht zu heilen. Den 20sten Jul. 1719.

7) Seitdem ihr Herr ihr das bewußte Präsent gegeben, lebt er wohl mit ihr und sie mit ihm. Den 20sten März 1720.

8) Verliebt ist sie nicht von ihrem Herrn und kann es nicht seyn, er ist gar zu widerlich von Humor und Figur; das Gesicht ist nicht, was er am häßlichsten hat,

hat, sondern die ganze Postur ist schief und abscheulich. Den 7ten Novembr. 1719.

9) Sie ist recht possirlich, ganz natürlich und un-
gezwungen, gefällt allen Fremden. Etliche Baiern
sind auch verliebt von ihr gewesen, auch der Prinz Ka-
gorzky; aber ihre Coquetterie hat sie ihm verleidet. Den
27sten Aug. 1720.

Prince de Conti, Louis Armand.

1) Seine Mutter läßt ganz weit von ihres Soh-
nes Haus ein Haus bauen. Wenn sie wohl mit ein-
ander stehen, schickt man die Arbeiter fort; stehen sie
übel mit einander, läßt man die Arbeiter doppeln und
schärfer arbeiten; also kann man allzeit wissen, wie die
Princesse de Conti und ihr Sohn mit einander stehen.
Den 24sten Septbr. 1717.

2) Häßlich ist er gar gewiß, und widerlich von
Humor und Figur; das Gesicht ist nicht was er am häß-
lichsten hat, sondern die ganze Postur ist klein, schief
und abscheulich, und er ist allzeit distrait. Das macht,
daß er oft wild ausseheth, als wenn er nicht gescheut
wäre; wenn man sich am wenigsten versteht, fällt er
über seinen eigenen Stock wie eine Kröte. Man war
es so gewohnt bei dem König seel. daß wenn man fal-
len hörte, sagte man nur: ce n'est rien, c'est le Prin-
ce de Conti qui tombe. Seine Gemalin ist gar nicht
verliebt von ihm, wie ers von ihr ist, und kanns nicht
sehn, aber sie ist schlau und lebt wohl mit ihm, da sie
ihn absolute gouvernirt, und hat alle seine Favoriten so
gewonnen, daß sie alle ihre Creaturen sind; sie ist Herr
und Meister im ganzen Hause. Sie ist gar ein ange-
nehm Mensch, lang, wohl geschaffen, gute Mienen,
schöne Augen und allzeit lustig. Der Prinz de Conti
ihr

ihre Herr ist recht verliebt, welches desto mehr zu verwundern ist, da die Damen gar nicht sein foible seyn, und wenn er in böse Häuser gehet, ist es nur, die armen Kreaturen drinnen zu plagen. Ehe er verheirathet war, hat er kein Weibemensch geliebt, als seine Frau Mutter, die ihn auch wohl herzlich geliebt hatte; denn so wunderlich er auch ist, so hat er doch Verstand, und kann wohl reden. Die Frau Mutter ist jaloux, daß sie keinen Kredit mehr über ihren Sohn hat, und er jetzt die Gemalin, ihre Schwiegertochter, allein liebt; das gibt manche Zänkereien. Die Mutter will sich von ihnen scheiden, und ein Haus apart nehmen, um nicht mehr bei ihnen zu seyn. Die Frau Mutter wollte gern den Enkel erziehen und mit sich nehmen, das will die Schwiegertochter nicht, die will ihr Kind bei sich behalten, darum sind sie alle wie Hunde und Käßchen zusammen. Den 16ten April 1716.

3) Um ihn zu hindern in Ungarn zu gehen, kauft man ihm das Gouvernement in Poitou, und gibt ihm einen Platz im Rath de Regence. Damit hat man dies wilde Thierchen gehemmet. Den 23sten März 1719.

4) Der Prinz de Conti ist übel erzogen, hat zwar Verstand, ist aber ein Narrchen dabei; seine artige Gemahlin ist wohl zu beklagen, des Lebens nicht sicher bei ihm zu seyn. Er droht ihr oft mit geladenen Pistolen; sie hat Herz, frägt kein Haar darnach, und läßt ihr nicht bange werden. Den 10ten Juni 1718.

5) Unsere junge Princesse de Conti sagt, ihre Herr hätten einen Fluß auf den Augen, und seine Frau Mutter hätten heute Morgen ein Klistir genommen, durch Sympathie ihren Sohn das Geblüt zu erfrischen. Sie wehrt ihm das Pfeiffen, denn sie meint, das werde ihm den Fluß von den Augen auf die Brust ziehen. Er liest einen Ovid auf Latein überlaut; da muß sie

zuhören, und sie verstehet kein Wort Latein, und er will es ihr nicht auslegen; kommt jemand, darf sie kein Wort reden, sagt, man interrompire, wird böß, und zürnt über alles, was in der Kammer ist. Den 12ten April 1720.

6) Bei dem letzten Ball machte sich einer einen Buckel, und verkleidete sich ganz wie der Prinz de Conti, und setzte sich zu ihm. Der Prinz de Conti fragte: Qui êtes Vous, Masque: Dieser antwortete: je suis le Prince de Conti. Dieser, ohne böß zu werden, zog seine Maske ab, lachte und sagte: Voilà comme on se trompe, il-y-a plus de 20. que je crois l'être! und wurde gar nicht böß, welches was rares ist. Den 4ten März 1718.

7) Der Prinz de Conti hat Verstand, ist aber wie ein Galopin erzogen worden, hat auch Quinten, die er selber wohl erkennt, aber nicht zwingen kann. Den 21sten April 1719.

8) Der Prinz de Conti, so gemeint geheilt gewesen zu seyn, ist in Spanien wieder umgeschlagen, und ob er zwar General von der Cavallerie ist, kann er doch ohnmöglich zu Pferde sitzen. Den 9ten Jun. 1719.

9) Ich sagte vergangenen Dienstag, zur jungen Prinzess de Conti: ich hätte gehört, ihr Herr wäre noch nicht ganz kurirt. Sie lachte und sagte mir ins Ohr: bon, bon, il est gueri; mais il a fait semblant de ne pas l'être, de peur d'être obligé d'aller à la tranchée et d'y être tué; car il est poltron comme un singe. Den 17ten Jul. 1719.

10) Des Prinzen de Conti Gesicht ist nicht gar häßlich, seine taille und Humor ist am schlimmsten, aber das Gesicht gehet gar wohl hin. Den 22sten August 1719.

11) Der Prinz de Conti ist noch gar übel an seiner rothen Ruhr. Man hat ihn wollen nach Bayonne führen, allein er hat das Fieber so stark, daß man ihn nicht hat wegführen können, und hat in der Armee bleiben müssen. Den 25sten Aug. 1719.

12) Mir deucht, wenn ich mich so wenig tüchtig zum Kriege fände wie er, wollte ich nicht zu Felde ziehen; denn es obligirt ihn nichts dazu. Man soll in Krieg ziehen, um Ehre zu erwerben, aber nicht Schande. Seine besten Freunde, als la Nouë und Clermont, haben ihm dieses vorgehalten. Er hat sich aber darüber mit allen brüllirt. Es ist eine elende Sache, wenn man sich selbst nicht kennt. Den 8ten Sept. 1719.

13) Es ist schon 9 oder 10 Tage, daß der Prinz de Conti wieder kommen; ich habe noch nichts von ihm gehört; er steckt immer dans la ruë Quin Campoix mit den Agioteurs Geld zu gewinnen. Den 19ten Sept. 1719.

14) Der Prinz de Conti ist endlich einmal zu mir gekommen; es muß in dem Tag nicht so viel, wie ordinär, in der ruë Quin Campoix zu agiotiren gewesen seyn. Denn da hat er die ganze Zeit über gesteckt, seitdem er wieder kommen ist. Sein Vetter Mr. le Duc macht es nicht besser in diesem Fall. Ich zweifelse, daß sich der Prinz de Conti je an den Krieg gewöhnt. Er ist in allen Stücken so liederlich, hat schlechte Ehre in dieser Campagne erhalten. Den 26sten Septbr. 1719.

15) Der Prinz de Conti wird noch endlich gar zum Narren werden; er ist in allem gar zu wunderlich. Ich habe ihm letztmal recht mit Verwunderung zugehört; denn er spricht keine 4 Worte, wo nicht eine Bosheit innen steckt. Den 19ten Sept. 1719.

16) Bru-

16) Brutaler als er ist, wenn er will, kann man nicht seyn, aber er kann doch auch poli seyn, wenn er will. Den 6ten October 1719.

17) Mr. le Duc und seine Frau Mutter, und ihr guter Freund Lassé haben viele Millionen gewonnen; der Prinz hat auch gar viel gewonnen; die 2 Bettern stecken immer in der rue Quin Campoix, darauf hat man dieses Lied gemacht:

Prince! dites nous vos Exploits,
Que faites Vous pour votre gloire?
Taisés Vous sots, lisez l'histoire

De la rue Quin Campoix. Den 5ten Decbr.
1719.

18) Der Prinz de Conti wird alle Tage toller und narriſcher. In einem von den lezten Bällen hier in Opersaale, nahm er mit Gewalt ein arm Mädchen, so aus der Provinz kommen war, ganz jung, reißt es mit Gewalt von ihrer Mutter weg, setzt sie zwischen seine Beine, hält sie mit einem Arm, gibt ihr 100 Nasenstieber und Maulschellen, daß ihr Mund und Nase bluteten. Das arme Mensch weinte bitterlich, er aber lachte und rief: ne sais-je pas bien donner des chiquenaudes? Es hat alle Menschen gejammert, so es gesehen. Das Mensch hat ihm in seinem Leben nichts zu Leide gethan; er kannte sie nicht. Den 2ten Febr. 1720.

Man hat dem armen Mädchen nicht helfen wollen, denn niemand mag mit dem Narren zu thun haben, er ist zu violent, er macht Grimassen und Gesichter, und spricht ganz allein, daß mir, die ich die Narren abscheulich fürchte, oft angst und bange dabei wird. Den 20sten Febr. 1716.

19) Der Prinz de Conti hat nicht so viel gewonnen als Mr. le Duc. Ich habe doch gehört, daß er
erli-

etliche Millionen erkappt hat, wer aber am allermeisten gezwackt hat, das ist der abscheulich interessirte d'Antin.

20) Seine Intriguen mahnen mich an mich selber. Wie ich ein Kind war, nahm ich faul Holz, legte es auf die Augen und den Mund und versteckte mich Abends unter die Steige, um den Leuten bange zu machen, und mir war selber so bange, Gespenster zu finden, daß ich schier zitterte. So machts der Prinz de Conti, er will andern bange machen, und stirbt selber beinahe für Angst. Den 16ten Aug. 1719.

21) Die junge Prinzess de Conti hat mir erzählt, daß sie ihr Söhnchen durch Clement examiniren lassen, wie es mit seiner taille stünde. Der hatte diesen Prinzen gar gerade gefunden, und war zum Prinzen de Conti gegangen, hatte zu ihm gesagt: Monseigneur, j'ai examiné la taille du Prince qui vient de naître. Il est droit, faites le coucher sans chevet, pour qu'il le reste; Songés quel Chagrin ce seroit pour M^{de} la Princesse de Conti qui a fait ce Prince droit, si Vous le rendiés tortu et bossu. Entendés-Vous, Monseigneur! tortu et bossu. Der Prinz de Conti wollte von was anderm reden, aber Clement kam allzeit wieder auf seinem Sprung und sagte: Songés qu'il est droit comme un jong, ne le rendez pas tortu et bossu, Monseigneur. Der Prinz de Conti konnte es nicht länger anhören, lief davon. Den 27sten Aug. 1720.

Abbé du Bois.

1) Mein Sohn hatte einen Sousgouverneur, der hat meinen Sohn diesen Abbé gegeben, so gar gelehrt ist, um ihn, wenn mein Sohn würde gelehrt seyn, wegzuschicken. Auch auffer der Stunde vom Studiren, ließ er ihn keinen Augenblick bei meinem Sohn; aber

Denkwürdigk. XXIX. Bd. 3 der

der arme Mann konnte sein Projekt nicht fortsetzen, denn er bekam auf einmal eine starke Kolik, woran er in wenig Stunden zu meinem Unglück starb. Da wies sich Abbé. Man hatte keinen andern Préceptor bei der Hand, also blieb er bei meinem Sohn, und konnte so wohl als ein ehrlicher Mann reden, daß ich bis auf meines Sohns Heirath ihn dafür gehalten, da habe ich alle fourberien entdeckt. Den 23sten Octbr. 1716.

2) Wäre der Abbé du Bois so Christgläubig als er sonst viel Verstand hat, so wäre er ein wackerer Mann; allein er glaubt nichts, und das macht ihn falsch und scelerat. Gelehrt ist er, das ist gewiß, und hat meinem Sohn gelehrt gemacht. Aber ich wollte, daß er ihn hernach nicht mehr gesehen hätte, so wäre keine schlimme Heirath geschehen, die ich noch nicht verdauet habe. Außer l'Abbé du Bois, ist ganz gewiß kein einziger Pfaf in meines Sohnes Gunst. Den 6ten Nov. 1716.

3) L'Abbé du Bois thut, als wenn er glaube, daß wir ganz wohl mit einander ständen, und was ich ihm auch verdriesliches sagen mag, nimmt er alles in Verirung [Scherz] an. Den 13ten Novbr. 1716.

4) Die Justice habe ich dem Abbé du Bois geleistet, daß er viel Verstand hat, wohl spricht und von guter Gesellschaft ist, aber falsch und interessirt wie der Teufel. Er siehet auch einem jungen Fuchs gleich. Die Falschheit sicht ihm aus dem Augen heraus. Den 16ten Febr. 1717.

5) Mein Sohn hat seinen Abbé du Bois recht recompensirt. Er hat ihm die Charge gegeben de Secrétaire du Cabinet du Roi, welche feu Mr. Callieres hatte, das ist wohl 22000 L. Einkommen. Dazu hat er einen Platz in dem Conseil de Régence étranger. Den 23sten März 1717.

6) Mein Sohn versichert sehr, daß er nicht gedenke den Abbé du Bois zum Cardinal zu machen, und daß der Abbé selber nicht daran gedenke. Den 7ten Aug. 1717.

7) Worinnen sich der Abbé du Bois sehr betrügt, ist, wenn er meint, daß ich glaube, daß er nichts zu meines Sohnes Heirath geholfen. Ich bin persuadirt, daß er es allein gethan. Es ist wahr, daß er im Anfang für mich war; aber nachdem ihm die alte Zott hat 3 oder 4 mal zu sich kommen lassen, da hat er sich geschwind geändert. Daß ihn der König hernach gehast, war nicht wegen dieser Sache, sondern wegen einer tripotage, so er mit dem P. de la Chaise gemacht. Monsieur war die Sache so leid als mir; aber der König und die alte Zott hatten ihn drohen lassen, seine Favoriten wegzujagen. Das hat ihn in alles consentiren machen, welches ihm hernach gereuet, aber es war zu spät. Den 2ten Novbr. 1717.

8) Den 6ten März kam dieses Bürschgen zu mir, und sagte: Monseigneur vient de me faire Archevêque de Cambrai. Ich sagte: je Vous en fais mon compliment, mais cela ne s'est il fait qu'au jourd'hui? Il y a huit jours qu'on le dit, et des qu'on vous a vû faire préter Serment, on n'en a plus douté. Der Duc de Mazarin soll gesagt haben, wie l'Abbé du Bois seine erste Messe gelesen: l'Abbé du Bois est allé faire sa première Communion; denn er prätendirt, daß er sein Leben nicht communicirt habe. Ich habe gestern meinen Sohn sehr embarassirt. Ich sagte: er habe seine Sentiments sehr geändert, denn er mir selber gesagt, daß dieser Abt weder zu einem Bisthum oder Erzbisthum komme, oder gedenke Cardinal zu werden. Mein Sohn wurde roth und sagte: il est vrai; mais j'ai eü de bonnes raisons pour changer d'avis. Dieu le

veuëille sagte ich, es ist eine Gottesgnade und keine raison. Den 8ten März 1720.

9) Ist etwas, so des Abbé du Bois Verstand fehlen macht, so ist es seine erschreckliche Hoffarth. Aus diesem Puncte kann man ihn allzeit tanzen machen. Den 25sten März 1718.

10) Des Abbé du Bois Conterfait ist ein Fuchs, so aus der Erden schlupft, und auf ein Huhn paßt. Den 27sten Septembr. 1718.

11) Wie ich den Abbé du Bois lieb gehabt, meinte ich, es wäre ein Mann, so meinen Sohn herzlich liebe, und sein Bestes und avantage in allem suche; aber wie ich gesehen, daß er ein falscher Hund ist, der nur sein eigen Interesse sucht, und nichts nach meines Sohns Ehre fragt, ja ihn gar sucht in das ewige Verderben zu stürzen, und durch die Finger zu sehen, wie er sich in die Debauchen gesteckt, und gethan, als wenn er ihn nicht sähe, (wie er ihn zu Fuß ganz allein auf der Gassen fand, daß er ins Vordell ging, anstatt daß er ihn bei dem Arm nehmen und wieder nach Hause führen sollen, hat er nur mit ihm darüber gelacht; ich weiß es von meinem Sohn selber;) da habe ich für diesen kleinen Pfaffen alle meine Estime in Verachtung verwandelt, und glaube, daß es billig ist. Denn er hat dadurch und durch meines Sohnes Heirath bewiesen, daß weder Treu, noch Glauben, noch Ehrlichkeit in ihm steckt. Ich kann ihn wegen meines Sohns Heirath nicht unrecht souvonniren; denn was ich davon weiß, weiß ich von meinem Sohn selber, und von Leuten, so bei der Zott waren, wie er des Nachts zu ihr kommen, seine Praktiquen gemacht, und seinen Herrn verrathen und verkauft hat. Den 7ten Nov. 1719.

12) Wollte Gott! mein Sohn hätte so wenig Vertrauen zum Abbé du Bois als ich; aber was zu vermun-

wundern, ist, daß er ihn doch besser kennt als jemand in der Welt, und ihm doch so trauet. Aber er ist wie alle die von seinem Haus, woran sie gewöhnt sind, das müssen sie thun. Dieser Abt ist sein Præceptor gewesen; der hat sich gewöhnt, ihm alles zu sagen; das muß noch so fortgehen. Den 18ten Octbr. 1718.

13) Wäre der Abbé du Bois an seiner ersten Lüge erstickt, wäre er längst todt. Das kann er meisterlich, insonderheit, wenn es zu seiner avantage ist; wenn ich alle die aufschreiben sollte, die ich weiß, würde eine lange Titaney werden. Er hat dem König allein an die Hand gegeben, was wegen meines Sohnes Heirath zu reden und zu thun wäre, die Sache zum Zweck zu bringen. Ist deswegen verstohlner Weise zur Maintenon gegangen. Den 23sten Decembr. 1718.

14) Daß der Abbé du Bois Verstand hat und amufant ist, damit streicht er sich allzeit bei meinem Sohn wieder ein, wenn er übel mit ihm zufrieden ist. Den 29sten Sept. 1719.

15) Mein Sohn versichert sehr, daß sein Pfäschen nicht Cardinal werden soll. Den 17ten Octbr. 1719.

16) Unser Abbé de St. Albin hat keinen größern Feind als den Erzbischoff von Cambray. Alles kann in seinem Titel auf deutsch mit Erz beschrieben werden; ein Erzschalk, ein Erzheuchler, ein Erzschmeichler, ein Erzschelm in folio. Den 9ten April 1720.

17) Man erzählt, daß ein Saken des Erzbischoffs von Reims zu einem des Erzbischoffs von Cambray gesagt hat: Quand même mon maître ne seroit pas Cardinal, il est toujours plus grand Seigneur que le tien, car il sacre les Rois. — Oui, antwortete des Abbé du Bois Saken, mon maître sacre tous les jours le bon Dieu, c'est bien plus que les Rois. Den 7ten Jun. 1720.

- 18) Je suis du bois dont on fait les cuistres
 Et cuistre je fûs autre fois.
 Mais à présent je suis du bois
 Dont on fait les Ministres. Den 30sten Aug. 1720.
- 19) Er hat eine Art von Stammeln, so ihn seine
 eigenen Worte repetiren macht, das macht mich un-
 geduldig. Den 10ten Sept. 1720.
- 20) Je ne trouve pas étonnant
 Que l'on fasse un Ministre
 Et même un Prélat important
 D'un macquerau d'un Cuistre.
 Rien ne me surprend en cela,
 Ne sait-on pas comme
 De son cheval Caligula
 Fit un Consul à Rome. Den 20sten Oct. 1720.

L a w.

- 1) Man sagt, daß, wie Mr. Law sein Bruder zu
 Paris ankommen, er ihm 3 Millionen verehrt hat.
 Law hat viel Verstand, und hat die Sachen in den
 Finanzen doch so weit gebracht, daß alle Schulden des
 Königs bezahlt worden. Den 1sten Sept. 1719.
- 2) Man muß die Wahrheit sagen, Law ist ein
 admirabler Mann für die Finanzen. Den 8ten Sept.
 1719.
- 3) Der König seel. hat Mons. Law gern in seinen
 Finanzen gebraucht; aber weil er nicht katholisch ist,
 sagte der König: man müßte ihm nicht trauen. Den
 19ten Sept. 1719.
- 4) Er ist so verfolgt, daß er Tag und Nacht keine
 Ruhe hat. Eine Duchesse hat ihm vor allen Men-
 schen die Hände geküßt. Den 6ten Octobr. 1719.
 Wenn ihm die Duchessen die Hände küssen, was
 müssen

müssen ihm die andern Damen nicht küssen? Den 24sten Octbr. 1719.

5) Mr. Law ist ein ehrlicher verständiger Mann; über die maassen poli und höflich gegen jedermann, weiß gar wohl zu leben. Er spricht nicht schlimm französisch, besser als die Engländer ordinaire thun. Den 26sten Sept. 1719.

6) Mr. Law sagt, daß von allen, mit welchen er von der Sache gesprochen, hätte er nur zwei Personen gefunden, die die Sache verstünden, nämlich der König von Sicilien und mein Sohn. Er ist ganz verwundert darüber, daß es mein Sohn so wohl begriffen. Den 10ten Nov. 1720.

7) Wenn Mr. Law wollte, würden ihm die französischen Damen wohl, mit Verlaub, den Hintern küssen. Wie wenig scrupuleux sie sind, ihn pissen zu sehen. Er wollte Damen keine Audienz geben, weil ihm gar Noth zu pissen war. Wie er es den Damen endlich sagte, antworteten sie: *cela ne fait rien, pissés et écoutés nous*, also blieben sie so lange bei ihm. Den 2:sten Nov. 1720.

8) Ich bin so müde von nichts als Millionen und Actionen zu hören, daß ich es schier nicht mehr aushalten kann. Den 21sten Nov. 1719.

9) Eine andere Dame so ihn überall verfolgte, wollte er nicht anhören. Sie erfuhr, daß er bei Mad. de Fimiani war, und ließ sie bitten, daß sie mit ihr essen dürste. Mad. de Fimiani ging zu ihr und sagte: es könne den Tag nicht seyn; denn Mr. Law esse bei ihr. Sie antwortete: eben darum wollte sie gern bei ihr essen. Mad. de Fimiani sagte: sie könne Mr. Law nicht zwingen, und ging davon. Mad. de Bonchu ließ aufpassen. Wie sie an Tafel waren, ließ sie ihren Kutscher und Lakaien rufen: *au feu! au feu!* Alles stund von Tafel auf, um zu sehen, wo das Feuer wäre.

wäre. Mons. Law kam auch. Da sprang M^{de} de Bouchu aus der Kutsche, um Mr. Law zu sprechen; wie er sie aber sahe, lief er davon.

Eine andere Dame ließ sich expres vor Mr. Law Hause mit ihrer Kutsche umwerfen, und rief zu ihrem Kutscher: verse donc, coquin! versés. Wie ihr Mr. Law zu Hülfe kam, gestund sie ihm, daß es mit Fleiß geschehen, um ihn zu sprechen.

Ein Sakai hatte dans la rue Quin Campoix so viel gewonnen, daß er sich Kutsche und Pferde kaufte; wie man ihm die Kutsche zuführte, vergaß er, daß es seine Kutsche war, und stieg hinten darauf. Sein Kutscher rief: eh, Monsieur, que faites-vous! le carosse est à vous. Der Sakai sagte: ah! il est vrai, je l'avois oublié.

Mr. Law Kutscher hatte auch gar viel gewonnen, bat um seinen Abschied. Der Herr sagte, er wäre damit zufrieden, allein er sollte ihm wieder einen andern guten Kutscher schaffen. Des andern Tags kam dieser mit 2 andern, sagte, sie wären beide gut. Dann sagte er zu seinem Herrn, er sollte sich wählen, denn welchen er nicht haben wollte, den wollte er für sich behalten. Den 21sten Octobr. 1719.

10) Es kommen von allen Enden aus Europa allerhand Nationen her; seit einem Monat hat man observirt, daß 250 tausend Menschen mehr in Paris seyn als sonst; man hat Gemächer auf die Speicher machen müssen, und Paris ist voller Kutschen, daß es ein embarras in den Gassen gibt, und viele Leute umgeworfen werden.

Eine Dame wollte zu Mons. Law sagen: faites moi une concession, und rief überlaut: ah! Monsieur, faites moi une conception. Mr. Law antwortete: Madame, vous venés trop tard, il n'y a point moi en à présent. Den 21sten Nov. 1719.

11) Etliche Damen von Qualität sahen eine sehr gepuſte und mit Diamanten behängte Dame, welche niemand kannte, aus einer ſaubern Kutfche ſteigen, und wurden curieux zu wiſſen, wer ſie wäre. Sie ſchickten zu dem lakaien und ließen ihn fragen: der fing an zu lachen und ſagte; c'est une Dame, qui est tombée du quatrième étage dans ce carosſe. Mochte wohl eine Dame ſeyn als wie die Köchin von Mad. Béjon. Vor etlichen Tagen ging dieſe mit ihrer Tochter in die Opera; da ſahen ſie eine ſehr gepuſte Dame mit ſchönen Stoffen und vielen Juwelen kommen, hatte aber gar ein häßlich Geſicht. Die Tochter ſagte zur Mutter; ma mère, je ſuis fort trompée, ou cette Dame ſi parée, eſt Marie notre cuiſinière. Die Mutter ſagte; taisés Vous, ma fille, ne dites pas de sottises. Die jungen Leute ſo im Amphitheater waren, ſingen an zu murmeln, und ſagten: Marie la cuiſinière, Marie la etc. Die gepuſte Dame ſtund auf und ſagte zu Mad. de Béjon; oui Mad. je ſuis Marie la cuiſinière; j'ai gagné de l'argent à la rue Quin campoix, j'aime à me parer, je me ſuis achetté de belles robes, je les ai payées; en pourriés-Vous dire autant des vôtres. Den 5ten Decembr. 1719.

12) Mr. Law iſt es nicht allein ſo ſchöne Juwelen und Güter kauft. Mons. le Duc wird ſteinreich, und alle die, ſo auf Aetionen haben. Den 12ten Dec. 1719.

13) Mons. Law hat Abjuration gethan zu Melun, und iſt mit ſeinen Kindern katholiſch geworden; ſeine Frau hat darüber verzweifeln wollen. Den 23ſten Jan. 1720.

14) Mr. Law hat einen abſcheulichen Zank mit dem Prince de Conti gehabt; der wollte, daß Mr. Law in der Bank was thun ſollte, was mein Sohn ihm verboten hatte. Der Prinz de Conti ſagte zu Law: Savés Vous bien qui je ſuis? Ouf, antwortete Mr. Law,

sans cela je ne Vous respecterois pas, comme je fais. Der Prinz sagte: Vous devés donc m'obeir. Law antwortete: je Vous obéirai, quand Vous serés Regent, und ging darauf weg.

Die Prinzess de Leon kam in die Banque, und ließ ihre Lakaien rufen: Place pour M^{de} la Princesse de Leon! Sie, die gar klein ist, schlüpfte indes hin wo die banquiers allein mit ihren Commis waren. Sie sagte: je veux de actions. Der Commis antwortete: donnés Vous patience; on les vend selon l'ordre qu'on les a demandées; ainsi il faut, que d'autres en aient avant Vous, Madame. Indes zog er die Schublade auf, wo die Actien in waren. Die Prinzessin warf sich auf die Schublade; der Commis wollte es nicht lassen. Das gab eine Bataille. Dem Commis wurde bange, eine Dame von Qualität geschlagen zu haben, lief hinaus und sagte: Qu'est donc cette Princesse de Leon? Einer von den Lakaien antwortete: C'est une Dame de grande qualité jeune et aimable. Non, sagte der Commis, ce n'est pas cela. Ein anderer Lakai rief: la Princesse de Leon est une petite femme bossue par devant et par derrière, a les bras si longs qu'ils pendent à terre. Da rief der Commis: la voilà, la voilà, c'est elle. Den 16ten Jan. 1720.

15) Mr. Law ist gar nicht karg, gibt unerhört viel Almosen, und große Summen, steht auch vielen armen Leuten bei. Den 16ten Jan.

16) Als mein Sohn eine Duchesse verlangte, mit seiner Tochter mitzureisen, bis Genua, sagte jemand, so sich bei ihm fand: Monsieur, si Vous voulés avoir le choix des Duchesses, envoyés chés Mad. Law; Vous les y trouverez toutes rassemblées. Den 27sten Jan. 1720.

17) Mylord Stairs kann nicht lassen, seinen Haß gegen

gegen Law zu weisen. Er trägt doch 3 gute Millionen davon. Den 2ten Febr. 1720.

18) Der kleine Law sollte auch in des Königs Ballet tanzen; aber er hat die Kärteln bekommen. Den 9ten Febr. 1720.

19) Law, den die Leute hier wie einen Gott angebetet haben, den hat mein Sohn von seiner Charge absetzen müssen. Man muß ihn bewahren; er ist seines Lebens nicht sicher, und ist erschrecklich, wie sich der Mann fürchtet. Den 31sten Mai 1720.

20) Law ist nicht mehr Controleur général, aber doch Directeur général de la banque et de la Compagnie des Indes. Den 4ten Juni 1720.

21) Er ist noch über die Banque, doch hat man ihm Rathslente vom Parlament zugegeben, vor welchen alles geschehen soll, was in der Banque vorgehet. Den 11ten Juni 1720.

22) Sein guter Freund, der Duc d'Antin, hat seine Charge (Directeur de la Banque) haben wollen. Den 14ten Juni 1720.

23) Mr. le Duc hat erstlich gegen Law gesprochen; 4 Millionen sollen ihn wieder für ihn haben sprechen machen; 3 Millionen für ihn, und eine für M^{de} de Prié. Den 14ten Juni 1720.

24) Man kann sich nicht ärger fürchten als Mr. Law. Mein Sohn, so nicht furchtsam ist, wiewohl er bedrohet wird, will sich frank über Laws Bangigkeit lachen. Den 25ten Juni 1720.

25) Mr. Law ist wieder rassüriert, und noch immer ein großer Freund von Mr. le Duc. Das bekommt dem Prince de Conti wohl, und macht ihn so nârrisch, als er auch bei dem Peuple beliebt ist. Es ist Glück für uns, daß dieser Herr ein so schrecklicher Polstron ist; er könnte sonst meinem Sohn viel verdrießliche Händel anrichten. Als mein Sohn seiner Gemalin leg-

mal

mal sagte: er wisse, daß ihr Mann cabalire, antwortete sie: Mais, Monsieur, que Voulez-Vous qu'il fasse. Il veut qu'on parle de lui, il n'a trouvé que ce moi en là, sans quoi, que diroit-on de lui?

Law kann sich nicht salviren. Dieselbigen Soldaten, die ihn für dem Peuple bewahren, würden ihn nicht weglassen. Wohl zu Muthe ist ihm ganz und gar nicht; ich glaube aber nicht, daß ihn der Peuple verfolgen wird, denn sie fangen an, allerhand Lieder auf ihn zu machen; 3. E.

Aussitôt que Law arriva, dans notre grande ville, Monsieur le Régent publia, qu'il seroit fort utile, Pour rétablir la Nation. La faridondaine, la faridondon,

Mais hélas! il nous enrichit. Biribi, à la façon de barbari, mon ami.

Jamais de si barbares loix n'ont gouverné les hommes; Qu'il est facheux d'être françois, dans le tems ou nous sommes,

Tout est Confusion. La faridondaine, la faridondon, Chaque jour un nouvel Edit. Biribi à la façon etc.

Law fils aîné de Satan, nous met tous à l'aumone, Il nous a pris tout notre argent et n'en rend à personne:

Mais le Régent humain et bon. La faridondaine, la faridondon,

Nous revend ce qu'on nous a pris. Biribi, à la façon etc.

Den 2ten Aug. 1720.

27) Law soll in solchen Nengsten seyn, daß er sich nicht hat resolviren können, heraus (nach St. Cloud) zu meinem Sohn zu kommen, so hier war, ob er ihm
zwar

zwar eine von seinen Kutschen geschickt. Den 13ten Aug. 1720.

28) Law ist ein todter Mensch, bleich wie ein weiß Tuch. Man sagt; er könne sich von dem letzten Schrecken nicht wieder erholen. Den 16ten Aug. 1720.

29) Daß der Peuple Mr. le Duc haßt, ist nur, weil er gut Freund mit Law ist. Er führt Laws Kinder spazieren nach St. Maur, und logirt sie dort. Den 23ten Aug. 1720.

Mr. Børsel fuhr dans la ruë St. Antoine. Wie er von les grands Jesuites kam, fuhr ein fiacre und hielt grade vor seiner Kutsche, und wollte weder vor noch hinter sich; Børsels Lakai wurde ungeduldig darüber und schlug den fiacre. Børsel stieg ab und wollte dem Lakaien schlagen, daß er Händel anfängt. Der fiacre aber, um sich an Herrn und Knecht zu rächen, fängt an zu rufen: Voilà Law, qui veut me tuer, tués-le. Der Peuple kömmt mit Stein und Stöcken, und will über Børseln her. Er lief in die Kirche der Jesuiten, sie verfolgten ihn bis an den Altar. Da war ein klein Thürchen offen, das ins Kloster ging; er sprang hinein, und schlug die Thür hinter sich zu; ward also salvirt. Den 11ten Octobr. 1720.

30) Mr. de Chiverni, des Duc de Chartres Hofmeister, wollte in einer Chaise ins Palais Royal fahren; ein Kind von 8 Jahren fing an zu rufen: Voilà Law! Der Peuple versammlete sich gleich. Mr. de Chiverni so ein klein, alt, verschrumpelt Männchen ist, sagte selber possierlich: je savois bien, que je n'avois rien à craindre des que je monteroie mon visage et ma taille. Sobald sie ihn also sahen, ließen sie ihn ruhig wieder in seine Chaise steigen und fortfahren. Den 11ten Octobr. 1720.

31) Den 10ten December hat sich Law retirirt. Den 13ten Decembr. 1720.

32) Er ist auf eins von seinen Gütern 6 Meilen von Paris. Mr. le Duc, um ihn zu besuchen, hat M^{de} de Prié ihre Postchaise genommen, und seine Lafayette's graue Röcke anthun lassen, sonst würde ihn der Peuple übel empfangen haben. Den 17ten Decembr. 1720.

33) Er ist auf Brüssel. Mad. de Prié hat ihm ihre Chaise geliehen; wie Mr. Law sie wieder geschickt hat, hat er ihr geschrieben und einen Ring von 100000 £. geschickt. Mr. le Duc hat ihm relais gegeben, und ihn mit 4 von seinen Leuten begleiten lassen. Den 24sten Decembr 1720.

34) Bei seinem Abschiede sagte er zu meinem Sohn: Monseigneur, j'ai fait de grandes fautes, je les ai faites parce que je suis homme, mais Vous trouverez ni malice ni fripponnerie dans ma Conduite. Seine Frau will nicht aus Paris, bis alle seine Schulden bezahlet sind. Den 27sten Decbr. 1720.

König in Sicilien, Victor Amadeus II.

1) Der König von Sicilien soll allzeit von bösem Humor seyn, und mit seinen eigenen Maitressen allzeit angefangen haben zu zanken. Es nimmt mich Wunder, wie seine gute ehrliche Königin ihn so beständig und herzlich lieben kann; er lebt doch nun besser mit ihr als vor diesem, seitdem er devot geworden. Den 21sten Mai 1716.

2) Mad. de Verue ist, glaube ich, 48 Jahr alt. Ich habe von ihrem Diebstahl profitirt. Denn sie hat mir 160 goldene Medaillen verkauft, so sie dem König in Sicilien gestohlen. Ich habe aber nur die Hälfte bekommen, von den goldenen Medaillen, so sie dem König gestohlen hatte. Sie hatte auch Kistchen mit Silber.

silbernen Medaillen gehabt; die sind alle in England verkauft worden. Den 2ten Aug. 1718.

3) Ich habe gehört, daß diese beide Verliebte, (der König in Sicilien und Mad. Verue) ganze Tage lang gekantet haben. Den 16ten Juni 1716.

4) Es ist gewiß, daß unsere liebe Königin von Sicilien, ein tugendsames Mensch ist, und die Gedult selber. Der König lebt doch nun besser mit Ihro Maj. seitdem er keine Maitressen mehr hat; denn die Devotion hat ihm das Herz und das Gemüth besänftiget. Den 24sten März 1716.

Groß-Herzogin, Gemalin von Cosmus III. de Florence.

1) Freilich hat kein Mensch approbirt, daß die Groß-Herzogin ihren Herrn verlassen, und dieß noch destomehr, da sie alles gute von ihm sagt, und ihr Leben beschreibt, so man ihr zu Florenz hat führen lassen, wie ein irdisch Paradies. Den 19ten Mai 1716.

2) Sie hält es für kein Unglück, gewandert zu haben, und alle grandeurs, so sie zu Florenz gehabt hat, sind nicht zu vergleichen mit diesem freien Leben. Sie ist possierlich, wenn sie ihre Historie erzählt. Sie flattert sich selber ganz und gar nicht. Ich sage ihr oft: *Savés Vous bien, ma Cousine, que Vous parlés contre Vous-même?* Sie antwortet: *ah! je m'en soucie fort peu, pourvû que je ne voye point ce grand Duc.* Den 3ten Nov. 1716.

3) Die Großherzogin kann man keiner amour bezüchtigen. Den 5ten Aug. 1717.

4) Der Großherzog gibt seiner Gemalin wenig Geld; ist ihr allbereits wieder 15 Monat schuldig, und die arme Herzogin hat Geld groß vonnöthen für ihre Ge-

Gesundheit, um wieder ins warme Bad nach Bourbon zu ziehen. Den 8ten April 1718.

5) Der Großherzog ist karg, bildet sich ein, seine Gemalin wird bald sterben, drum will er was daran ersparen, und hält allzeit mit der Bezahlung zurück. Den 13ten Mai 1718.

6) Die Großherzogin hat mir geschworen, daß den Tag wie sie nach Florenz gereiset, an nichts anders als an Wiederkommen gedacht hätte, und hätte es ins Werk gesetzt, sobald es ihr möglich gewesen. Den 14ten Juni 1718.

Herzogin von Lothringen. Elisabeth Charlotte, Tochter von Philippe d'Orleans, Gemahlin Leopold Joseph Carls von Lothringen.

1) Meine Tochter fehlt nie, Abschied zu nehmen, wenn sie nahe zu ihrem Term [Zeit der Entbindung] kommt; meint, sie müsse sterben, kommt doch allzeit gar wohl davon. Den 9ten Jan. 1716.

2) Wenn man die Jalousie einwurzeln läßt, ist sie nicht zu vertreiben; man muß heizzeiten seine Parthie nehmen. Meine Tochter läßt sich nichts merken, aber sie leidet oft innerlich, und das kann nicht anders seyn. Sie liebt ihre Kinder gar sehr, und das Mensch, das der Herzog so lieb hat, und ihr Mann, lassen ihr keinen Heller; ruiniren ihn ganz. Craon ist wohl ein verfluchter falscher Hahnrei. Der Herzog von Lothringen weiß wohl, daß meine Tochter alles weiß; aber ich glaube, daß er ihr Dank weiß, daß sie ihn nicht drum plagt, sondern alles mit Gedult ausstehet. Denn er lebt mit ihr wohl, und sie hat ihren Herrn so herzlich

lich lieb, daß wenn er ihr nur ein paar gute Worte giebt, ist sie ganz wohl zufrieden und lustig. Den 19ten März 1716.

3) Ich glaube, die Zott in Lothringen hat dem Herzog eine von den Muskaten zu schlucken gegeben; wie die Reidschin dem Churfürsten von Sachsen; denn wenn er sie nicht siehet und nicht zu ihr kann, soll ihm der kalte Schweiß ausbrechen; und damit der Hahnrei [Craon s. Nr. 6.] allzeit gut und zahm mag bleiben, thut der Herzog, alles was er will. Den 7ten Septbr. 1717.

4) Die Zott ist Hofmeisterin, und wird also wohl mit herkommen. Sie ist mehr Hofmeisterin als Dame d'honneur; denn ihr Mann und sie Hofmeisterin alles, aber wenig honneur ist bei ihnen. Den 2ten Novbr. 1717.

5) Diese Reise als er zu Paris gewesen, kostet dem Herzog 100,000 Rthlr. Den 1sten März 1718.

6) Man kann nicht leugnen, daß des Herzogs Maitresse, die Craon, ein gar angenehmes Wiensch ist, ob sie zwar keine beante ist. Sie hat eine schöne reine Taille, schöne Haut, schöne Farben, sehr weiß, aber was sie am schönsten hat, ist Mund und Zähne. Die Augen sind eben nicht die schönsten, gar gute Mienen hat sie, nicht die schönsten, aber ein air modeste so nicht mißfällt. Sie tractirt ihren Herrn so de haut en bas, als wenn sie Herzogin von Lothringen, und er Mr. de Luneville wäre. Sie lacht sehr angenehm, und hat gar modeste Mienen an sich, hält sich gar ehrbar und respectueux mit meiner Tochter. Wenn sie allzeit so thäte, wäre nichts gegen ihr zu sagen. Den 11ten März 1718.

Es ist kein Mirakel, daß ein solch Weib geliebt wird. Sie ist der Mühe werth. Den 15ten März 1718:

7) Außer daß der Herzog von Lothringen mit mir zu Mittag ist, sonst ist er ganz incognito hier, unter dem Namen Comte de Blamont. Den 5ten April 1718.

8) Vor diesem war des Herzogs größte Passion die Jagd; aber nun, denkt mir, ist Silvius ein Liebhaber geworden. Er will es verheelen, und je mehr er es verbergen will, je mehr merkt mans. Wenn man meint, daß er Kopf und Augen grade vor sich hat, so stehet der Kopf auf der Achsel, und die Augen starr auf die Mad. Craon. Es ist possirlich zu sehen. Den 19ten April 1718.

9) Ich kann nicht begreifen, wie meine Tochter ihren Herrn so herzlich lieben kann, wie sie thut, und doch nicht jalouse ist. Man kann nicht verliebter seyn, als ihr Herr von der Craon ist. Den 19ten April 1718.

10) Häßlich ist meine Tochter, und viel mehr als sie gewesen. Denn sie hat gar eine schöne Haut gehabt; aber sie ist nun ganz von der Sonne verbrannt. Das ändert sehr und macht alt scheinen. Sie hat eine häßliche und gar stumpfe Nase, und die Augen sind ihr gar hohl worden, aber ihre taille hat sich ziemlich conservirt, und wie sie wohl getanzt hat, hat sie noch gute Mienen, und man siehet wohl, wer sie ist. Und ich sehe viele sich sehr von guten Mienen piquiren, die sie nicht so gut haben als sie. Dem sey wie ihm wolle, so bin ich gar content mit meiner Tochter wie sie ist, und ist mir lieber, nicht schön und tugendsam, als wenn sie schön wäre und coquette wie andere. Den 6ten Mai 1718.

11) Der Brand zu Luneville ist nicht ohngefähr geschehen. Man weiß, daß Leute einem Weibe das Maul verstopft haben, so rufen wollte, daß es brennt. Dazu hat man einen rufen hören: ce n'est pas moi qui

qui ai mis le feu. Meine Tochter meint, es sen die alte Zott, die hätte sie alle verbrennen wollen; denn der, so gerufen, hat in des Duc de Noailles Haus gedient. Ich glaube aber vielmehr, daß die junge Zott, die Craon, Part daran hat. Denn Luueville ist meiner Tochter Habitation, wie man es hier heißt, und Witthum. Den 31sten Jan. 1719.

12) Die Zott zu Luueville siehet sehr meprisant aus, und tractirt ihren Liebhaber de haut en bas. als wenn sie gar nichts nach ihm fragte. Ich habe aber in meinem Leben nichts passionirteres gesehen, als der Herzog für sie ist; und sie will doch nicht, daß man es merken soll. Der Herzog ging mit ihr durch einen Saal hier, wo viel Pöbel war, die schrien: tiens, tiens, voilà le Duc de Lorraine avec sa maitresse. Die Craon fing bitterlich an zu weinen; wollte, daß es der Herzog meinem Sohn klagen sollte. Das that er. Mein Sohn fing an zu lachen und sagte: das hätte der König selber nicht wehren können, man müßte das nur verachten, und thun als wenn mans nicht hörte. Den 21sten Febr. 1719.

13) Der Herzog hat die größte Passion für die Craon, so ich mein Leben gesehen. Wenn sie in die Kammer tritt, siehet mans ihm an Gesicht. Vorher ist er inquiet, sieht beständig nach der Thür; kommt sie denn, so lächelt er und wird ruhig. Es ist possirlich zu sehen. Den roten März 1719.

14) Die Craon ist Hoffräulein bei meiner Tochter gewesen; da ist der Herzog verliebt in sie geworden. Craon war damals in des Herzogs Ungnade, weil er ihn abscheulich im Spiel betrogen; er sollte als ein Schelm weggejagt werden. Wie er aber ein schlauer Gesell ist, merkte er bald, daß sein Herr verliebt von Mselle de Ligneville geworden war, welches der Herzog doch abscheulich geheim hielt. In der Zeit starb

Mde de Lenoncourt, meiner Tochter Dame d'atour, der Herzog wußte sich so zu drehen, daß sie Dame d'atour wurde. Craon ist reich, sie blut arm; er proponirte, die Dame zu heirathen. Der Herzog war froh, sie einem zu geben, der mit dieser Schelmerei unter der Decke spielen konnte; also wurde sie Mad. de Craon, und hernach Dame d'autour. Die alte Hofmeisterin starb. Meine Tochter meinte ihrem Herrn einen großen Gefallen zu thun, und dem Craon auch, sie zur Dame d'honneur zu machen. Das hat sie eben zur déshonneur gebracht. Den 21sten März 1719.

15) Meine Tochter ist in Betrübniß, weil Craon und seine Frau eine Reise von 10 Tagen thun, um ein Marquisat zu kaufen von 800 tausend L. Der Herzog will nicht bei meiner Tochter bleiben, sondern nimmt den Prätext, er wolle alle places fortes im Elsaß sehen, und wird so lange ausbleiben, bis die so herzgeliebte Dame mit ihrem Manne wird wiederkommen. Das gehet meiner armen Tochter sehr zu Herzen. Den 5ten Aug. 1719.

17) Der Herzog sieht und hört nicht mehr als durch Craon, sein Weib und ihre Kreaturen. Den 10ten Octbr. 1719.

18) Meine Tochter hat ihren Herrn so erschrecklich lieb, daß er ihr alles weiß machen kann, was er in der Welt will, ob sie zwar von seiner Passion für die Craon persuadirt ist, und nicht daran zweifeln kann. Wenn der Herzog ihr ein wenig flattirt, und sagt: er wäre nicht verliebt von der Craon, es wäre nur Freundschaft; er hätte sie lieb, und wenn sie wollte, wollte er die Craon nicht mehr sehen; aber es würde ihn doch aus Freundschaft schmerzen, wenn er gedächte, daß Mad. de Craon seinentwegen verschimpft werden sollte; aber um ihr Gemüth in Ruhe zu setzen, wäre nichts, so er nicht thun wollte, um ihr zu erweisen wie lieb er sie hätte.

hätte. Wenn ich an meiner Tochter Platz wäre, würde mich die Falschheit noch böser machen. Aber sie glaubts heilig, bittet ihn gleich, die Craon wie ordinar zu sehen, und meint ihr Herr hätte sie herzlich lieb, und der Herzog lacht in die Faust. Den 15ten Octobr. 1720.

19. Was ich am wunderlichsten an unserm Herzog von Lothringen finde, ist, daß er den Mann eben so herzlich liebt wie die Frau, und nicht ohne ihn leben kann; das ist schwer zu begreifen, aber Craon begreift es gar wohl, und verlieret keine Zeit, hat schon ein Guth gekauft für 1100 tausend L. Den 17ten Decbr. 1720.

Duc du Maine. Ludwig August.

1) Man kann nicht sagen, wer am schlimmsten ist, der Mann oder die Frau. Was aber gewiß ist, daß kein falscheres und böseres Paar in der Welt ist, als dieses. Den 19ten Novembr. 1717.

2) Gestern hat das Parlament die Remonstrance gegen meinen Sohn gethan; es ist nicht schwer zu rathen, wo die Sache herkommt; sie sind 4 Stunden lang bei dem Duc und der Duchesse du Maine eingesperrt gewesen, und diese haben sie mit ihrem eignen Kutscher und Livrée wieder nach Haus geschickt. Den 20sten Juni 1718.

3) Ich glaube das, was meinen Sohn verhindert, mit dem Duc du Maine in der Strenge zu verfahren, ist erstlich, daß er seiner Gemahlin Thränen und empotement scheuet, und zum andern, so hat er seinen andern Schwager, den Comte de Toulouse lieb. Den 12ten Jul. 1718.

4) Die alte Zott muß sich unsterblich glauben, im 83sten Jahre noch regieren zu wollen. Dies, was ihrem Duc du Maine begegnet, ist eine harte Knapp. Sie verliert aber doch noch keine Hoffnung, und soll sich nicht über die Maassen betrübt haben. Das ängstigt mich noch mehr. Denn ich weiß, wie dies alte Weib mit Gift umgehen kann. Den 9ten Septbr. 1718.

5) Der Duc du Maine weiß gar wohl, wer seine Mutter gewesen. Er hat aber nur seine Hofmeisterin geliebt, und ihr nie Undank gewußt, daß sie seiner Mutter so einen schlimmen Dienst gethan, sie aus dem Sattel zu heben, und sich darin zu setzen. Den 4ten Octbr. 1718.

6) Den Duc du Maine hat der Hof erschrecklich gefürchtet, erstlich wegen der Maintenon, und zum andern, weil er allen Menschen bei dem König seel. böse Offices geleistet, und denen er am meisten versprach zu dienen, denen hat er die ärgsten Stücke angethan. Den 1sten Octbr. 1718.

7) Der Premier Président de Méme hat nicht Unrecht, des Duc du Maine Freund zu seyn; er hat ihm zu seiner Charge verholfen. Der Duc du Maine hat noch alle seine Chargen. Die von Grand-Maitre d'Artillerie kann man ihm nicht nehmen, ohne ihm dem Kopf vor die Füße zu legen. Den 1sten Novbr. 1718.

8) Mein Sohn kann und will ohnmöglich glauben, daß der Duc du Maine des Königs Sohn ist. Dieser Mensch ist allzeit falsch gewesen, und hat jedermann böse Offices gethan, deswegen ist er so gehaßt worden; war ein archirapporteur [Erzverläumder.] Seine Gemahlin, das kleine Krötegen, ist viel violenter als er. Wie er gar furchtsam ist, so hält ihn die Furcht oft ein, aber das Weib, mit ihren

ren Comedien, mischt du heroïque mit darin. Den 7ten März 1719.

9) Ich glaube wohl, daß der Comte de Toulouse des Königs Sohn sey; aber ich habe allzeit geglaubt, daß der Duc du Maine Termes Sohn sey. Denn der war ein falscher Gesell, und der größte rapporteur vom ganzen Hof. Die alte Zott hat den König persuadirt, daß nichts als Gottesfurcht und Tugenden in dem Duc du Maine stecken, und wenn er etwas von jemand antrug, sagte sie, es wäre für deren Bestes, um sie durch den König zu corrigiren. Also fand der König alles admirabel von ihm, und hielt ihn für einen Heiligen, wozu der Beichtvater P. le Tellier auch viel geholfen hat, der Zott zu gefallen; und der verstorbene Kanzler Mr. Voizin, hat auch auf ihre Befehle für dem Duc du Maine gesprochen. Den 21sten März 1719.

10) Der Duc du Maine ist in seinem Gefängniß in eine solche Devotion gerathen, daß er sich in der Osterwoche schier zu Tode gefasset hat; ist recht krank davon worden. Den 18ten April 1718.

11) Der Duc du Maine meinte, daß er meine Tochter bekommen sollte. Aber gewisse Kaufleute hörten bei Mad. de Montespan, daß Mad. de Maintenon und sie mit einander davon sprachen, dachten nicht, daß gemeine Leute die Sache verstehen würden; die nahmen das Wort und sagten: Mesdames, ne Vous y joués pas, il Vous en coutera la vie, si Vous faites ce mariage. Das hat die Sache verhindert; Madame de Maintenon ging gleich zum König, und bat ihn, nichts mehr davon zu gedenken; denn es war ihr bitter bange. Den 24sten Jul. 1716.

12) Mr. le Duc du Maine hat gemeint, weil er es schon so weit gebracht hatte, daß er Prince du Sang worden, so würde niemand Difficultäten machen, ihn

als einen Prince du Sang zum Königl. Stand zu erheben. Mit meinem Sohn und den Princes du Sang würde er schon zurecht kommen. Drum hat er und seine Zott meinen Sohn als einen Vergifter der Dauphine und des Duc de Berri von Haus zu Haus declarirt. Den 28sten Febr. 1719.

13) Er hat viel Verstand; aber le fort von seinem Verstande ist, daß er ganz artig und mit Verstand erzählen kann. Den 19ten Jan. 1719.

14) Mr. de Maine präntendirt sehr unschuldig zu seyn, meint durch sein unschuldiges Leiden den Himmel verdient zu haben. Das erfreut ihn, und macht ihn lustig. Von Natur ist er nicht melancholisch, hat alle sein Leben Poffen getrieben und Histörchen erzählt. Vor den Leuten spricht er von niemand übel, aber bei des Königs seel. Zeiten.

Wenn man dem Geschrei des Hofes glauben will, so soll niemand gewesen seyn, den er nicht bei dem Könige eingehauen hat. Mad. de Montespan und Mad. de Maintenon haben ihn so erzogen, erstlich, um ihn wie einen Kettenhund loszulassen, und beißen zu machen, wenn sie wollten, hernach auch, um den Könige zu divertiren, und sich beliebt zu machen. Den 9ten Febr. 1720.

15) Gestern hat man bei meinen Sohn Urlaub [Erlaubniß] gefordert, daß Mr. le Duc du Maine sich mit seiner Gemahlin vergleichen möge. Mein Sohn hat geantwortet: il auroit pu s'accommoder sans m'en parler, car qu'ils s'accommode ou qu'il ne s'accommode pas, je sais qu'en penser. Den 15ten Novbr. 1720.

16) Diese Bastarte sind von einer so boshaften und lasterhaften Mutter, daß Gott wissen mag, wer ihr Vater gewesen ist. Den 8ten Jul. 1718.

Duchesse du Maine Louise Benedicte,
Tochter von Henr. Jul. de Condé.

1) Der Mad. du Maine amant tenant ist der Cardinal de Polignac, aber sie hat noch viele andere, den Premier Président, und sonst Burschen. Den 12ten Jul. 1718.

2) Mad. du Maine ist keine beauté, aber sie hat viel Verstand, ist sehr gelehrt, kann von allerhand sprechen. Das lockt alle Gelehrte an sie, und alle Malcontenten weiß sie zu flattiren. Und gegen meinen Sohn zu schmälen, das ist alle ihr charme. Sie ist Herr und Meister von ihrem Mann. Er hat viele Chargen, kann viele Leute placiren, ein Regiment des Gardes, da er General von ist; in der Artillerie, da er Grand-Maitre von ist; les Carabiniers, wo er alle Officiers einsetzt; ohne seine Regimenter. Damit ziehet er noch viele Leute an sich. Den 14ten Octobr. 1718.

3) Es ist gewiß, daß so lange sie zu Dijon ist, spielt sie Roland le furieux, denn sie ist immer furieux; bald tractirt man sie nicht hoch genug nach ihrem Rang, bald etwas anders. Aber sie will nicht begreifen, daß sie gefangen sitzt, und noch etwas schlimmers verdient hat. Den 21sten März 1719.

5) Mad. du Maine ist nicht so difficile als der Cardinal Polignac, sie lacht ihm gar nicht aus. Er soll sehr an die Antwort auf die Briefe von Fiz Morix gearbeitet haben; unangesehen, daß er dies Jahr noch ein großes éclaircissement mit meinem Sohn gehabt und geschworen, daß, ob er zwar der Mad. du Maine Freund sey, daß er doch nichts gegen meinen Sohn thun wolle. Den 26sten Jul. 1718.

6) Der Comte d'Albert war vergangenen Winter hier, machte sich an Mad. du Maine. Der Cardinal Polignac wurde jaloux, folgte maskirt au ball. Wie er aber Mad. du Maine mit dem Comte d'Albert sahe, konnte er sich nicht halten, emportirte sich; da kam es heraus, daß er maskirt im Ball gewesen, worüber man sehr gelacht hat. Den 2ten Septembr. 1718.

7) Mad. du Maine wäre schier aus Bosheit geberster, sie hatte ihre Zeit, wie ihnen dies Unglück zustieß; das ist auf einmal stecken geblieben, und hätte schier erstickt. Es ist aber wieder kommen. Den 13ten Septembr. 1718.

8) Alle beaux esprits haben sich in den Versammlungen der Mad. du Maine eingefunden. Sie raisonnirt von gelehrten Sachen auf ein End. Den 7ten Octobr. 1718.

9) Mad. du Maine ist nicht größer als ein Kind von 10 Jahren, nicht gar wohl gewachsen. Wenn sie den Mund zuhält, ist sie nicht häßlich. Er gehet aber groß auf. Sie hat häßliche und übel gesezte Zähne. Gar dick ist sie nicht. Sie trägt erschrecklich viel roth, hat hübsche Augen, ist weiß und blond. Wäre sie so gut als sie böse ist, wäre nichts gegen sie zu sagen; aber ihre Bosheit ist unerträglich. Den 11ten Octobr. 1718.

10) Mad. du Maine soll nun den Tag über still seyn, und den ganzen Tag Karten spielen; wenn aber das Spiel zu End ist, fängt das Turniren und die Raseren an, und gehet über Mann und Kinder und Domestiken, daß sie nicht wissen, was sie anfangen sollen. Den 13ten Novbr. 1718.

11) Der Duc du Maine hat seine Gemalin herzlich lieb, sie piquirt sich auch, ihren Herrn zu lieben; aber da wollte ich meine Hand nicht vor ins Feuer stecken. Den 8ten Novembr. 1719.

12) So traurig ich auch bin, so hat mich doch mein Sohn in Thränen lachen gemacht, wie er mir die Briefe erzählt, so Mad. du Maine an den Cardinal de Polignac geschrieben, und man in seinen Papieren gefunden. Sie ist in allen Stücken ein ehrbares, tugendsames Mensch. In einen von diesen schönen Briefen stand: Nous allons demain à la Campagne; je rangerai les appartements de façon, que votre chambre sera près de la mienne. Fachers à faire aussi bien que la dernière fois, et nous en donnerons à coeur joye. Den 3^{sten} Jan. 1719.

13) Sie ist Herr und Meister von ihrem Mann, daß sie ihn, wie man sagt, oft geschlagen haben solle; denn sie ist gräulich violent. Den 3^{ten} Febr. 1719.

14) Mad. la Princesse weiß wohl, daß ihre Tochter eine Galanterie mit dem Cardinal de Polignac gehabt hat. Auch hat sie ihren möglichsten Fleiß gethan, ihr diese Sache aus dem Kopf zu bringen; hat ihr heimlich wissen lassen, daß der Cardinal ihr untreu ist, und sie mit ihrer Montauban betrügt; aber das hilft nichts. Der Duc du Maine weiß alles perfect wohl, er hat an seine Schwester geschrieben. Ce n'est pas en prison qu'on devroit me mettre, mais en Jaquette, pour m'être ainsi laissé mener par le nez par ma femme. Den 10^{ten} März 1719.

15) Mad. du Maine hat gemeint, wenn sie nach Charlons sur Saone kommen würde, daß sie ganz frei dort seyn sollte, und nur die Stadt zum Gefängniß haben; so bald sie aber erfahren, daß sie wie zu Dijon in die Zitadelle eingesperrt seyn würde, hat sie nicht mehr hingewollt. Den 28^{sten} April 1719.

16) Die Duchesse du Maine bereuet ihre Verrätherei gar nicht, meint, sie habe etwas gar schönes gethan. Den 21^{sten} April 1719.

17) Mad.

17) Mad. du Maine wird endlich ein recht Narrhen werden; denn sie hat abscheuliche Vapeurs. Ihre Frau Mutter hat meinen Sohn gebeten: er sollte Mad. du Maine nach Anet in ihr Haus lassen; da wolle sie für ihre Frau Tochter antworten, daß sie niemand sprechen, und dort gefangen bleiben sollte. Worauf mein Sohn geantwortet: daß wenn Mad. du Maine sich contentirt hätte, gegen sein Leben zu conspiriren, würde er es ihr von Herzen verzeihen, und sie auf freien Fuß lassen, aber weil sie sich an den Staat vergriffen hätte, müßte er sie gegen seinen Willen gefangen halten. Es ist nicht wahr, daß der Duc du Maine Urlaub zu jagen hat, er hat nur Urlaub auf einem biidet mit 4 Personen um die Citadelle zu reiten, um frische Luft zu schöpfen. Den 5ten August 1719.

18) Der Abbé de Mauberriér und Mdselle de Langeron haben Mad. la Princesse persuadirt: Mad. du Maine läge auf dem Tod krank, und begehre nur noch ihre liebe Frau Mutter vor ihrem Ende zu sehen, und weil sie unschuldig sterbe, wolle sie noch den Segen von ihr empfangen. Mad. la Princesse ist mit Angst und Thränen zu ihrer Frau Tochter gegangen. Wie sie aber in das Haus kam, lief sie ihr gesund und frisch entgegen. Mselle de Langeron aber sagte: sie stellte sich nur frisch, um Mde la Princesse die Inquietude zu benehmen. Den 7ten Novembr. 1719.

19) Mein Sohn läßt Mad. du Maine wieder los, weil sie ihm alles gestanden hat von ihrer Conspiration. Sie hat alles schriftlich aufgesetzt. Den 2ten Jan. 1720.

Mad. du Maine ist sehr offendirt gegen meinen Sohn, daß er ihren Brief im vollen Rath hat lesen lassen. Den 23sten Jan. 1720.

20) Nachdem Mad. du Maine alles gestanden, was sie gethan, läßt sie mein Sohn wieder nach Sceaux kommen, und stellt sie also wieder auf freien Fuß. Und weil sie in ihrer Beichte bekannt, daß sie alles ohne Wissen ihres Herrn gethan in seinem Namen, läßt man ihn auch wieder kommen in sein Haus nach Clugny bei Versailles. Den 5ten Jan. 1720.

21) Mad. du Maine hat an meinen Sohn geschrieben, daß wofern sie noch was vergessen hätte, sollte er Mselle de Lonny fragen; die wüßte alles. Wie mein Sohn hingeschickt, sie zu fragen, hat sie gesagt: je ne sais si la prison a tourné la tête à ma Maitresse; mais la même chose n'est point arrivée à moi. Je ne sais rien et je ne veux rien dire. Den 23sten Jan. 1720.

22) Mr. le Duc du Maine will seine Gemalin sein Leben nicht wieder sehen. Man wird ihm den Brief nicht weisen, und nichts, was seine Gemalin gethan, ihn mit Hirschgewichter zu krönen. Den 23sten Januar 1720.

23) Mad du Maine hat in allen Provinzen Edelleute gewonnen und herum geschickt, und zum Revol-tiren aufhegen lassen, aber nirgends hat man wollen anbeißen als in Bretagne. Den 13ten Febr. 1720.

24) Mad du Maine ist noch nicht in die Comedie gegangen. Das bedeutet, daß sie noch ganz betrübt über ihres Herrn Ungnade ist; denn wie man sagt, so hat sie ihm geschrieben, er hat ihr den Brief aber unaufgemacht wieder zurück geschickt. Den 26sten April 1720.

25) Mad du Maine kam vor wenig Tagen bei meinem Sohn, und bat ihn, er möchte sich doch nicht opponiren, daß ihr Herr sich wieder mit ihr vergleiche

chen

chen möchte. Mein Sohn lachte und antwortete: je ne m'en mèlerai pas; car j'ai appris de Sganarelle, qu'entre l'arbre et l'écorce il ne faut pas mettre le doigt [zwischen Baum und Rinde muß man den Finger nicht stecken!] Paris sagt, daß sie sich wieder vergleichen werden. Geschiehet es, so kann man sagen, wie Ihr Gnaden, mein Hr. Vater, allzeit zu sagen pflegten: Accordés Vous, canaille! Den 4ten Juni 1720.

26) Mein Sohn hat vergangenen Samstag erzählt, wie das Mütterchen ihn bitten können, sie wieder mit ihrem Mann zu vergleichen. Mein Sohn sagte: das stünde mehr bei ihr, als bei ihm. Ich weiß nicht, ob sie dieses für ein *douceur* genommen, oder was ihr angekommen. Allein sie ist von dem Kanapee aufgesprungen, meinem Sohn um den Hals gefallen, und hat ihn auf beiden Seiten wider seinen Willen geküßt. Den 18ten Jun. 1720.

27) Der Duc du Maine hat sich ganz wieder mit seiner Eheliebsten vereinigt. Das hat mich nicht sürprenirt. Denn ich habe allezeit wohl gesehen, wo der Hase im Pfeffer liegt. Den 26sten Novbr. 1720.

28) Die alte Zott hat sich (als der Prozeß wegen der legitimation der Bastarde zu Ende gegangen) gar eingezogen gehalten. Niemand kann wissen, daß sie sich das geringste hat verlauten lassen, das macht mich glauben, daß das Weib noch ein *dessin* im Kopfe hat, was es aber seyn mag, kann ich nicht errathen. Den 24sten August 1717.

Die Herzogin von Zelle war gar von gemeinen Leuten, wollte hier als eine große fortune, den Vater von einem meines Herrn ersten Kammerdienern heirathen, so selbe Charge hatte; in den Stand kann man

man wohl lernen charitable zu seyn, aber nicht mit fürstlichen Leuten umzugehen. Den 31sten Jan. 1719.

2. Die Bastarde aus Furcht, daß man sie und die Prinzen vom Geblüte jugiren möge, haben vor etlichen Monaten viele vom hiesigen Adel an sich gezogen, und nachher eine gar unrechte Supplik gegen die Ducs et Pairs gegeben. Mein Sohn hat die Supplik nicht annehmen wollen, und ihnen verbieten lassen, Versammlungen zu halten, weil ihre Versammlungen nur auf Revolten angesehen seyn. Dieses ohngeachtet, haben sie, durch des Duc de Maine und seiner Gemalin Anstiften, immer fortgefahen, und sind so insolent geworden, daß sie meinen Sohn ein Memoire geschickt, und eins ans Parlament, worin stehet; daß der Noblesse allein gebühre, die Sachen der Princes du Sang gegen die Princes légitimés zu decidiren. Dreißig haben dies Memoire unterschrieben. Mein Sohn hat sechs der Bornehmsten von ihnen gefangen nehmen lassen; drei sind in der Bastille, und drei nach Vincennes gesteckt worden. Sie heißen: Mr. de Chatillon, de Rieux, de Beaufremont, de Polignac, de Clermont und D'O; welcher bei dem Comte de Toulouse ist, und sein Hofmeister gewesen. Des Clermonts Frau ist Dame bei Madame la Duchesse de Berri; sie ist die schlaueste nicht, und sagte überlaut vor der Duchesse de Berri: die Sachen mögen gehen wie sie wollen, so werde ich doch und mein Mann Leib und Leben für dem Comte de Toulouse darsetzen, woraus wohl klar erscheint, daß alles von den Bastards herrührt. Ich muß doch auch sagen, wie undankbar diese Leute seyn. Der Chatillon war ein armer, blutzarmer Edelmann, dessen Vater eine kleine Charge bei Mr. Gaston hatte, von denen so nur in die Anti-Chambre bleiben, und nie mit ihrem Herrn in den Kutschen fahren; denn die so die rechten Descendenten von dem alten Hause Chatillon prä tendiren zu seyn, wollten dem
Cha-

Chatillon, der eines Procureurs Tochter geheirathet, disputiren, daß er nicht vom rechten Hause Chatillon wäre, sondern nur von Bastards her. Dessen Sohn wurde Cadet unter des Königs Leibgarde, und wenn im Sommer junge Officiers baden gingen, nahmen sie den jungen Chevalier de Chatillon mit, um ihre Kleider zu verwahren, schenkten ihm einen Thaler zum Nachessen. Diesen armen Menschen nahm Monsieur ins Haus, hat ihm l'ordre du Cordon bleu geben lassen, seinen Proceß wieder angefangen, Geld gegeben, und gemacht, daß er seinen Proceß gewonnen, und vom Haus Chatillon ist deklarirt worden. Er hat ihn zum Capitaine des Gardes gemacht, eine große Pension gegeben, welche ihm mein Sohn continuirt, ihm auch sein Logement im Palais Royal gelassen. In diesem Logement hat dieser undankbare Mensch seine Versammlungen gegen meinem Sohn gehalten. — Des de Rieux Großvater hatte negligiret, daß ihm der König mon Cousin schrieb. Mein Sohn hat ihm diese Ehre wieder gegeben, und seinem Bruder eine Charge in der Gendarmerie, und noch andere Gefallen mehr gethan.

Chatillon hat den ganzen Adel wollen gegen meinen Sohn anstiften; das ist der Lohn für seine Gutthaten. Meines Sohnes Gemalin die ist getrost und lustig, weil sie meint, daß es wohl für ihrem Bruder gehet. Den 22sten Jun. 1716.

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentschaft

Philipps von Orleans

von

Ludwig Herzog von St. Simon.

VI. Buch.

Inhalt des VI. Buchs.

I. Fortgesetzte Schilderung des Französischen Hofes. Der Cardinal D ü b o i s sucht den Marschall von Bille roy zu verdrängen. II. Er verbindet sich zu dem Ende mit dem Herzog von St. Simon seinem Feinde. III. Der Regent, der Herzog von St. Simon und D ü b o i s berathen sich deswegen mit einander. IV. Bille roy wird heimlich aufgehoben. V. Wie der junge König Ludwig XV. das Unglück seines Gouverneurs erfährt: der ehemalige Bischoff von Frejus flüchtet sich nach la Trappe. Charost wird Gouverneur des Königs. VI. Der Cardinal D ü b o i s wird zum ersten Minister erklärt: Gegenvorstellungen des Herzogs von St. Simon, um den Regenten davon abzubringen. VII. D ü b o i s stürzt, sobald er erster Minister ist, Belleisle und le Blanc, und trifft Maafregeln, um den Regenten zu stürzen. VIII. Gesinnung des Königs gegen den Regenten. IX. Schenkliche Krankheit D ü b o i s's: er stirbt an den Folgen der Operation. X. Seine Reichthümer, seine Talente und Charakter. XI. Schlenniger Tod des Regenten; Achtung des Königs gegen ihn.

XII. Unterhaltung der Allianz mit England unter dem Ministerium von M. le Duc; D ü b o i s und die Prie, die Maitresse von M. le Duc, Söldlinge von England. XIII. Krankheit des Königs und Plan des Hofes, die Infantin zurückzuschicken.

XIV. Fleury wird erster Minister und unterhält den Frieden mit England.

I.

Dübois, nicht damit zufrieden, daß er Minister, Vertrauter des Regenten und Erzbischoff von Cambray war, wollte auch noch Cardinal und erster Minister werden. Es ist bekannt genug, wie und warum er die Partei der Jansenisten der Wuth der Jesuiten zur Beute gab, nämlich um Cardinal zu werden, obgleich der Regent seine Autorität und Regentschaft der Partei des Parlements, so zu sagen, schuldig war.

Um ohne Hinderniß zum ersten Minister declarirt zu werden, wünschte Dübois den Marschall von Villeron zu stürzen; aber dieß war ein Kraftstück, dessen Schwierigkeit er, so oft er es zu unternehmen gesucht, wohl gefühlt hatte, das alle Tage schwieriger und gefährlicher wurde und das er sogar ganz aufgegeben hatte.

Indessen schien dem Abbé jeder Tag, der seine Declaration als Minister aufschob, eine Ewigkeit, und gleichwohl wagte er nicht, den großen Schritt zu beschleunigen, ohne vor dem Aufruhr gedeckt zu seyn, den der Marschall Villeron erregen würde; er mußte fürchten, daß er noch so manche andere, die nicht ohne seinen Beistand laut zu werden sich getrauten, ermuntern und aufwiegeln würde; und der vereinigte Angriff, den alle auf den Regenten thun würden, konnten den Cardinal leicht in die Gefahr bringen, im Augenblick, wo er gestiegen war, wieder gestürzt zu werden, wo er dann

seine gegenwärtige Lage nur zu sehr zurückwünschen würde.

In dem Hinbrüten über solchen Gedanken, die ihn ganz beschäftigten und in der Unentschlossenheit, in der er sich befand, verdoppelte sich sein Eigensinn und üble Laune, und machte ihn immer mehr unzugänglich, und die wichtigsten dringendsten Geschäfte wurden hintangesezt. Endlich entschloß er sich, noch einen Versuch gegen den Marschall Willeron zu wagen; da er es aber nicht auf sich allein nehmen wollte, so suchte er es durch den Cardinal Bissy zu machen, der wegen seines Betragens in Rücksicht der Vulte und weil er den Jesuiten seinen guten Freunden den königlichen Beichtstuhl wiedergegeben und, was ihn nicht weniger anging, weil er dem Cardinal Noailles und seiner abschlägigen Antwort getrost hatte, mit ihm äußerst zufrieden war. Dubois erdruete Bissy seine Noth, welches Betragen er vom Marschall Willeron erfahre, in welche Abhängigkeiten und Schuldigkeiten er gegen ihn gesezt sey, und was er alles bei ihm versucht, um einen Frieden von ihm zu erhalten, den er nie verdient, der aber zum Fortgang der Geschäfte und zur Erhaltung des Wohlstandes zwischen einem Manne, dem der König sein Vertrauen geschenkt und dem, in dessen Hände der Regent die Geschäfte gelegt, so nöthig sey. Er stellte ihm vor, welche gute Folgen es notwendig haben würde, wenn er durch seine Vermittelung den ewigen Ausfällen des Marschalls auf ihn ein Ziel sezte und ihn dahin stimmte, daß er ihn (Dubois) als einen Menschen betrachtete, der sich nte gegen ihn verschuldet, der stets sich bestrebt, die Ehre seiner Huld zu verdienen, der alles gethan, um ihm sein Portefeuille mittheilen und ihm überhaupt alle Geschäfte mit vollem Vertrauen vorlegen zu dürfen; und er hoffe dieses gute Werk von seinem Interesse für die gute Sache und von
der

der Freundschaft des Marschalls von Villeroi gegen ihn, um darentwillen er gern seinen Vorstellungen Gehör geben würde.

Die innige Verbindung des Cardinals von Bissy und des Marschalls von Villeroi mit Frau von Maintenon, die Intriguen der Constitution, der Haß gegen den Cardinal Noailles, den der Marschall als Höfling ebenfalls angenommen, und der seit der Regentschaft durch den Haß gegen den Herzog von Noailles verstärkt worden war, alles dieß hatte Villeroi und Bissy verbunden.

Der ehrgeizige Heilige ergriff also eine so gute Gelegenheit, seinem Mitbruder einen so sehr gewünschten Dienst zu leisten. Bissy, der sich von so weit unten zu dem Punkte hinauf gearbeitet hatte, auf dem er stand, sah alles was er hatte nur als Stufe zu etwas Höherm an; er wünschte seinen Neffen zu etwas Großem zu verhelfen, und seit er das Conseil für Cardinäle offen sah, wünschte er sehr daselbst der Dritte zu seyn. Außer dem eignen Glanz, den er dadurch erhalten würde, rechnete er besonders darauf, daß dieß der sicherste Weg sey, um seinen Neffen zu allem zu verhelfen; und wenn es ihm gelang, Dübois jenen ärgerlichen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen und ihn mit Villeroi in ein gutes Vernehmen zu setzen, ihn folglich dem Regenten wieder näher zu bringen, so konnte er sich alles von Dübois und durch ihn von seinem Herren versprechen.

Bissy arbeitete also für Dübois bei Villeroi, und es gelang ihm, ihn zu überreden, so daß ihn dieser bat, mit dem Cardinal Dübois seinetwegen zu reden. Wer war froher, als die beiden Cardinäle. Dübois bat Bissy, Villeroi alles zu sagen, was seine Freude am lebhaftesten ausdrücke, und daß er vor Ungeduld brenne, zu ihm kommen zu dürfen, um ihn selbst davon zu versichern.

sichern. Bissy säumte nicht, diesen angenehmen Auftrag auszurichten, und Villeron, der nicht dahinten bleiben wollte, that Bissy den Vorschlag, daß sie beide mit einander zu Dübois gehen wollten. Der Zufall wollte, daß sie eines Dienstags morgens zu ihm gingen, gerade als ich, ich weiß nicht mehr in welcher Angelegenheit, von Meudon, wo ich wohnte, nach Versailles kam, um mit dem Regenten zu sprechen.

Bissy und Villeron fanden bei Dübois alle auswärtigen Minister versammelt, deren Audienztag bei ihm war und die in dem Vorzimmer des Cardinals auf Audienz warteten.

Es war seit langer Zeit die Gewohnheit bei diesen Audienzen eingeführt, daß die auswärtigen Minister, einer nach dem andern, so wie sie in dem Wartezimmer angekommen waren, vorgelassen wurden, um Rangstreitigkeiten zu vermeiden. Bissy und Villeron fanden Dübois mit dem Russischen Gesandten in seinem Cabinet eingeschlossen. Man wollte dem Cardinal einen so neuen Besuch, als der Marschall von Villeron war, anmelden; aber er wollte es nicht zugeben und setzte sich unterdessen mit Bissy auf ein Canapee nieder.

Als die Audienz geendigt war, begleitete Dübois den Ambassadeur aus seinem Cabinet; er erblickte sogleich die auf dem Canapee Sitzenden, sah Villeron und eilte augenblicklich auf ihn zu, sagte ihm in aller Gegenwart tausend Dankfagungen mit vielem Bedauern, daß er ihm zuvorgekommen, da er nichts als die Erlaubniß, zu ihm kommen zu dürfen, erwartet, und bat Bissy und ihn, mit ihm in sein Cabinet zu gehen. Sie thaten es, Dübois entschuldigte sich bei den Ambassadeurs, verließ sie und folgte jenen ins Cabinet.

Eine Menge gegenseitiger Complimente, und mancherlei Eröffnungen von Seiten Bissys über die Sache, waren das Vorspiel der Conferenz; hierauf folgten Be-

Betheuerungen von Seiten Dübois's und Erwiederungen vom Marschall; aber durchs viele Antworten verstrickte sich Villeroi in seine Phrasen, und bald piquirte er sich darauf, sich manche Freiheit zu nehmen, und fing an, Dübois harte Wahrheiten zu sagen, und so gerieth er immer mehr in Hitze und sagte immer härtere Dinge, die endlich ins Beleidigende fielen.

Dübois war nicht wenig erstaunt, nahm aber nichts auf und schien die Härte seiner Aeußerungen nicht fühlen zu wollen; da aber Villeroi immer härter ausfiel, suchte ihm Bissy mit Recht Einhalt zu thun, wollte Erklärungen machen zum Vortheil der Sache und den Marschall überreden, daß dieß seine Meinung sey; aber dem Marschall nahm die Hitze immer mehr den Kopf ein, und so kam es zu den größsten Beleidigungen und bittersten Vorwürfen. Umsonst suchte Bissy ihn zum Schweigen zu bringen und ihm vorzustellen, wie sehr dieß alles dem widerspreche, was er ihm versprochen und aufgetragen habe, Dübois zu sagen, und wie unanständig es sey, zu einem Menschen zu kommen und ihn zu mißhandeln, zu dem er wegen Vollendung einer vorbereiteten Versöhnung gegangen sey. Was immer Bissy sagen mochte, reizte nur den Marschall noch mehr, alles gegen Dübois auszuschütten, was Insolenz und Verachtung beleidigendes gegen einen Minister eingeben können.

Dübois war verwirrt und brachte kein einziges Wort vor, und Bissy suchte in seiner Bestürzung den Marschall zum Schweigen zu bringen und die Hitze zu dämpfen, die sich seiner bemächtigt hatte. Dieser hatte sich so gestellt, daß er ihnen den Ausgang versperrte und sagte immer schönere Dinge. Endlich des Schimpfens müde, legte er sich auf Drohungen und Spotten; er sagte zu Dübois, jetzt da er sich offen gezeigt, so ständen sie nicht mehr auf dem Fuße, sich ein-

ander verzeihen zu können. Er wolle es ihm nur sagen, daß er über kurz oder über lang ihm den härtesten Streich versehen würde, der in seinen Kräften stände; aber er wolle ihm mit derselben Aufrichtigkeit einen guten Rath geben. „Sie sind allvermögend, fuhr er fort, alles beugt sich vor Ihnen, nichts widersteht Ihnen; glauben Sie mir, Sie haben nur noch etwas zu thun, bedienen Sie Sich Ihrer Macht, schaffen Sie Sich Ruhe, lassen Sie mich arretiren, wenn Sie es wagen. Wer wird es Ihnen hindern? Lassen Sie mich arretiren; Sie haben nur noch dieß zu thun.“ Hierzu gab er noch Erklärungen, trotzte und schmähte mit einer Zuversicht, als wenn den Himmel stürmen und ihn arretiren lassen, eins und dasselbe wäre.

Man kann sich vorstellen, daß allen diesen heftigen Aeußerungen nicht wenig Gegenvorstellungen und lebhaftes Verweise von Seiten Vissos entgegengesetzt wurden; aber der Strom war nicht aufzuhalten. Endlich von Zorn und Unwillen gegen den Marschall von Willeroy außer sich, von dem er sich selbst so hart getäuscht sah, ergriff er ihn beim Arm und bei den Schultern und schob ihn zur Thür hinaus und ging selbst mit ihm weg.

Dübois mehr todt als lebendig, folgte ihnen, so gut er konnte: man mußte sich vor den Gesandten, die im Vorzimmer warteten, zusammenehmen. Aber alle machten sich zwingen, soviel sie wollten, es entging keinem der Minister, daß eine gewaltsame Scene im Cabinet vorgegangen seyn mußte, und bald war Versailles von dieser Neuigkeit voll, die durch die öffentlichen Prahlereien und Schmähungen des Marschalls von Willeroy auf das beste aufgeklärt wurde.

II.

Ich hatte lange mit dem Herzog von Orleans gearbeitet und geplaudert; er war in seine Garderobe gegangen und ich stand hinter seinem Bureau und brachte einige Papiere in Ordnung, als ich den Cardinal Dubois hereinstürzen sah, ganz außer sich, mit verfürten, vor dem Kopfe liegenden Augen. Als er mich allein sah, fragte er ungestüm: „wo ist der Herzog von Orleans? Ich bin verloren, sagte er, ich bin verloren“ und lief in die Garderobe.

Der Herzog, der ihn gehört hatte, lief ihm entgegen und traf ihn an der Thüre des Cabinets. Sie kamen zurück, und ich fragte, was es gäbe. Er erzählte hierauf mit seinem gewöhnlichen Stottern, das noch die Wuth vermehrte, den schon beschriebenen Vorfall, noch viel umständlicher, als ich es gethan. Hierauf sagte er zum Regenten: Se. Königl. Hoheit würde nun selbst merken, was der Marschall im Schilde führe; und nach einer Beschimpfung dieser Art müßte der Herzog auf der Stelle bedenken, was er thun könne und wolle; er möchte zwischen ihm und dem Marschall von Villeroi wählen, weil, so lange dieser am Hofe bliebe, er mit Ehren nicht länger daselbst bleiben und sich in kein Geschäft mehr einlassen könne.

Der Herzog und ich, wir glaubten beide zu träumen, als er uns diese Erzählung machte. Wir thaten mehrere Fragen, um uns von dem Factum zu überzeugen. Aber wir fanden keine Abweichungen und Widersprüche in den Antworten des Cardinals, so sehr er auch in Wuth war; jeden Augenblick gab er jene Alternative wieder und schlug vor, daß man den Cardinal Bissy als Augenzeugen kommen lassen sollte.

Man stelle sich vor, was für eine Scene es nun hier wieder gab, und gern hätte ich ihrer überhoben

seyn mögen. Der Cardinal bestand immer auf jener Alternative, und der Herzog gerieth darüber in Verlegenheit und fragte mich: was ich davon dächte? mit der Voraussetzung, wie es schien, daß ich ein Mann sey, der sich immer dem Rang des Marschalls von Bileron entgegengesetzt habe. Ich antwortete, ich sey so bestürzt und so verwirrt über diesen sonderbaren Vorfall, daß ich vorerst meine Gedanken sammeln müßte.

Der Cardinal, der sich an den Herzog, nicht an mich wendete, bestand auf einem Entschluß. Der Herzog drang aufs neue in mich und ich sagte endlich: bis jetzt hätte ich die Abdankung des Marschalls von Bileron als ein sehr gefährliches Unternehmen angesehen, aus Gründen, die ich Se. K. H. mehrmals auseinander gesetzt; ich hielt es noch immer für eben so gefährlich, zum wenigsten jetzt, da der König sein Jüngling, älter und seiner Volljährigkeit nahe wäre; aber so gefährlich es auch seyn möchte, so mache der entsetzliche Vorfall, der eben geschehen, es weit gefährlicher, ihn an der Seite des Königs zu lassen; und man könnte nicht läugnen, daß das, was er gethan, nichts weniger hieße als den Degen gegen den Herzog von Orleans ziehen; seine spöttischen Ausforderungen, ihn arretiren zu lassen, zeigten nur, daß er fühle es verdient zu haben, und nur die Zuversicht habe, daß man es nicht wagen würde, und wenn man es auch wagen wollte, nicht zu thun vermöchte, und daß er auf diese Voraussetzung gestützt sich keinen Zwang anzuthun brauche; von dem ersten Tage der Regentschaft an habe er gegen den Herzog von Orleans insgeheim Unheil angedenken und sich immer gegen dessen Gnade, Vertrauen und Zuorkommen verhärtet, worauf er nun endlich die Maske ablege und nichts weniger im Sinne zu haben schiene, als ihm öffentlich die Fahne der Empörung entgegenzutragen; dieß sey meine Meinung, da sie Se. K. H. wissen

wissen wolle, ohne mir Zeit zu lassen, mit kaltem Blut darüber nachzudenken; aber zur Ausführung selbst, so dringend sie auch seyn möchte, müßte man nach reiflicher Ueberlegung schreiten, und sich vorsehen, daß man weder jetzt noch in der Zukunft üble Folgen zu erwarten habe.

Während ich dieß sagte, stand der Cardinal mit gespitzten Ohren, die Augen niedergeschlagen und auf mich geheftet da, begierig jedes Wort von mir auffangend und die Farbe wechselnd, wie ein Mensch, der sein Urtheil anhört. Meine Rede erheiterte ihn, so weit es die in ihm kochende Wuth zuließ. Der Herzog von Orleans billigte das, was ich sagte, und der Cardinal warf mir einen dankenden Blick zu, und sagte zum Herzog, er habe die Macht zu wählen; er sehe wohl, daß er nicht bleiben könne, wenn der Marschall bliebe; und wenn auch Se. K. H. sich entschloße, ihn zu entfernen, so müsse man eilen, weil die Dinge nicht in der Verfassung bleiben könnten. Man kam endlich überein, daß man den andern Tag darauf denken wolle, und ich sollte mich des Nachmittags um 3 Uhr bei dem Herzog von Orleans einfinden.

III.

Ich fand um die bestimmte Stunde Dúbois bei ihm, und einen Augenblick darauf kam M. le Duc, der von dem Vorfall unterrichtet war. Der Cardinal Dúbois unterließ gleichwohl nicht, ihm eine kurze Relation davon zu geben, die er ein wenig mit Anmerkungen und Reflexionen überlud; indessen war er mehr bei sich, als den Tag vorher, da er Zeit gehabt hatte, sich zu sammeln, und er schon hoffen konnte, des Marschalls

schalls los zu werden. Ich erfuhr hier alle die Prahlereien Villeroys, die er über den Streit, den er mit Dübois gehabt, hatte ausgehen lassen, und wie er sich der Ausforderungen und Höhnungen inzwischen gerühmt hatte, die er ihm offen ins Gesicht gesagt, besonders daß er ihm gesagt, er möchte ihn, wenn er könnte, darum bestrafen; weswegen Dübois sagte: daß es immer dringender würde, zu Werke zu schreiten. Wir sprachen noch einiges mit einander, und hierauf ging Cardinal Dübois weg.

Jetzt setzte sich der Herzog von Orleans an sein Bureau und M. le Duc und ich setzten uns ihm gegenüber. Es sollte überlegt werden, was zu thun sey. Der Herzog von Orleans setzte die Gründe für und wider rein auseinander, er schien sich auf keine Seite zu sehr zu neigen und schien verwirrt und schwankend. Er sprach über sein Betragen gegen den Marschall von Villeroi und das des Marschalls gegen ihn seit dem Tode des Königs nur in wenigen Worten, da er zwei Personen vor sich hatte, die davon unterrichtet waren, M. le Duc, der mit ihm vereinigt den Marschall von der Seite des Königs entfernen und mich an seine Stelle hatte setzen wollen, und mich, der es schon zweimal abgeschlagen hatte, noch das letzte mal, als die Prinzen einen Monat lang auf das angelegentlichste in mich gedrungen waren, und so durch meine Weigerung und Vorstellungen dem Marschall von Villeroi seinen Platz erhalten hatte.

Der Punkt, auf den es ankam, war, ob es weniger gefährlich sey, ihn beim Könige zu lassen oder ihn zu entfernen, welches nur durch gewisse gewaltsame Maßregeln geschehen konnte, da er sich so sehr auf seinem Platz befestigt hatte, daß er es für rein unmöglich hielt, daraus verdrängt zu werden.

Nach diesen Auseinandersetzungen fragte mich der Her-

Herzog von Orleans um meine Meinung. Ich antwortete, ich hätte sie ihm gestern gesagt; ich hätte nachher noch mehr über den einzuschlagenden Weg nachgedacht, und mich in der Meinung bestärkt, daß es gefährlich sey, den Marschall von Willeroy beim König zu lassen, gefährlicher, als ihn zu entfernen, so viel auch zu fürchten seyn möchte. Zu fürchten sey indeß so lange von Seiten des Marschalls nichts gewesen, als ein ohnmächtiger böser Wille, schlecht angelegte und bald wieder vereitelte Verbindungen und Projekte, die Elen digkeit seiner Nachäfferei des Herrn von Beaufort, die feige Verbindung mit feigen Menschen, und seine eigene Furchtsamkeit, vermöge welcher er vor jeder ernsten Miene des Regenten zitterte und nach jedem Schritte, den er auf manche andere unbekannt gebliebene gewagt, sich nicht anders helfen konnte, als daß es zu Aufklärungen, Geständnissen, Entschuldigungen, Beteuerungen kam, wo er die erbärmlichste Feigheit und Niederträchtigkeit zeigte. Ich hätte also geglaubt, daß man einen Menschen ohne Kopf und Muth, besonders nach der Entdeckung der Complots des Herzogs von du Maine und Sellemare's, nur verachten müsse; und, setzte ich hinzu, es habe gar keine Gefahr gehabt, diesen Comödianten und Luftspringer, den seine Feigheit und Dummheit unschädlich machte, prahlend paradiiren zu lassen.

Aber, fuhr ich fort, nach dem, was mit dem Cardinal Dúbois vorgefallen, müßte ich anders sprechen, und dieser Vorfall zeige von zwei Dingen eins, die aber beide auf dasselbe hinausgingen.

Als ihn der Cardinal Bissy überredet hatte, als er durch die Huldigungen, die er vom Cardinal Dúbois anzunehmen geneigt war, seinen Stolz befriedigt sah, als er durch die ihm angetragene Theilnahme an den Geschäften seine Würde und Ruhe gesichert glaubte,

ent-

schloß er sich in seiner Freude, es durch seinen Stolz und seine Anmaßungen auf diesen Punkt gebracht zu haben, und in der Ugeduld, sich davon in Besitz setzen zu wollen, dem Cardinal Dúbois zuvor zu kommen und mit dem Cardinal von Bissy, ihrer Mittelsperson, zu ihm zu gehen, um ihre Versöhnung und ihren Frieden zu besiegeln. Vielleicht störte ihn dann dort in dieser friedlichen Absicht der Anblick des Cardinals Dúbois, die Stellung seiner großen Phrasen. Der hohe Ton, den er führen wollte, verwirrte ihn, die Affektation, gut zu sprechen, nahm ihm den Kopf, die Freiheit und Superiorität, mit der er reden wollte, führte ihn zu weit; und so, sich immer mehr verwirrend und erbizend, konnte er nicht mehr zurück, und er verlor den Kopf; er hatte die Sache verständig angefangen und endigte sie als ein Thor, das ganze Gift seiner Seele, den Stolz seiner sorglosen Zerversicht, und das Selbstvertrauen eines Trunkenen zeigend, der gegen Mauern rennen würde.

Oder, fuhr ich fort, ist er vielleicht der aufgebläse Mensch, der gern den Cardinal Dúbois zu seinen Füßen liegen sehen möchte, der sich für einen Mann hält, den man nicht entbehren kann, den man nicht von seinem Plaze zu verdrängen gewagt, und jetzt noch weniger wagen werde, da er festen Fuß gewonnen und vom Publikum wegen der Anvertraung der Person des Königs sich geliebt sieht, den er, durch Vorspiegelung der Nähe seiner Volljährigkeit, durch alle die Gründe, in denen ein Thor sich gefällt, und besonders durch die Ueberzeugung, daß die Schritte des Cardinals Dúbois als Inhabers aller Geschäfte gegen ihn seine große Wichtigkeit zeigen, zu überreden gewußt hat, daß er ihm allein angehöre.

Wohl, sagte ich, von solchen Ideen, die er nicht verdauen konnte, hatte er dann den Cardinal Bissy ge-

getäuscht, sich gestellt, als wolle er sich seinen Gründen fügen, und den Huldigungen Dubois's, die er ihm versichert, sich ergeben, in der Absicht, beiden so zu begegnen, wie er ihnen begegnet ist, ohne alle Schonung los zu brechen, sich zum Feinde des ihm zuvorkommenden Ministers, folglich zum Feinde der Regierung und des Regenten, der sie führt, zu erklären; eine Handlung, deren Kühnheit und Großmuth ihn begeisterte, die, wie er glaubte, dem Publikum gefallen mußte, um derentwillen er die Zuorkommung des Vertrauten des Inhabers der Staatsgewalt, die angebotene Theilnahme an Führung der Geschäfte, die damit verbundene Gewalt, endlich die Ruhe für sein Alter und so viel und große Vortheile verachten und vielmehr das allgemeine Beste, die bessere Einrichtung der Dinge, den Dienst des Königs, die Absichten und das Vertrauen des verstorbenen Königs gegen ihn im Auge haben und durch ein so großes glänzendes Werk, die That der vollkommensten Uneigennützigkeit, die letzte Zeit seines Lebens verherrlichen zu müssen glaubte.

„So wie auch der Marschall zu diesem Vorfall gebracht worden seyn mag, ist die Sache immer dieselbe und kömmt auf eins hinaus. Er hat den Degen gegen den Regenten gezogen und hat offenbar „den Rubicon passirt.“ Es also hingehen lassen, sagte ich, und den Marschall auf seinem Plaze lassen, heißt eine Schwäche und eine Furchtsamkeit zeigen, die im Stande ist, alle Mißvergnügte und auf die Volljährigkeit Hoffende gegen uns zu vereinigen; dieß heißt dem Parlement seine sonstige Stärke und Anmaßung wieder geben; das heißt eine furchtbare Partei gegen sich erwecken, alles Ansehen im Reiche und alle Achtung im Auslande verlieren und sich der Verachtung und deren Folgen preisgeben, dieß hieße sich eine Grube für die Volljährigkeit graben.“

Jetzt

Jetzt schwieg ich. Während ich sprach, war der Herzog von Orleans sehr aufmerksam und in großem innern Zwiespalt gewesen; er fragte M. le Duc, was er davon dächte. M. le Duc erklärte: er sey meiner Meinung, und wenn der Marschall bliebe, so habe man nur „die Schlüssel abzutreten.“

Der Herzog von Orleans wiederholte einige der vorzüglichsten Gründe und entschied auf die Nöthwendigkeit, sich den Marschall vom Halse zu schaffen. Hierauf schritt man zu der Frage: wie man dieß anzufangen habe?

Der Herzog von Orleans fragte mich zuerst um meine Meinung. Ich sagte: es kämen hier zwei Dinge zur Sprache, der Vorwand, und das auszuführende Unternehmen selbst. Man brauche einen Vorwand von der Art, daß er allen Unparteiischen in die Augen spränge und selbst von den Freunden Billeron's nicht widerlegt werden könne; und besonders müsse man sich hüten, zu dem Glauben Anlaß zu geben, daß die Verstößung Billeron's Wirkung von der Mißhandlung gegen Dúbois sey. So entsetzlich diese auch erscheine gegen einen Cardinal und Minister im Besitz des Vertrauens und der Geschäfte, so würde doch das Publikum, das ihn beneide, das ihn nicht liebe und nur zu gut wisse, woher er stamme, das Opfer zu groß finden; gegen die Strafe gehalten, würde das Vergehen selbst verschwinden, und das Publikum über Ungerechtigkeit schreien. Bei gewaltsamen, ob schon nothwendigen Schritten müsse man immer die Vernunft und selbst den Schein auf seiner Seite haben, und ich wäre nicht der Meinung, so schnell nach der Beleidigung die Strafe folgen zu lassen, die er verdient habe.

Aber der Herzog von Orleans habe glücklicherweise den schönsten Vorwand in Händen, der allen, die den König umgaben, bekannt sey, ein Vorwand, der nicht
um.

umzustoßen sey. Ich hat den Herzog, sich zu erinnern, daß er mir schon oft und noch vor kurzem gesagt, daß es ihm nie verstattet sey, mit dem Könige unter vier Augen zu reden, ja nicht einmal vor allen Anwesenden, etwas ins Ohr zu sagen; daß der Marschall von Billeroy, wenn er dieß habe versuchen wollen, im Angesicht aller seinen Kopf zwischen ihn und den König gesteckt, und sogar, mit dem eitlem Schein von Entschuldigungen, ihm erklärt habe, daß seine Stelle ihm nicht erlaube zuzulassen, daß wer es auch seyn möchte, nicht einmal Sr. K. H., dem Könige etwas ins Ohr sage; er müsse alles mit anhören, was man ihm sage; und noch weniger dürfe er zugeben, daß jemand, auch nicht Sr. K. H., mit dem König in seinem Kabinnet allein wäre.

Dieß sey, gegen den Regenten, einen petit fils von Frankreich, und gegen den nächsten Verwandten des Königs eine Insolenz zum Empören, und die jedermann auffallen müßte. Da der König sich seiner Volljährigkeit nähere, sey es nunmehr Zeit, und das Wohl des Staats verlange es, daß ihn der Regent von Dingen unterrichte, die keine Zeugen, auch nicht den Marschall, duldeten; seine Anmaßung, so auf seine Stelle als Gouverneur und Aufseher des Königs zu pochen, um den Regenten zu verhindern, mit dem Könige insgeheim zu sprechen, führe den beleidigendsten Verdacht mit sich, und diese Anmaßung so weit zu treiben, daß er sogar in Gegenwart anderer nicht einmal den Regenten leise mit dem Könige sprechen ließe, ohne seinen Kopf dazwischen zu stecken, sey die höchste und unnützesie Insolenz, die niemand, wer es auch sey, entschuldigen könne.

Ich sähe also, fuhr ich fort, hierin einen natürlichen Vorwand, dessen man sich bedienen müsse, und die Schlinge, die man in wenig Tagen dem Marschall

legen müsse, der gewiß von dem Gipfel seiner Sicherheit und Wichtigkeit, auf dem er zu stehen glaube, da er dieses Betragen bis jetzt durchgesetzt zu haben wähne, hineinstürzen würde; und wenn es gelänge, so müsse der Herzog sich darüber entrüsten, und, mit Schonung des Respects vor dem anwesenden Könige, gegen den Marschall einen neuen Ton anstimmen, und ohne alle Härte ihn fühlen lassen, daß er unter der Autorität und dem Namen des Königes die oberste Staatsgewalt sey; dieß könne zu etner schicklichen Vorbereitung für das Publikum genug seyn, und der Marschall in seiner Trunkenheit, so wie ein mancher anderer, würde es nicht eher als nach Vollendung der Sache verstehen, da man so sehr an die Nachsicht Sr. K. Hoheit gewöhnt sey. Diese Schlinge müsse ihm erst dann gelegt werden, wenn alles beschlossen, angeordnet und bereit wäre, sodann aber keine Zeit verloren werden.

Als ich aufgehört zu reden, sagte der Herzog von Orleans zu mir: „Sie sind mir zuvor gekommen, ich wollte dasselbe sagen. Was dünkt Ihnen, M. le Duc?“

Der Prinz billigte sehr den Vorschlag, den ich gethan, und lobte ihn. Man kam überein, daß nichts anderes zu thun sey, als, wenn man den Marschall habe arretiren lassen, ihn nach Billeron zu schicken; hier könne man ihm wegen seines hohen Alters, aber wohl verwahrt, einige Ruhe gönnen, und dann sehen, ob man ihn nach Lyon oder wo anders hin schicken müsse.

Ich sagte hierauf, man müsse dann aber auch ein Subject haben, das man an seine Stelle als Gouverneur setzen könnte; man müsse zuvor auf diese Wahl denken und nicht vergessen, daß man ja kein unzuverlässiges Subject, nicht einmal einen anerkannten An-

hän-

hänger Sr. R. H. wählen müsse; welches die Ursache wäre, die sie beide wüßten, warum ich so hartnäckig diese wichtige Stelle mehr als einmal anzunehmen mich geweigert.

Hierauf sagte der Herzog zu mir: die ganze Sache sey wohl überlegt und beschloffen, und müsse denn dabei bleiben. Was die Art und Weise beträfe, wie man den Marschall arretiren ließe, so bitte er mich, zum Cardinal Dübois zu gehen, wo man mich erwartete, um darüber Ueberlegung anzustellen und einen Entschluß zu fassen.

Ich ging also zu Dübois, von dem ich, so wie auch von seinen wirksamen Helfershelfern, seit seinem Abentheuer, nichts gehört hatte, als die kurze Zeit, wo ich mit ihm in Gegenwart des Herzogs von Orleans gesprochen. Nur aus dem, was mir dieser Prinz sagte, als er mich zu ihm schickte, merkte ich sehr wohl, daß die Arretirung Billeron's zwischen dem Cardinal und dem Regenten schon vor unserer Conferenz beschloffen gewesen, und daß diese, ohne jemanden weiter zuzuziehen, als M. le Duc und mich, nur darum angestellt worden, um der Sache, durch Abwesenheit des Cardinals, den Anstrich der freien Ueberlegung zu geben; und da ich den Tag vorher schon gegen den Regenten und den Cardinal meine Meinung eröffnet, als er wüthend von der eben vorgefallenen Scene herkam: so hatte man mir bloß Gelegenheit geben wollen, meine Meinung nochmals gegen M. le Duc zu erklären und ihn zu überzeugen, daß der Marschall entfernt werden müßte; und hatte also keinen Anstand genommen, mich zur Verathschlagung zu ziehen.

Ich ging zu Dübois. Wie sehr erstaunte ich über die Gesellschaft, die ich daselbst fand. Er sagte mir, sie bestehe ganz aus Vertrauten und ich könne frei vor ihr reden. Es war der Marschall von Berwick, der

aus Guienne zurückgekommen war und so wenig wie ich wieder ins Conseil de Regence ging, der Cardinal und der Prinz von Rohan, le Blanc und Belle-ile. Sie saßen alle in einem Cirkel; und le Blanc schien mir zu dieser Berathschlagung besonders nöthig. Er war voll von Erfindungen und Kunstgriffen, in alle geheime Operationen des Regenten eingeweiht, war Dübois's vertrauter Secretär, und hatte, vermöge seiner Charge, die Vollmacht zu unterzeichnen.

Belle-ile war, auf diesen gestützt, als Dritter bei Dübois alle Abende, wo man sich Neuigkeiten und Geschichten des Tages erzählte, und manche Dinge auf den andern Tag besprach und beschloß; aber zum Regenten, der ihm nicht günstig war, hatte er so wenig Zutritt, daß ich ihn hier sehr am unrechten Platze fand.

Was den Marschall von Berwick betraf, so war er zur Zeit des vorigen Königs, immer als Schüsling des Marschalls von Villeroi erschienen, der als Höf-ling handelte, und die Vorliebe seines Herrn für alle Arten von legitimirten Kindern aus eigener Erfahrung kannte. Der Marschall hatte daher an dem schnellen Steigen Verwicks im Kriege vielen Theil gehabt. Ich erstaunte, ihn zu diesem Complot gezogen zu sehn, wo er ganz frei seine Stimme gab; er, der sonst immer Villeroi offenbar cultivirt hatte und mit ihm durch besondere Freundschaft verbunden war.

Was die beiden Rohan's betrifft, welche Dübois mit Auszeichnung behandelte und nur zugezogen hatte, um ihnen seine Achtung auf das auffallendste zu bezeigen, so sah ich nie eine so abscheuliche Freude und eine so giftige Bitterkeit, als die beiden, ohne sich den geringsten Zwang anzuthun, äußerten. Sie ließen ganz ihrer Galle freien Lauf, die sie noch von jener Geschichte der Vermählung ihrer bucklichten Tochter

ter mit dem Herzog von Reş bei sich nährten, die auf die verächtlichen Bedingungen, die sie erst dann machten, als die Sache zu weit gediehen war, um sie zu verwerfen, abgebrochen wurde, und worüber der Marschall von Billeroy so aufgebracht war, daß er trotz den Thränen und Reizungen der Herzogin von Ventadoure und trotz dem Aerger der Rohan's, die kurz darauf den Herzog von Reş die älteste Tochter des Herzogs von Luxembourg unter annehmlichen Bedingungen heirathen sehen mußten, während sie sich noch altzu glücklich schätzten, daß sie ihre Tochter dem Herzog von Mazarin, einem Manne von so wenig vortheilhafter Geburt und Person, und ohne Charge oder andern Erfaß geben konnten, daß er, sage ich, nichts mehr von der Sache hören wollte.

Es wäre unnützig, hier weitläufig auseinander zu setzen, wie lästig die hohe Miene und Superiorität war, die Billeroy als ehemaliger Patron gegen Berwick annahm, und die Anmaßung von Autorität, die er auf ihn häufte. Ich traf mit le Blanc die Verabredung, daß er augenblicklich, sobald man zur Ausführung des Vorhabens geschritten, mich davon benachrichtigen und nur nach Meudon schicken sollte, um sich nach mir zu erkundigen; an diesem nichts sagenden Compliment würde ich erkennen, daß der Marschall von Billeroy fortgeschickt sey.

Ich kehrte also gegen Abend nach Meudon zurück, wo mehrere von den Freunden meiner Frau und den meinigen oft zu Nacht blieben, und wohin von Paris und Versailles oft Gesellschaft zum Diner und Souper kam, so daß ich diesen Abend eine zahlreiche Gesellschaft antraf. Man sprach nichts als von dem Vorfall mit Billeroy, der allgemein getadelt wurde; aber weiter ging man nicht. In den 10 Tagen, die bis zu seiner Aufhebung verfloßen, kam wohl niemand auf

den Einfall, daß ihm deswegen etwas ärgeres widerfahren könnte, als der allgemeine Tadel eines so leidenschaftlichen Excesses; so sehr war man an die Ungestraftheit seines Stolzes und an die Schwäche des Herzogs von Orleans gewöhnt.

Diese allgemeine Sorglosigkeit war mir willkommen; sie vermehrte die Sorglosigkeit des Marschalls und erleichterte die Ausführung dessen, was ihm zugebracht war, und was er immer mehr durch die Anstößigkeit und Anmaßung seines Betragens und durch die Frechheit seiner beständigen Ausforderungen verdiente. Drei oder vier Tage nachher reiste ich nach Versailles, um den Herzog von Orleans zu sprechen; und dieser sagte mir, daß er in Ermanglung eines Bessern und zu Folge dessen, was ich ihm öfters über den Herzog von Charost gesagt, entschlossen sey, diesem die Stelle als Gouverneur des Königs zu geben. Er habe ihn ganz ins geheim gesprochen; Charost habe das Anerbieten gerne angenommen. Er wolle ihn in seiner, Charost's, Wohnung eingeschlossen halten, so daß er nicht ausginge und sich sehen ließe, um ihn ganz nahe bei der Hand zu haben und ihn im Augenblicke, wo es Zeit seyn würde, zum Könige führen und installieren zu können.

Der Regent überlegte noch einmal mit mir die ganze Anlage des Unternehmens, und ich ging nach Meudon zurück, entschlossen, es nicht eher zu verlassen, bis nach der Ausführung, die nunmehr so nahe war, und keine weitem Maßregeln nöthig machte.

Sonntags den 1ten August ging der Regent am Abend zum Könige, um mit ihm zu arbeiten. Das gewöhnliche Geschäft an diesem Tage war, daß er dem Könige die eingetretenen Erledigungen von Pfründen, gewissen Magistratsämtern, und Intendantenstellen vorlegte. Diesen Abend aber kam nichts zur Sprache als Be-

Belohnungen aller Art, und die Gründe der getroffenen Mahlen. Der Regent sprach noch zuweilen von Vertheilung der Aemter, von den Finanzen und von auswärtigen Neuigkeiten, wenn sie für den König paßten, bevor sie allgemein bekannt wurden. Nach Beendigung dieser Arbeit, bei welcher der Marschall von Villeron immer zugegen war, und wo auch der sonstige Bischoff von Frejus bisweilen zu bleiben sich herausnahm, bat der Herzog von Orleans den König, daß er mit ihm in ein Hinterkabinet gehn möchte, wo er Sr. M. ein Wort unter vier Augen zu sagen habe.

Sogleich setzte sich Villeron dawider. Der Regent, der sich freute, ihn in die Schlinge gehn zu sehn, stellte ihm mit aller Höflichkeit vor: da der König den Jahren so nahe rücke, wo er selbst regieren sollte, sey es Zeit, daß der, dem einstweilen seine Gewalt anvertraut sey, ihm Rechenschaft von den Dingen gäbe, die er jetzt verstehen könne und die nur ihm allein erbsnet werden könnten, welches Vertrauen auch ein Dritter, wer es auch seyn möge, besitze. Er bitte ihn, einer so nöthigen Sache nicht länger hinderlich zu seyn, da er sich Vorwürfe zu machen habe, daß er sie aus Gefälligkeit für ihn so lange aufgeschoben.

Der Marschall von Villeron wurde hüzig, rückte seine Perücke und antwortete dem Regenten: er kenne den Respekt, den er ihm schuldig sey; aber er wisse gewiß eben so gut, was er dem Könige schuldig sey, an seinem Plaze, wo er für die Person des Königs haften müsse, und daher würde er nie zugeben, daß Se. K. H. mit dem Könige insgeheim spräche, weil er alles wissen müßte, was ihm gesagt würde, geschweige denn ein Tete a tete in einem Kabinet, außer seinen Augen; denn seine Pflicht fodere, daß er ihn nie

einen Augenblick aus den Augen lasse, und mache ihn in allem für seine Person verantwortlich.

Auf diese Aeußerungen sieht ihn der Herzog von Orleans starre an, und sagt zu ihm mit dem Ton des Gebieters: daß er sich verkenne und vergesse, er solle bedenken, mit wem er spreche und was er für Dinge gesagt, die er freilich in der Unwissenheit gesagt zu haben scheine; der Respect vor dem anwesenden Könige verbiete ihm, ihm, so wie er es verdiene, zu antworten und dieses Gespräch weiter fortzusetzen; und sogleich machte er dem Könige eine tiefe Verbeugung und ging.

Der Marschall, sehr in Zorn, ging ihm einige Schritte nach, indem er noch vieles zu erinnern hatte und sehr viel gesticulirte, aber der Herzog von Orleans that nicht, als wenn er es sähe oder hörte. Der König war betroffen, und der ehemalige Bischoff von Frejus, sein Lehrer, grinzte vor sich in seinen Bart.

IV.

Da die Angel so gut angebissen war, so stellte man sich nicht vor, daß der Marschall bei aller seiner Frechheit doch als kriechender furchtsamer Höfning fühlen würde, daß es etwas ganz anderes sey, dem Cardinal Dubois Troß zu bieten, der, aller Welt verhaßt, noch immer den Stand seiner Erniedrigung an der Stirne trug, als mit dem Herzog von Orleans in Gegenwart des Königs anzubinden und die Rechte und Autorität des Regenten des Reiches durch die angeblichen Rechte seiner Stelle und seine Pflicht „für die Person des Königs haften zu müssen“, vernichten zu wollen und so offen auf die beleidigendste Art gegen ihn aufzutreten.

Man

Man hatte sich geirrt. Kaum zwei Stunden nachher hörte man, daß der Marschall sich dessen was er gethan, gerühmt, aber hinzugesetzt habe, daß er sich unglücklich schäme, daß der Regent in dem, wodurch er nur seine theuerste Pflicht zu erfüllen geglaubt, eine Respectswidrigkeit gegen sich gefunden habe. Er werde den andern Tag zu ihm gehen, und sich Aufklärung hierüber erbitten. Man hatte aber auf alle Fälle alle nöthige Maaßregeln getroffen, sobald der Tag bestimmt war, den Marschall in die Schlinge zu locken. Man brauchte nur die letzte Anordnung zu machen, als man nach demselben Abend erfuhr, daß der Marschall in die Falle gehen würde.

Auf der andern Seite von der Schlafkammer des Regenten war ein schönes großes Kabinet mit vier Fenstern, die in den Garten gingen, ungefähr zwei Stufen von der Erde, zwei vorn beim Eingang, und zwei zur Seite dem Kamin gegenüber, und alle in Form von Flügelthüren, von oben bis auf den Fußboden sich öffnend. Das Kabinet diente den Leuten vom Hofe zum Wartezimmer. Daneben war ein Kabinet, wo der Herzog von Orleans arbeitete und wohin er die Ausgezeichnetesten eintreten ließ. Es war mit dem Capitän der grauen Mousquetärs, Urtagnan, Verabredung getroffen, und dieser befand sich in diesem Zimmer nebst vielen Officiers seiner Compagnie, die er hatte kommen lassen, und mit anderen Gemeinen, die an dieser Voreckung wohl sahen, daß etwas vorging, aber nicht muthmaßen konnten, was es wäre.

Auch waren Chevaurlegers längs den Fenstern postirt, die ebenfalls um nichts wußten. Mehrere Officiers und Leute vom Herzog von Orleans befanden sich sowohl in seinem Schlafzimmer, als im großen Kabinet.

Nachdem dieses alles so angeordnet war, kam gegen Mittag der Marschall mit seinem gewöhnlichen Gerths, aber allein; seine Leute waren mit seiner Sänfte vor dem Saal der Garde zurückgeblieben. Er tritt ein, thut einige Schritte vorwärts, bleibt stehn, stuzt und tritt aus Höflichkeit noch einige Schritte vor, als man sich um ihn versammelt und ihn umringt. Er fragt mit gebieterischem Ton: was der Herzog von Orleans mache? und man sagt ihm, er sey eingeschlossen und arbeite. Der Marschall sagt mit nachdrücklichem Ton: er müsse ihn sprechen; er werde hineingehn. In diesem Augenblick aber, wo er vortreten will, tritt ihm La Fare, der Capitän der Garde des Herzogs von Orleans, entgegen, fodert ihm seinen Degen ab und nimmt ihn in Verhaft.

Der Marschall geräth außer sich. Jetzt tritt le Blanc vor, und eine Sänfte, die man verborgen gehalten, wird gebracht. Jener schreit, widersteht schlecht und wird in die Sänfte gesetzt, die man zuschließt und sogleich durch eins der Seitenfenster in den Garten hebt. La Fare und Artagnan gehen mit, jeder an der einen Seite der Sänfte, indem die Chevauxlegers erst jetzt sahen, was vorging. Man eilt mit dem Transport; man steigt die Treppe der Orangerie neben den Vosquets herab; man findet das große Gitter offen, und einen Wagen mit sechs Pferden daselbst bereit; man setzt die Sänfte ab.

Der Marschall mag toben wie er will, er wird in den Wagen gehoben; Artagnan setzt sich neben ihn ein, ein Officier von den Mousquetairs nimmt vorn Platz und du Libois, einer der gentilshommes ordinaires des Königs neben dem Officier; zwanzig Mousquetairs nebst Officieren reiten neben dem Wagen, und nun: fahr zu Kutscher!

Dieser Vorfall blieb länger als zwei Stunden im Schlosse unbekannt. Die Leute des Marschalls, denen beim Herausgehen, ich weiß nicht warum, niemand etwas zu sagen gewagt hatte, warteten neben dem Saal der Garde, und diejenigen, die in seiner Wohnung waren, in den Hinterzimmern der Kabineter des Königs, erfuhren nicht eher etwas, als bis der Herzog von Orleans zum Könige kam und ihnen sagte, daß der Marschall nach Billeroy gereist wäre, wohin sie ihm das Nöthige nachschicken könnten.

Ich erhielt zu Meudon die versprochene Botschaft, als ich mich eben zu Tische setzen wollte; erst gegen Ende des Soupers kamen Leute von Versailles, die uns die Neuigkeit auch brachten, die daselbst großes Aufsehn erregte; doch war die Sensation nicht so groß, weil die Art der Ausführung mehr Erstaunen und Schrecken verbreitet hatte.

V.

Es ging nicht ohne ziemliche Verlegenheit von Seiten des Herzogs von Orleans ab, als er die rüchbar gewordene Neuigkeit dem Könige hinterbringen wollte. Er ging in das Kabinet des Königs und ließ alle anwesende Hofleute abtreten. Beim ersten Wort wurde der König roth; seine Augen wurden weich, und er legte sein Gesicht gegen die Lehne eines Armstuhls; er wollte nicht ausgehn, nicht spielen, und aß kaum einige Bissen beim Soupée; er weinte und konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Am Morgen und beim Diner des andern Tages des 14. ging es nicht besser. An demselben Tage, als ich zu Meudon mit vieler Gesellschaft vom Diner kam, sagte mir mein Kammerdiener: es sey ein Courier vom Cardinal

binal Dübois da, mit einem Briefe, den er mir bei Tafel vor aller Gesellschaft nicht geben zu müssen geglaubt. Ich eröffnete den Brief. Der Cardinal bat mich dringend, im Augenblick nach Versailles zu ihm in die Surintendance zu kommen und einen zuverlässigen Menschen mit zu bringen, der sogleich als Courier nach la Trappe geschickt werden könnte, so bald er mit mir gesprochen. Ich sollte mir nicht darüber den Kopf zerbrechen, was es seyn könnte, er erwarte mich mit Ungeduld, um es mir zu sagen.

Ein Courier von Dübois, ein Courier nach la Trappe waren Dinge, die mir den Kopf verwirrten: ich konnte mir nicht vorstellen, was in der Surintendance vorgefallen seyn könnte. Der Cardinal erwartete mich am Fenster und winkte mir sehr bedeutend zu; ich fand ihn schon unten an der Treppe und sein erstes Wort war, daß er nach einem Menschen fragte, der nach la Trappe reiten könnte. Ich zeigte ihm meinen ersten Kammerdiener, der dort wie zu Hause war, da er mit mir sehr oft dort gewesen.

Dübois erzählte mir beim Heraufsteigen die Betrübniß des Königs, die noch durch die Abwesenheit des Bischoffs von Frejus vermehrt würde, der auf einmal verschwunden sey, nicht in Versailles übernachtet habe, und von dem man nichts wisse, als daß er weder nach Willeron noch auf dem Wege dahin sey, weil er daher so eben Nachrichten erhalten habe. Dieses Verschwinden des Bischoffs setze den König in Verzweiflung und sie in die größte Verlegenheit; sie wüßten nicht, was sie von dieser schleunigen Entfernung denken sollten, außer daß er sich vielleicht in la Trappe verborgen, wohin man also schicken müsse, um zu sehen, ob er dort sey. Hierauf führte er mich sogleich zum Herzog von Orleans.

Wir fanden den Regenten allein, sehr in Unruhe, in seinem Kabinet auf- und abgehend. Er sagte zu mir, er wisse nicht, was aus dem Könige werden, und was man mit ihm anfangen solle; er verlange sehnlich nach Fleury, wolle von nichts hören und beklage sich über eine so sonderbare Flucht.

Kurz darauf kamen der Prinz und der Cardinal von Rohan, denen die Verhaftung Villeroys alle Thüren geöffnet hatte. Ihnen folgte Pezé. Seine Verbindung und Verwandtschaft mit Frau von Ventadour hatte ihn sehr vom Marschall von Villeroys losgemacht; aber da er mit Fleury sehr verbunden war, so war er über dessen Verschwinden außer sich.

Nach einer Menge Jeremiaden statt der Ueberlegungen, drang Dubois in mich, daß ich nach la Trappe schreiben sollte. Alles war in Aufruhr bei dem Regenten; sie sprachen alle im Kabinet. Es war unmöglich bei diesem Lärm an seinem Bureau zu schreiben, wie ich sonst oft that, wenn ich allein bei ihm war. Mein Appartement war im neuen Flügel und vielleicht verschlossen, weil man mich nicht an diesem Tage erwartete; ich hatte es leichter, hinauf zu Pezé zu gehen, und hier setzte ich mich zu schreiben. Mein Brief war noch nicht fertig, als Pezé, der mich hinaufgeführt, zurückkam und mir zurief: „er ist gefunden; Ihr Brief ist unnütz; kommen Sie wieder herunter zum Regenten.“ Hierauf erzählte er mir, daß einer der Leute vom Regenten, welcher wußte, daß Fleury Lamignon's Freund sey, im großen Hofe Courson begegnet sey, der aus dem conseil des parties gekommen und ihn gefragt habe, ob er nicht wisse, wo der Bischoff von Frejus hingekommen. Courson habe gesagt, er wisse nicht, warum man so in Sorgen sey; der Bischoff sey die Nacht zu Bailleu gewesen, wo der
Hr.

Hr. Präsident Lamignon sey. Dieser Mensch hatte Courson selbst mitgebracht, um es dem Regenten selbst zu sagen.

Wir kamen, Pezé und ich, zum Regenten; die Ruhe war wieder hergestellt, und auf Fleury wurde sehr gefächelt; der Cardinal und der Prinz von Rohan thaten sich dabei keinen Zwang an.

Nachdem man so seinem Herzen ein wenig Luft gemacht, rieth der Cardinal Dubois dem Herzog von Orleans, dem Könige diese Nachricht zu bringen, und ihm zu sagen, daß er nach Baille schicken wolle, um den Præceptor zurückzurufen. Unterdessen erzählte mir Dubois, daß sie Nachrichten von Willeroy hätten, der Marschall habe nicht aufgehört, über das an seiner Person verübte Vubensstück, über den Frevel des Regenten, über den Uebermuth Dubois Rache zu schreien, auch den ganzen Weg über gegen Artagnan selbst Schimpfwörter auszustossen, daß er sich zu einer so hübschen Gewaltthätigkeit hergegeben. Dann habe er die Männen des verstorbenen Königs angerufen, dessen Vertrauen gegen ihn gerühmt, die Wichtigkeit der Stelle, zu der er ihn vor allen gewählt, erhoben und den Aufstand gemalt, den ein so kühnes Unternehmen, das die Macht des Regenten übersteige, in Paris und im ganzen Königreiche erregen, und die Sensation, die es im ganzen Auslande machen werde; die vom verstorbenen Könige für die Erhaltung und Bildung des Thronerben, was er hinterlassen, getroffenen Mahlen seyen, sagte er, zuerst verlegt, der Herzog du Maine und nun auch er, verstoßen. Ein andermal beklagte er das gegenwärtige Loos des Königs und des ganzen Reichs; dann that er Ausfälle und schallt auf die andern oder hielt sich Lobreden über seine Dienste, seine Treue, Standhaftigkeit und unverletzliche Pflichttreue.

Hier-

Hierauf sagte er den beißendsten Spott auf du Libois, als den gebornen Wächter aller Arretirten, daß er Cellemare zum Wächter gegeben worden sey, und vorher dem Ambassadeur von Savonen! Kurz er war so bestürzt, so verwirrt und vor Aerger und Wuth außer sich, daß er keinen Augenblick bei sich war.

Der Herzog von Villeron, der Marschall von Tallard und Biron erhielten nach und nach die Erlaubniß, nach Villeron zu gehen; fast kein Anderer verlangte sie: aber das war erst den andern Tag.

Der Regent kam bald vom Könige zu uns zurück und sagte uns, daß die Nachricht von der Entdeckung seines Lehrers ihn beruhigt habe. Wir waren der Meinung, man müsse veranstalten, daß Fleury den andern Morgen schon zurückkäme, der Regent müsse ihn dann auf das herrlichste empfangen, thun, als wenn nichts geschehn wäre, ihm schmeicheln und ihm zu verstehen geben, daß er ihm nur, um ihm alle Verlegenheit zu ersparen, nichts von der Verhaftnehmung Villeroys entdeckt habe; wir waren ferner der Meinung, er müsse ihm die Nothwendigkeit dieses Schrittes mit aller Offenheit erklären, um so mehr, da Fleury den Marschall hasse; er müsse ihn an seinen Stolz, seine Eifersucht, seinen Eigensinn erinnern und ihn fühlen lassen, wie sehr er mit seiner Entfernung zufrieden seyn könne, da er nunmehr den König ohne allen Zwang allein besitze; er müsse ihn bitten, daß er den König von den Gründen und der Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugen möchte, und müsse ihm die Wahl Charoß's eröffnen, ihm von demselben alle Verträglichkeit und Achtung versprechen, die er sich wünschen könne, ihn bitten, daß er ihn mit Rath und Anleitung unterstützen möchte; und endlich müsse er den Zeitpunkt der Freude des Königs über Fleurys Rück-

Rückkehr benutzen, um ihm die Wahl des neuen Gouverneurs zu eröffnen und denselben ihm vorzustellen. Dies alles geschah den Tag darauf wirklich.

Als es der Marschall zu Villeroy erfuhr, wurde er entsetzlich gegen Charost aufgebracht, daß er seine Stelle angenommen hätte, besonders aber gegen den Bischoff von Frejus, den er nicht anders mehr als „Verräther und Bube“ nannte. Er beruhigte sich indessen nach und nach, und die heftigen Ausbrüche seiner Leidenschaft legten sich, welche durch die ungestörte Ruhe, in der er alles bleiben sah, da ihm sein Stolz als gewiß vorgespiegelt, daß der König, das Volk, ganz Paris sich empören würden, wenn man einen so geliebten, so wichtigen Mann, als er zu seyn glaubte, anzutasten wagte, nur noch mehr gereizt worden war. Da er nun auf seine Kosten überführt war, daß man die Kühnheit und Gewalt habe, ihn arretiren zu lassen, brachten ihn diese Wahrheiten, die er sich nicht mehr verhehlen konnte, und die so Schlag auf Schlag seine so lange genährten Einbildungen niederschlugen, ganz außer sich und zur Verzweiflung. Er tobte gegen den Regenten, gegen seinen Minister, gegen die, welche bei seiner Verhaftung gebraucht worden, gegen die, welche ihn nicht vertheidigt, gegen alle, die nicht für ihn aufstanden, um ihn zum Könige zurückzubringen und dem Regenten Trost zu bieten, gegen Charost, der sich nicht entblödet, sein Nachfolger zu werden, besonders aber gegen Fleury, der ihn betrogen und ihn auf das unwürdigste verrathen.

Wie gesagt, gegen den Bischoff von Frejus war er am meisten aufgebracht. Die Vorwürfe von Undankbarkeit und Verrätherei, die er gegen ihn ausstieß, nahmen kein Ende: er sagte, was er alles beim verstorbenen König für ihn gethan, wie er ihn protegirt, wie er ihm beigestanden, ihm Wohnung, Unterhalt gegeben; ohne

ohne ihn sey er nie Präceptor des Königs geworden. Alles das war wirklich genau so; und die Verrätherei erklärte er endlich so. Fleury und er hatten sich in den ersten Tagen der Regentschaft die unzertrennlichste Vereinigung versprochen; und wenn durch Cabalen und andere Vorfälle, die man nicht vorhersehen konnte, die aber nur zu gewöhnlich bei Regentschaften wären, einer von ihnen vom Könige entfernt werden sollte, ohne daß es der andere verhindern könnte, so sollte der andere sich auf der Stelle zurückziehen und nie wieder seine Stelle annehmen, wenn nicht dem andern zu gleicher Zeit die seinige wiedergegeben würde. Und nun schrieb er von neuem über die Treulosigkeit, die dieser Elende (denn die gehässigsten Namen waren ihm am geläufigsten,) albern genug zu verschleiern gesucht, indem er sich nach Baviile fortgestohlen, sich habe suchen lassen, und auf der Stelle wiedergekommen sey, aus Furcht, daß er durch die geringste Weigerung und durch den geringsten Aufschub seine Stelle verlieren möchte; und der so sich seines Wortes und des gegenseitigen Versprechens, das sie sich beide gegeben, entledigen zu können glaube; und nun tobte und schimpfte er von neuem auf die Schlange, wie er sagte, die er so lange Jahre in seinem Busen erwärmt und ernährt habe.

Dieser Bericht, mit allem dem Schimpfen und Loben des Marschalls, kam schnell von Villeroy nach Versailles und an den Hof; und es erzählten es nicht bloß die, welche ihm der Regent zur Ehrenwache gegeben und die ihm Tag für Tag genaue Rechenschaft von allem, was er sagte und that, ablegen mußten, sondern auch die Domestiken, sowohl seine eignen als andere, die nach Villeroy kamen und vor denen er, bei Tische, oder wenn er durch die Vorzimmer ging oder einen Spaziergang im Garten machte, sich gern ausschüttere.

Diese Ausfälle waren Fleury zu hart. Bei aller anscheinenden Ruhe seines Gesichts war er sehr darüber beunruhigt. Er erwiderte nichts darauf und hüllte sich ein Stillschweigen von Schonung und Mitleiden. Indessen konnte er es nicht ganz gegen den Herzog von Villeroi und gegen einige andere durchsetzen. Er suchte sich so herauszuziehen, daß er ihnen ganz ruhig erklärte, er habe alles was er gekonnt, für jenes gegenseitige Versprechen gethan, das er nicht leugne; aber nachdem er es so gut erfüllt, als es ihm möglich gewesen, habe er nicht umhin zu können geglaubt, den so ausdrücklichen Befehlen des Königs und Regenten zu gehorchen, und den König nicht verlassen zu dürfen geglaubt, um die Rückkehr des Marschalls von Villeroi zu bewirken. Wenn gleich ihr gegenseitiges Versprechen dieß gefordert, so würde doch augenscheinlich alle seine Hartnäckigkeit dazu nichts geholfen haben. Allein durch alle diese nüchternen Entschuldigungen blickte sichtbar die zurückgehaltene Freude durch, daß er sich von einem so lästigen Obern befreit sah, daß er es nun mit einem Gouverneur zu thun habe, mit dem er machen könne, was er wolle, und daß er nun ungehindert auf den großen Zweck hinarbeiten könne, nach dem er immer gestrebt hatte, nämlich den König sich unbedingt zu eigen zu machen und dadurch zu einer Höhe emporzusteigen, die er sich selbst noch nicht vorstellen konnte, wozu er aber von Zeit und Umständen alles hoffte und worauf er mit größter Verstecktheit los arbeiten zu müssen glaubte.

Man ließ den Marschall fünf oder sechs Tage zu Villeroi ausruhen und sich verschrauben. Da er in der Entfernung vom Könige unschädlich war, so schickte man ihn nach Lyon, wo er frei seine Function als Gouverneur der Stadt und Provinz verrichten durfte, brauchte jedoch die Vorsicht, ihn nahe zu beobachten und ihm

ihm Du Li bois zur Seite zu lassen, damit dieses Zeichen von Aufsicht und Bewachung, das ihm allen Credit absprach, seine Autorität lähmen sollte.

Er wollte zu Lyon keine Ehrenbezeugungen bei seinem Empfang annehmen. Seine erste Hestigkeit war größtentheils gedämpft. Diese große Entfernung von Paris und vom Hofe, wo nicht allein alles ohne die geringste Bewegung blieb, sondern alles eine Execution von solcher Wichtigkeit mit Schrecken anstaunte, nahm ihm jeden Rest von Hoffnung, dämpfte seine Hestigkeit und rieth ihm, sich mit Mäßigung zu betragen, um nicht eine unangenehmere Behandlung zu erfahren.

Dieß war die Katastrophe eines Mannes, der allen den Aemtern, die er bekleidete, so gar nicht gewachsen, überall seine Albernheit blicken ließ und endlich den Mangel an Klugheit und Verstand mit Einbildungen und Frechheit ersetzen wollte, der überall nichts war als ein alberner Tropf und Comödiant, dessen totale tiefe Unwissenheit, das Kriechen des Höflings angenommen, ihm leicht einen oberflächlichen Anstrich von Rechtschaffenheit und Tugend lieh, womit er seine Undankbarkeit, und seinen entsetzlichen Ehrgeiz, vermöge dessen er alles in Bewegung zu setzen suchte, um sich, bei aller seiner Schwäche und Feigheit, über alle zu erheben und sich des Ruders zu bemächtigen, dessen er so unfähig war, zu verhüllen suchte. Es ist genug gesagt, daß er sich nie wieder von dem Sturz erholen konnte, den ihm der letzte Vorfall zuzog. Sein ganzes übriges Leben verging unter Aerger, Reue und Verachtung.

Er hatte den närrischen Wahn, daß er allein durch seine Wachsamkeit und Vorsicht das Leben des Königs schütze, den man ihm mit Gift zu entreißen trachte. Dieß war die Quelle der Thränen, die der König bei seiner Entfernung vergoß, und seiner Verzweiflung, als

Fleury verschwand, indem er in dem Bahne stand, daß man sie beide darum entfernt habe, um desto leichter das Verbrechen zu vollbringen. Die Rückkehr Fleury's zerstreute die eine Hälfte der Furcht des jungen Königs und die Dauer seiner guten Gesundheit befreite ihn auch nach und nach von der andern; ja er war deswegen sein ganzes Leben von Achtung und Dankbarkeit gegen den Regenten durchdrungen.

Fleury, dem sehr viel daran gelegen seyn mußte, für des Königs Gesundheit zu sorgen, und der sich vom Druck des Marschalls von Billeroy befreit sah, gab sich alle Mühe, diese verderblichen Vorstellungen dem Könige zu benehmen, und ließ natürlich das Verbrechen auf die fallen, die jenen Verdacht dem Publikum beigebracht hatten. Er fürchtete die Rückkehr Billeroy's, wenn der König zur Regierung gelangte, dessen Majorenität nahe war: da das Joch von seinen Schültern war, wollte er es sich nicht wieder aufstaden. Er wußte sehr gut, daß die große Miene, die Ironie und Autorität, die der Marschall gegen den König öffentlich zur Schau trug, diesem unerträglich war, und daß der Marschall anfangs nur durch die schrecklichen Vorstellungen von Vergiftung den König an sich gezogen habe. Diese vernichten, hieß den Marschall vernichten und dem Könige, ohne förmliche Beschuldigung, die schändliche eigennützige Absicht zeigen, die diesen schrecklichen Eingebungen und Verläumdungen zu Grunde gelegen habe. Diese Aufklärungen, wodurch die Gesundheit des Königs mit jedem Tage gewann, untergruben alle Achtung, alle Erkenntlichkeit gegen den Marschall von Billeroy und überredeten sogar den König, daß es nicht einmal den Wohlstand verlese, wenn er als regierender König den Marschall nicht zurückriefe; und der seine gewandte Fleury wußte alles dieß zu benutzen, um sich für immer gegen die Rückkehr
des

des Marschalls zu decken und den König unbedingt an sich zu ketten. Man hat es in der Folge nur zu sehr gefühlt, wie gut es ihm gelungen ist *).

VI.

Da nun endlich Dübois den Marschall von Villeroy sich aus dem Wege geschafft, so stand ihm nichts entgegen, um sich zum ersten Minister declariren zu lassen: er glaubte sogar, mit gutem Grunde, das Erstaunen und die Bestürzung, worein jenes Ereigniß den ganzen Hof, die Stadt und mehr als alle das Parlament versetzt hatte, benutzen zu müssen, um dieses gleich Kühne und verhasste Unternehmen ins Werk zu setzen. Seine Gewalt über seinen Herrn war ohne Grenzen; und er hatte dafür gesorgt, daß jedermann darum wußte, um sich fürchtbar zu machen. Aber darum gingen die Geschäfte nicht besser; alles stockte, die innern und die auswärtigen; er wandte darauf weder Zeit noch Mühe und gab sich nur den leichten Schein, als wenn er es thäte, um sie alle für sich zu behalten, und bei sich zu vergraben und liegen zu lassen. Sein enger

K 3

Kopf

*) Ich glaube nicht, daß man in der Geschichte ein Beispiel von größerer Parteilichkeit und persönlicher Feindschaft findet. Villeroy war weit edler, als er hier geschildert ist, und war nie der Kleinlichkeit fähig, dem Könige einen solchen Verdacht beizubringen: vielleicht kann dieß seyn, daß er den König nur nicht von der Furcht abgebracht hat, die sich desselben auf die allermeinen Gerüchte, die auch an den Hof gelangten, bemächtigte. Dieses Kapitel zeigt, wie vorsichtig der Herzog von Saint Simon von der Nachwelt gelesen werden müsse.

Anm. von der Hand des Herrn Maurepas's in seiner Zurückgezogenheit geschrieben. Der französ. Herzog ausg.

Kopf war nicht im Stande, mehr als eine Sache auf einmal zu fassen, und keine, die nicht gerade zu und nothwendig auf seine persönliche Ruhe Bezug hatte. Er hatte alle seine Mühe darauf verwendet, alles an sich zu reißen und seinen Herrn dahin zu bringen, daß er ohne ihn keinen Strohhalm anzurühren, geschweige denn ohne seinen Rath und ohne seine Beistimmung etwas zu entscheiden wagte; so daß nach dem Herzog von Orleans, weder um Gnade noch Recht, weder in laufenden noch außerordentlichen Geschäften mehr die Frage war und niemand, sogar kein Minister, um was es auch seyn mochte, an ihn ohne Wissen und Erlaubniß des Cardinals zu gehen wagte, dessen Gutdünken, das heißt Interesse und Eigensinn, das bewegende Prinzip der ganzen Regierung geworden war.

Der Herzog von Orleans sah es, fühlte es; aber er war ein Sichtbrüchiger, der nur vom Cardinal in Bewegung gesetzt werden konnte und in sich keine eigene Kraft hatte. Diesen Zustand der Dinge besaußte alles in der Stille und alles fürchtete sich vor diesem Menschen, der alles vermochte, der kein Maaß kannte und sich so furchtbar gemacht hatte.

Mich schmerzte es mehr als einen, aus Liebe zum Staat, aus Ergebenheit gegen den Herzog von Orleans und weil ich die Folgen davon übersah. Ich sah so klar ein, wie keiner, daß es nicht zu ändern sey, weil ich ihn so genau kannte und so genau mit ihm umging.

Ungeachtet seiner unumschränkten und unbeschränkten Herrschaft, fürchtete mich doch noch dieser Usurpator der höchsten Gewalt; er schonte mich und hatte dem Vertrauen des Regenten gegen mich nur Schranken setzen können. Seine Vertraulichkeit, die ihm lieb gewordene, ich will nicht sagen, ihm zur Beruhigung dienende Gewohnheit, mich zu sehen und zu sprechen, selbst in seinem Zwange, dem er zuweilen entschlüpfte,
und

und meine Freimüthigkeit, meine Wahrheit, soll ich noch hinzusehen, die Uneigennützigkeit, die mich kühn machte, nur das Wohl des Staats zu hören, und meine Ergebenheit gegen den Regenten, hielten den Cardinal in gewissen Schranken, die er nur gegen mich beobachtete, und die mich nöthigten, ebenfalls dergleichen gegen ihn zu beobachten.

Unter diesen persöhnlichen Verhältnissen, und unter diesen Bewegungen schickte der Cardinal den Belleisle an mich, um mich für seine Declaration als erster Minister zu gewinnen, und nicht allein von meiner Seite jedes Hinderniß wegzuräumen, sondern auch alles zu versuchen, um mich ihm dazu behülflich zu machen. Er stellte mir vor, daß nach dem Zustande der Dinge es nur auf das früher oder später ankäme; wenn ich mich nicht willig dazu gäbe, so würde ich doch nicht verhindern, daß der Cardinal es nicht endlich durchsetzte, und ich würde mich nur seinem ganzen Hasse aussetzen, von dessen Gewaltthätigkeit, Dauer und Nachdruck ich alle Tage Zeuge sey; statt daß, wenn ich ihn in einer Sache unterstützte, die das Ziel seines heiftesten Strebens sey, und welche, früh oder spät, ich weder, noch wer es auch sey, zu verhindern im Stande sey, ich eines verhältnismäßigen Dankes versichert seyn und an der Gewalt und dem Ansehn dieses Herrn des Regenten und des Reiches Antheil nehmen könnte.

Ich antwortete Belleisle: er könne wohl abnehmen, daß ich nicht glauben könnte, er mache aus freien Stücken mir diesen Antrag. Er gestand mir ohne Umstände, daß ihm der Cardinal den Auftrag gegeben und ihm nicht einmal verboten habe, es mir zu sagen. Um mich in Verlegenheit zu setzen, hatte der Cardinal diese Wendung getroffen, daß ich gewissermaßen ihm selbst antworten mußte. Ich sagte also zu Belleisle:

ich lasse den Cardinal für dieses Zutrauen danken, und setze noch viele Complimente hinzu; die Sache sey von solcher Wichtigkeit, daß sie wohl eine reifere Ueberlegung verdiene. Einstweilen aber wollte ich ihm sagen, was ich im Augenblick davon dachte; es schiene mir, daß der Cardinal schon alle Vortheile eines ersten Ministers, der durch die ausdrücklichsten Patente dafür erklärt worden, besitze; die wirkliche Ausfertigung derselben würde ihm nichts mehr von Macht, Ansehen, und wirklicher Ausübung geben; die Hinzufügung des Titels aber zu dem Wirklichen und Reellen, das er besitze, und in voller Ausdehnung ohne Widerspruch ausübe, würde sogar alle die gegen ihn aufbringen, die schon daran gewöhnt wären, ihn als Herrn zu sehn und zu empfinden. Wenn irgend etwas im Stande sey, Mißverständniß zwischen dem Herzog von Orleans und ihm in der Folge hervorzubringen, so wäre es die Eifersucht und der Verdacht, die durch diese Eigenschaft als erster Minister erzeugt werden könnte. Ich bäte daher den Cardinal, als sein treuer Diener, diese Betrachtung, die sich mir zuerst über diese Sache aufdrängte, zu erwägen, zu bedenken, daß der öffentliche Name und Declaration nichts zu dem hinzufügte, was er schon vollkommen besitze und ausübe, und woran schon alles gewöhnt sey; ein Name mehr mache das Bestehende nicht fester; und vorausgesetzt, um alles zu bedenken, daß der Fall einträte, daß man ihm die Führung der Geschäfte entreißen wollte, so würden die Titel und Patente, die Protokollierung, und alle Formalitäten, womit er ausgerüstet wäre, seine Absetzung doch nicht mehr erschweren, als wenn er nichts davon erhalten hätte; alle diese Dinge also, die weder irgend einen Zuwachs, noch einen Schutz gegen einen zu besorgenden Sturz gäben, würden ihm weiter nichts als eine unnütze Last werden, die ihm noch dazu zu Boden zu ziehn

ziehen drohe, statt daß, wenn er mit der gegenwärtigen Lage sich begnügend, dieselbe Machtvollkommenheit genösse, die er sich nur wünschen könne, und die durch keinen Titel Zuwachs erhalten könne, er niemanden durch einen neuen Schritt aufbringe und empöre, und den Herzog von Orleans keinen Anlaß zu Verdacht und Eifersucht gebe, deren Folgen ihn mit der Zeit sehr gereuen könnten; sowohl des Herzog als sein eignes Interesse fodere, die Nähe der Majorennität sehr im Auge zu haben und sich so zu betragen, daß die Thronbesteigung des majorennen Königs dem, was das nothwendige Recht der Geburt dem Herzog von Orleans und was die Achtung, das Vertrauen und die Zuneigung desselben ihm verliehen, günstig folgen möchte.

Mein Zweck bei diesem im Grunde wahren und gegründeten Raisonement war, mich von einer Verbindlichkeit entfernt zu halten, ohne mich doch eines bösen Willens verdächtig zu machen, den Cardinal aber, wo möglich von einem Unternehmen abzubringen, das, wie ich wohl fühlte, ich wohl vergeblich zu verhindern suchen würde, was aber zu versuchen mich alle mögliche Rücksichten, die Ehre, die Rechtschaffenheit, die Treue gegen den Herzog von Orleans und sein persönliches Interesse auffoderten.

Belleile hatte zu viel Verstand und Einsicht, um nicht die Stärke meines Raisonements zu fühlen; aber er kannte den Cardinal Dúbois und seine Leidenschaft für den öffentlichen Titel als erster Minister zu gut, um zu hoffen, daß meine Gründe den geringsten Eindruck auf ihn machen würden, außer dem des Lobens und Brausens eines Stroms, der alle Dämme, die er auf seinem Wege trifft, zu durchbrechen strebt und am Ende noch durchbricht. Er sagte mir dieß und kam nochmals auf das zurück, was ich mir alles versprechen könnte,

wenn ich eine so heftige Leidenschaft unterstützte. Er vergaß nichts, wodurch er am meisten auf mich Eindruck machen zu können hoffte, um mich zu bewegen, indem er übrigens mit mir übereinstimmte, wie traurig diese Lage der Dinge und eine solche Nothwendigkeit sey. Ich blieb aber fest auf dem Grundsatz, der mich verborgen leitete; und suchte ihm dagegen begreiflich zu machen, daß ein verständiges Råsonnement, das nichts weniger mit sich bringe, als eine Schmälerung des Cardinals, in was es auch seyn möchte, keine Weigerung sey; daß ich aber vor allem nöthig hielt, ihm Betrachtungen vorzulegen, die keinen andern Zweck als seinen Vortheil hätten. Da Belleisle nichts weiter von mir erhalten konnte, so entschloß er sich, dem Cardinal alles, was ich ihm gesagt, zu hinterbringen; da der Cardinal an nichts anders denken konnte, so that er es noch denselben Abend.

Es geschah, was er vorausgesehen hatte. Gleich den folgenden Tag schickte er ihn wieder an mich zurück, mit Versprechungen ohne gleichen, nicht allein, daß er in allem meinem Rathe folgen und die ganze Gewalt mit mir theilen und allen meinen Wünschen nachkommen wolle, besonders was, wie er wisse, mir am meisten am Herzen liege, für die Wiederherstellung aller Ordnung und Gerechtigkeit, in den Dingen, die mich am meisten interessirten, wo die Unordnung überhand genommen habe. Ich lachte bei mir selbst über so viel herrliche Lockungen. Dubois mußte mich ohne Zweifel für eben so albern halten, als den Cardinal von Rohan, dem er so feierlich versprochen hatte, ihn zum ersten Minister zu machen, und der so einfältig und dummehrgeizig gewesen war, sich dadurch überreden zu lassen. Aber dieser Kunstgriff, so falsch er auch war, stellte mich doch so, daß ich nicht mehr zurück konnte. Mit aller meiner Kunst konnte ich nichts bewürken, als

daß

daß ich es wie die aus der Normandie machte, denen man nichts schwerer, als ein Ja oder Nein abgewinnen kann.

Ich nahm meine Zuflucht dazu, daß ich über die Unzuverlässigkeit und Veränderlichkeit des Herzogs von Orleans ein wahres Geschwäg anfang, daß er im Augenblick wieder anderes Sinnes werde, und dann alles verloren sey, was man von seiner Willfährlichkeit durch den Einfluß, den man auf ihn habe, durch die Eindrücke, die er empfangt, durch die Gründe, die man ihm vorgestellt, erhalten zu haben geglaubt, und daß man dann oft, nicht nur wieder von neuem anfangen müsse, sondern auch noch viel weiter von seinem Zweck entfernt sey, als vorher; was ich thun würde, sey dieß, daß ich das erstemal, daß ich ihn spräche, ihn sondiren und alles Günstige, was sich für meinen Zweck darbieten würde, benutzen wolle.

Ich sagte: das Erstemal daß ich ihn sehen würde! weil, wenn ich an einem ungewöhnlichen Tage zu ihm käme, er gegen das, was mich zu ihm führte, auf seiner Hut seyn und ich so die ganze Sache verderben würde. Dieser Vorwand, den ich um Aufschub und Zeit zu gewinnen machte, hatte seinen guten Grund in dem stets argwöhnischen Charakter des Herzogs von Orleans. Dieser war auch dem Cardinal und Belleisle so gut bekannt, (welcher letztere es von solchen wußte, die die Erfahrung selbst gemacht hatten,) daß dieser sich befriedigte und auch der Cardinal, der ihn den andern Tag wieder an mich schickte, um mir seine Zufriedenheit zu bezeugen, nebst den übertriebensten Dank-sagungen und wiederholten Versprechungen, besonders aber um mich in dem guten Vorsatz zu bestärken, den ich ihm bezeugt, und mir unbemerkt meine Lektion zu wiederholen und einzuschärfen.

Endlich,

Endlich, da mein gewöhnlicher Tag gekommen war, mußte ich zum Herzog von Orleans gehen und zwar um meine gewöhnliche Stunde, um 4 Uhr Nachmittags, zu welcher Zeit niemand mehr bei ihm war. Ich ging sogleich hin und fand Belleisle allein in dem großen Cabinet, wo der Marschall von Villeroy arretirt worden war, auf mich wartend, um mir die Sache nochmals anzubefehlen und mich zu bombardiren; ein Versuch, den er noch nicht auf mich gemacht und der wahrscheinlich ganz frisch erst vom entbrannten Gehirn des Cardinals ausgebrütet worden war. Belleisle goß mir noch einmal die ganze Brähe ins Ohr.

Ich ging, ohne mich aufzuhalten, in das Cabinet des Herzogs, und nachdem wir einige gleichgültige Worte gewechselt hatten, legte ich die Papiere auf sein Bureau, von denen ich ihm Rechenschaft zu geben hatte. Er setzte sich an sein Bureau und ich mich ihm gegenüber, wie gewöhnlich. Ich fand ihn gedankenvoll und zerstreut. Deswegen mußte ich mich oft wiederholen, ob er gleich sonst, noch ehe man ausgeredet, die Sache gefaßt hatte und sich oft darin gefiel, in die ernsthaftesten Dinge einen Scherz zu mischen, besonders gegen mich, dem Er oft mit ganz fremden Dingen in die Rede fiel, um zu lachen, wenn ich darüber unwillig wurde und mich gar nicht daran gewöhnen konnte.

Diese Zerstreuung und dieser Ernst gab mir nach einiger Zeit Veranlassung, ihn um die Ursache zu fragen. Er zauderte, stockte, und gab keine deutliche Antwort. Ich lächelte und sagte, ob es vielleicht das sey, wovon man mir etwas ins Ohr gesagt, daß er einen ersten Minister und zwar den Cardinal Dubois dazu machen wolle?

Es schien mir, als lüftete ihm meine Frage die Brust, und als zöge ich ihn aus der Verlegenheit, in der er war, ob er gegen mich davon schweigen oder zuerst

erst davon zu reden anfangen sollte. Sein Gesicht wurde ernster und freier, und er sagte mir, es sey wahr, der Cardinal wüßte es mit Heftigkeit; was ihn beträfe, so wäre er der Geschäfte und des Zwanges zu Versailles müde, wo er keinen Abend wüßte, was er anfangen sollte; zum wenigsten erhole er sich zu Paris durch zwanglose Soupers, zu denen er eine passende Gesellschaft finde, wenn er aufhören wolle zu arbeiten, oder wenn er aus seiner kleinen Loge von der Oper komme; aber alle Tage sich den Kopf mit den Geschäften zu zerbrechen, und dann alle Abende sich zu emuniren, das gehe über seine Kräfte. Er sey daher geneigt, sich zur Erleichterung einen ersten Minister anzuschaffen, damit er am Tage mehr Ruhe hätte und am Abend nach Paris gehen und sich divertiren könne.

Ich fing an zu lachen und sagte, ich fände diesen Grund sehr triftig und nichts dagegen einzuwenden. Er sah die Ironie und sagte: ich fühlte nicht die Anstrengung, die er am Tage habe und die noch mehr drückende Leere seiner Abende. Bei der Herzogin von Orleans gebe es nichts als die entsetzlichste Langeweile, und er wisse nicht, wo er hin solle. Ich antwortete, seit ich nach dem lit de justice in den Tuilerien so gegen ihn und die Herzogin stünde, könnte ich, was sie beträfe, nichts sagen; aber ich fände es sehr zu beklagen, daß, wenn ihm auch diese Quelle von Amusement fehlte, er sich keine andere zu verschaffen wüßte; Er, Regent des Reichs mit so viel innern Kräften und Hülfsmitteln des Geistes und bei so viel guter Gesellschaft, wenn er alles nur benutzen wollte! Ich bäte ihn, sich an das Beispiel des verstorbenen Prinzen von Conti zu erinnern, mit dem er sich in allem messen könne, diese Selbsterschaffung ausgenommen, und mit diesem Prinzen solle er sich einmal vergleichen. Er wisse wohl noch, sagte ich, wie ihn der König haßte und ihm dieß durch ein so
auf-

auffallendes und stätes Betragen zeigte, daß es niemanden unbekannt bleiben konnte; wie er nicht allein ohne allen Credit war, sondern wie auch niemand am Hofe war, der nicht wußte, daß man dem Könige mißfiel, wenn man mit ihm umging; und wie sehr man davor schauderte, dem Könige zu mißfallen, und bis zu welcher Sklaverei und Niederträchtigkeit diese Sucht dem Könige zu gefallen, ging, habe er wohl nicht vergessen; wie er trotz diesem allen, was so mächtig auf einen so slavischen Hof wirken mußte, gesehen, daß der Prinz nie daselbst erschien — und er that es sehr häufig — ohne im Augenblick von den Vornehmsten, Besten, Ausgezeichnetsten jedes Alters umringt zu werden, wie man sich um ihn drängte, wie jeden Morgen sein Zimmer zu Versailles mit dem wichtigsten und glänzenden Theile des Hofes angefüllt war, wo man immer in interessanter, angenehmer Unterhaltung begriffen war, und wo während einer Zeit von zwei bis drei Stunden einer auf den andern folgte; wie zu Marly, wo alles mehr unter den Augen des Königs war, als zu Versailles, der Prinz von Conti, sobald er im Salon erschien, umringt wurde, wie sich alle die zur glänzendsten, ausgezeichnetsten und vornehmsten Gesellschaft gehörten, im Kreise um ihn versammelten, und wie man oft, sich dem Könige zu präsentiren, und die Tafel vergaß. Bei Tage am Hofe, wie zu Paris, empfand dieser Prinz nie eine Leere, nie die Verlegenheit, seine Abende angenehm hinzubringen, und zwar ohne das Vergnügen der Jagd und des Spieles, das er nur selten aus Gefälligkeit, niemals aus eigenem Geschmack mitmachte. Er kannte nichts Niedriges, nichts Kleines, und wußte nicht, was Rausch war; Vergnügungen genoß er unter der besten Gesellschaft und mit Leuten, die in ihrer Art ihm Ehre machten; übrigens gute Lektüre von aller Art,
und

und in seinem Hause ein Zusammenfluß von Menschen aller Art, von der Magistratur, vom Militär, vom Hofe, mit denen er allen in ihrer Sprache redete, sich mit ihnen zu verständigen und sie einzunehmen wußte; sich bestrebend, dem Knechte wie dem Herrn zu gefallen, mit einer huldvollen, einfachen Coquetterie, die ihm angeboren war. Die Prinzessin seine Gemalin, der er alle mögliche Achtung bewies, aber die nichts konnte als spielen, war ihm kein Anstoß, obgleich er fast gar nicht mit ihr lebte, und nicht das Geringsste an ihr hatte. Er gab jedem, was ihm gebührte, mit Aufmerksamkeit und Würdigung; er war bestrebt, jedem vornehmen Edelmann, jeder Militärperson zu schmeicheln, indem er ungezwungen alte oder neue Geschichten in Anregung zu bringen wußte; er verstand es vortreflich, etwas angenehmes zu erzählen, wobei sie selbst oder die ibrigen in vortheilhaftem Lichte erschienen; mit einem Worte, er war ein Orpheus, der durch den Zauber seiner Lyra Bäume und Felsen um sich versammelte, triumphirend über den Haß des vorigen Königs, der an seinem Hofe so gefürchtet war, und durch den Reiz seines Betragens und die Bescheidenheit seiner Galanterie alle Damen beherrschend. Kurz das vollkommene Gegenstück zu M. le Duc, vor dem alles floh, vor dem alles sich verbarg, und der sein Leben in Traurigkeit, langerweile und Mißmuth verlebte, nicht wissend was er anfangen, wohin er sich wenden sollte, von allen Qualen der Eifersucht geplagt, ob er gleich viel Geist, viel Kenntnisse, Tapferkeit und das günstige Verhältniß einer doppelten Verbindung mit der natürlichen Tochter und dem geliebten natürlichen Sohne des verstorbenen Königs hatte.

Ich fragte hierauf den Herzog von Orleans, was ihn also hindere, den Prinzen von Conti nachzuahmen, da er eben so viel oder noch mehr Kenntnisse als dieser
ha.

habe, und da er eben so viel Geschichten und Anekdoten vom Kriege und vom Hofe wisse; da er nicht weniger Tapferkeit besitze, da er überdieß Armeen commandirt, Spanien und Italien gesehen und nicht minder Anmuth und Gedächtniß zu angenehmen unterhaltenden Erzählungen besitze. Neben allen diesen Vorzügen, die lange nicht so groß bei dem Prinzen von Conti gewesen seyen, sitze er, statt daß jener nie aus der Ungnade gekommen, am Ruder des Staats, und habe Gnade und Recht in Händen; alle Welt sey zu seinen Füßen, und er könne unter den Besten aller Art für sich wählen.

Hierzu, fuhr ich fort, sey nur ein Schritt zu thun, nämlich die gute Gesellschaft der schlechten vorzuziehn, sie unterscheiden und anziehn zu können und fröhlich, aber mit weiser Mäßigung mit ihr zu speisen; er solle bedenken, daß nachdem das 18te, höchstens das 20ste Jahr vorbei wäre, seine Gastmähler ihn entehrten, wo der große Lärm, Gespräche ohne Maaß und Ziel, und ohne Scham und Ehre, den Mann beschimpften, wo eine ewige Trunkenheit alle, die nur noch einen Schein von Ehre hätten, schamroth machte, und von denen die Schimpfschickheit der trunkenen Gäste jeden Menschen zurückschreckte, der nicht eben so werden, und die Achtung des Publikums verlieren wolle; aus diesem allen machte ich den Schluß, daß die Langeweile seiner Abende zu Versailles sein eignes Werk wäre; die Abendvergnügungen, die er daselbst vermischte und in Paris suchte, würde kein Privatmann von der Hälfte seines Alters sich erlauben dürfen, ohne von allen Gesellschaften, in denen er sich zeigte, ausgestoßen zu werden; was er sich nicht um Gotteswillen habe versagen wollen, solle er sich doch wenigstens um der Menschen, und um sein selbst willen versagen; es hindere ihn nichts, zu Versailles sein Souper in Gesellschaft der Ausgezeichnetsten und Besten zu halten, die
sich

sich beeifern würden, Zutritt bei ihm zu erhalten, wenn die Gesellschaft sich auf einem ehrsamem Fuße, rein von Unsittlichkeiten und Gottlosigkeiten erhalte, wozu, um bloß auf sein Alter, seinen Rang und Stand Rücksicht zu nehmen, längst die Zeit für ihn vorüber sey; vor allem aber müsse ihn die Nähe der Majorennität dazu bewegen, sich von diesen verderblichen und so gefährlichen Schwächen frei zu erhalten, die ihn allein auf Abwege bringen könnten, indem er sich selbst die Schändlichkeit und Verachtung nicht verhehlen könnte, in der die verworfenen Gesellen seiner scandälsen Abendvergügnungen versunken seyen und in die auch er sich gestürzt, und wohl einsehen müsse, welch ein falsches Licht dieß auf ihn werfe, welchen Glauben es den Verläumdungen seiner Feinde gäbe, und welche verderblichen Folgen, selbst für die entfernteste Zukunft, daraus entspringen könnten.

Ich hat ihn noch zuletzt, nicht zu vergessen, daß ich seit Jahren ein Stillschweigen beobachtet, das er mich jetzt zu brechen nöthige, indem ich ihn dem Abgrunde nahe sähe, worein ihn die Leidenschaft für diese Lebensart zu stürzen drohe, nämlich daß er wegen seiner langweiligen Abende der Geschäfte überdrüssig sey und um diese Langweile zu fliehen, seine Geschäfte einem ersten Minister abgeben wolle.

Der Herzog von Orleans saß mir gegenüber, die Ellbogen auf sein Bureau gestützt und den Kopf in beide Hände gelegt, wie er immer that, wenn er in Verlegenheit war und eben saß. Er hatte die Geduld, diese nachdrückliche Vermahnung, die noch weit länger war, als ich sie niedergeschrieben habe, anzuhören. Als ich fertig war, sagte er, es sey alles wahr, und es sey noch weit schlimmer; er habe keine Leidenschaft mehr für die Weiber, der Wein sey ihm nichts mehr, ja er ekle ihn an. „Also, Monseigneur, rief ich, nach die-

Denkwürdigk. XXIX. Bd. § sem

sem Geständniß ist es der Teufel, der Sie besißt, und Sie für diese und jene Welt verderbt, da jene Lüste nicht mehr den Reiz für Sie haben, den sie gehabt haben. Aber wozu nützt Ihnen so viel Geist und Erfahrung? Wozu nützen Ihnen selbst Ihre Sinne, die müde sind, Sie zu verderben, und unwillkürlich Sie das Bessere lehren? Bei diesem Ekel vor dem Weine und diesem Abgestorbenseyn für die Venus, welche Reize können Sie zu jenen Abendvergnügungen und Gastmählern hinziehn, von denen Tumult und Unsitlichkeit jeden Andern als Sie abschrecken würden? Das Vergnügen der Einbildung ist ein leeres nichtiges Vergnügen und das elende Loos eines alten Lüstlings, der nichts mehr genießen kann, und seine Ohnmacht durch die elenden Erinnerungen kizelt, welche die Zoten, die er hört, in ihm erwecken.

Ich schwieg einige Augenblicke; hierauf beschwor ich ihn, eine Vergleichung anzustellen zwischen diesen in jedem Betracht schändlichen Vergnügungen, die noch dazu unwiederbringlich für ihn verloren zu seyn schienen, und ehrenvollen, anständigen Unterhaltungen und Erholungen, seines Alters, seines Ranges, seiner Stelle würdig, die er auch unter einem andern Namen, nach der Majorennität des Königs zu behaupten suchen müßte; Vergnügungen, die ihn in seiner wahren Würde zeigen und alle ihm zu Freunden machen würden, indem alle die Ehre seiner Gesellschaft suchen und dieß Hoffnungen rege machen würde, wodurch alle, die für sich und für die Ihrigen sie saßten, und selbst die, welche dieser Hoffnungen unwürdig wären, an ihn gekettet werden würden, und indem alle sich streuen würden, ihn endlich ein vernünftiges, des Inhabers der Staatsgewalt würdiges Leben führen zu sehn, und von der gehabten Besorgniß befreit zu seyn, daß mit der Zeit der König nach seinem Beispiel in ähnliche Ausschweifungen

gen gerathen möchte, die zwar der Jugend verzeihlicher, aber so unverzeihlich auf dem Throne seyen und den gekrönten Häuptern, welche mehr als irgend einer ihrer Unterthanen, die Wohlanständigkeit bewahren sollten, gänzlich unbekannt bleiben sollten. Ich bat ihn, noch zu bedenken, was der Hof, die Stadt, Frankreich und das ganze Ausland denken würden, wenn sie einen Regenten von seinem Alter, der sich der Regierung so würdig gezeigt, dieselbe gleichsam niederlegen und einen Andern damit bekleiden sähen, um sich den Ausschweifungen freier und ungeförter überlassen zu können, und welche Blöße er seinen Feinden, den Mißvergnügten, Anstörern, und Ehrgeizigen geben würde, so daß sie bei dem Könige Cabalen anspinnen, und ihm untern Fuß geben könnten, daß er ihm für die Sorge dankte, die er nicht mehr auf sich nehmen wollte, da er sie auf einen Andern gelegt, und daß er diesen Andern verabschiedete, der keine Stütze mehr haben würde, und seine Stelle mit einem oder mehreren von seiner eigenen Wahl ersetzte; und was wird dann, sagte ich, aus einem Prinzen von Ihrer Geburt werden, wenn er, nach langen Jahren der Herrschaft, auf einmal in den Privatstand wieder herabstürzt, in welchen ihn noch die Folgen der Furcht und des Argwohns begleiten, den man gegen ihn gehabt hat und zu haben vorgegeben, um dadurch einen jungen König ohne Erfahrung und Klugheit gegen ihn einzunehmen und nach Belieben am Gängelbände zu führen?

Ich beschloß diese Vermahnung mit dem Beispiel Gaston's, der nach Blois verbannt, die letzten Jahre seines Lebens in der traurigsten Lage und in einer für einen fils de France unerhörten Verlassenheit und Verachtung verlebte. Jetzt glaubte ich genug gesagt zu haben, vielleicht zu viel im Feuer meiner Rede, und

glaubte nun erwarten zu müssen, was es für einen Eindruck gemacht habe.

Nach einem kurzen Stillschweigen sagte endlich der Herzog, sich auf dem Stuhle umdrehend: „Nun gut, ich will nach Villers - Coterets gehen und Kohl bauen.“ Er stand auf und ging im Kabinet auf und nieder und ich neben ihm.

Ich fragte ihn, wer ihm die Versicherung gäbe, daß man ihn in Frieden, ja nur in Sicherheit, seinen Kohl pflanzen ließe, und daß man ihm nicht wegen seiner Verwaltung tausend Händel machen würde. Nach dem, wie man ihn in Frankreich und Spanien vorgestellt; wer würde ihm dafür stehen, daß man nicht den Verdacht verbreiten und glaublich machen würde, daß er Unruhen und gefährliche Complots anlege, ja, daß es der Verläumdung nicht gelingen könnte, dem Könige Furcht vor ihm einzusößsen, vor einem Prinzen von so viel Verstand, Talent und Tapferkeit, der so lange unter einem andern Namen regiert, dem man mit der Regierung nicht das Talent, die Mittel und Creatures habe nehmen können, der nur leicht sich gekränkt fühlen und über seinen gegenwärtigen Stand aufgebracht seyn müßte, der noch dazu präsumtiver Erbe der Krone wäre und in der engsten, so sorgfältig erkaufen und cultivirten Verbindung mit den Engländern stünde, welche den Kaiser und Holland beherrschten?

Wir gingen hierauf noch einigemal stumm auf und ab. Dann sagte er zu mir: es verdiene Ueberlegung. So ging er wieder ein Duzend mal auf und ab; dann stand er neben seinem Bureau, wo eben zwei Sessel standen, zufällig still. (ich sehe noch ganz deutlich den Platz vor mir) setzte sich nieder, zog mich auf den andern Sessel, und sagte zu mir, indem er sich ganz zu mir umkehrte: ob ich mich nicht erinnerte, den D u b o i s als Valet von Sr. Laurent gesehen zu haben, und wie

er sich nur zu glücklich geschätzt, es zu seyn; und nun ging er alle die verschiedenen Stufen durch, die er bis zu seinem jetzigen Stand durchstiegen, und rief endlich: „Und sieh! er ist nicht einmal jetzt zufrieden, und verfolgte mich noch, um erster Minister zu werden. Und ich bin sicher, wenn er es wäre, so würde er eben so wenig zufrieden seyn. Was Teufel könnte er denn dann werden? Der liebe Gott, ohne Zweifel,“ antwortete er sich selbst. . . . „Ganz gewiß, ganz gewiß, sagte ich, darauf kann man sicher rechnen. Sie mögen sehen, Monseigneur, der Sie ihn genau kennen, ob es rathsam ist, sich ihm zum Fußstempel herzugeben, auf den er treten könnte.“ „O! das will ich wohl verhindern,“ versetzte er, und so ging er von neuem in seinem Cabinet stumm auf und ab. Auch ich sagte kein Wort, ganz mit den Worten beschäftigt: „das will ich wohl verhindern!“

Nach diesem starken Gespräch und dieser lebhaften Recapitulation von dem Leben des Cardinals Dúbois ab incunabulis, mit diesem so starken Schluß, wozu ich ihn gar nicht veranlaßt hatte, folgte eine zweite stumme Promenade, die ziemlich lange dauerte. Er ging mit niedergeschlagenem Kopfe, wie in Verlegenheit und sorgenvoller Unruhe, und gleichsam als habe er alles gesagt, und erwarte, was nach diesem Gespräch aus diesem Stillstehenden kommen könne. Hierauf setzte er sich wie gewöhnlich an sein Bureau und ich mich ihm gegenüber, er wie vorhin die Arme auf das Bureau gestützt und den Kopf wieder in beide Hände geschlagen. In dieser Stellung blieb er über eine Viertelstunde, ohne sich zu rühren, und ohne einen Laut von sich zu geben, und ich blieb ebenfalls stumm und verwandte meine Augen nicht von ihm.

Endlich regte er den Kopf, sah mich an und sagte mit halber schwacher Stimme und mit beschämtem

Blicke: „aber warum noch warten und ihn nicht gleich declariren?“ (Dieß war die Frucht des ganzen Gesprächs!)

Ich rief: „Was sagen Sie, Monseigneur? Was treibt Sie denn dazu? Wird es denn nicht immer Zeit genug seyn? Nehmen Sie Sich doch wenigstens die Zeit, das was Sie eben gesagt, zu überlegen, und lassen Sie mir die Zeit, Ihnen zu erklären, was ein erster Minister heißt, und was der Monarch oder der Prinz, der ihn macht, dadurch thut.“ Er legte wieder seinen Kopf in seine beiden Hände und gab mir keine Antwort.

Ob mich gleich dieser schnelle Entschluß nach dem, was er selbst von Dúbois's Emporstiegen und Ehrgeiz gesagt hatte, sehr erschreckte, so sah ich doch, daß das Heil der Sache, so weit es noch zu hoffen war, nicht in Gründen des Widerspruchs, die ja alle erschöpft waren, sondern einzig im Aufschub zu suchen war. Dieser war kurz; denn nach einem kurzen Stillschweigen stand er auf und sagte zu mir: „Nun ja, kommen Sie morgen um 3 Uhr præcis wieder; da wollen wir darüber sprechen, und uns dazu Zeit nehmen.“

Ich nahm die Papiere, die ich mitzunehmen hatte, und entfernte mich; er lief mir nach, und rief mich zurück, und sagte mir: „wenigstens morgen um 3 Uhr.“

Ich erstaunte, als ich Belle-île noch auf der Lauer fand, wo ich ihn verlassen hatte, der die Geduld gehabt, so lange auf mich zu warten. Er begleitete mich, um zu hören, wie es gegangen. Ich sagte ihm, das Gespräch habe sich auf mehrere Gegenstände gewendet, von denen einige mir Anlaß gegeben, den Boden zu sondiren. Ich hätte ihn gut gefunden; aber er fenne ja den argwöhnischen Charakter des Herzogs, der sich nicht gern entschlosse und nicht gern in sich dringen ließe; ich käme den andern Tag wieder; und da

da würde ich sehen, was ich thun könnte, aber ohne für etwas zu stehen.

Ich gab Belle-île diese Antwort, weil er gesehen hatte, wie der Herzog von Orleans mich zurückrief, und ihn wohl auch verstanden hatte, als er mir befahl, den andern Tag wieder zu kommen, und weil diese zweite Zusammenkunft weder ihm noch Dúbois unbekannt bleiben konnte, die zu gut auf der Lauer standen, um nicht von den kleinsten Bewegungen des Regenten in dieser Krise unterrichtet zu werden. Dieß zu hinterhalten, würde gleich unauß und gefährlich für mich gewesen seyn, der ich jenen guten Zweck verfolgen wollte, aber übrigens Rücksichten haben mußte. Meine Antwort war so gestellt, daß sie den Cardinal nicht beleidigen konnte.

Den Tag darauf, den 22. Aug. begab ich mich zur bestimmten Stunde auf den Weg zum Regenten und fand Belle-île wieder im großen Cabinet, der mich ermunterte, die Sache zu vollenden. Ich that recht eifrig, mit dem Regenten zu sprechen, und trat ins Cabinet, wo ich ihn allein auf und abgehend fand. „Nun, sagte er sogleich zu mir, was haben wir noch über die Sache zu sprechen? Mir scheint alles gesagt zu seyn und nichts übrig, als den ersten Minister zu declariren.“ Ich trat zwei Schritte zurück und sagte, für eine Sache von solcher Wichtigkeit sey der Entschluß bald genug gefaßt. Er antwortete, er habe sehr viel darüber nachgedacht, aber er sey ja alle Tage von Geschäften geplagt, alle Abende von Langeweile und jeden Augenblick von Dúbois's Verfolgungen.

Ich sagte, dieser letzte Grund sey der stärkste; ich wunderte mich nicht über das Andringen des Cardinals, aber darüber, daß sein, des Herzogs, argwöhnischer Charakter ihn nicht zurück schrecke. Ich bäte ihn, zwei Dinge zu bedenken: erstlich, was die Erleichterung

seiner Geschäfte und die Muse, nach Paris zur Oper und zu seinen Soupers zu gehen, beträfe, so könne er dieß ganz haben, da der Cardinal so völlig im Besitz aller Gewalt sey und alle es so gut sähen und fühlten, daß keiner, wer es auch wäre, Franzos oder ausländischer Gesandter, den Trevel zu begehen wage, gerade zum Regenten zu gehen, vielmehr niemand wäre, der nicht vollkommen wüßte, daß Gerechtigkeit und Gnade ganz allein in des Cardinals Händen sey. Jeder halte alles für verloren, wenn er den Cardinal sich zuwider gefunden, zähle hingegen sicher auf die Erfüllung seines Gesuchs, wenn er ihn günstig gefunden habe, so, daß man oft sich dabei beruhigte, ohne den Regenten gesprochen zu haben; oder so, daß die Leute zu ihm um der Formalität willen kämen, und wenn es ihnen der Cardinal beföhle; was er auch zuweilen im Fall einer abschläglichen Antwort thue, um ihnen den Verdacht zu benehmen, den sie gegen ihn hätten haben können. Ich wunderte mich also, daß er eine so offenbare Sache, die niemanden unbekannt sey, erst zu bemerken scheine. Ich selbst nach meiner Rückkehr aus Spanien pflege den kürzern Weg zu wählen, wenn ich irgend ein Gesuch hätte, und suche mich zuerst des Cardinals zu versichern; ich hätte schon abschlägliche Antworten erfahren, wenn ich, ohne des Cardinals versichert zu seyn, geradewegs zu Se. K. H. gegangen wäre. Da die Sachen so stünden, so würde das Patent als erster Minister nichts zu der Gewalt hinzuthun, die er schon ausübe u. s. w.

Der Regent ging sieben oder achtmal stillschweigend auf und ab und setzte sich hierauf und ich mich ihm gegenüber. Jetzt sagte ich zu ihm: er wisse, welches Unheil die Würde eines ersten Ministers in Ungarn, zu Wien, in England und Spanien, den Fimenes ausgenommen, angerichtet habe. Ich stellte ihm vor, welches Un-

Unglück in Frankreich die ersten Minister von Ludwig XII. an bis auf unsere Zeiten gestiftet, und wie dumm und sinnlos die Fürsten erschienen, die dergleichen Minister gemacht, und welche erbärmliche Rollen als bloße Namentkönige sie gespielt.

Ein langes Stillschweigen erfolgte auf diese starke Aeußerung. Der Regent hatte seinen Kopf, den er bisher immer in beide Hände gelegt gehabt, aufs Bureau sinken lassen; er hob ihn endlich in die Höhe, sah mich mit düsterm kraftlosen Blicke an und schlug beschämt die Augen nieder; hierauf stand er auf und ging einigemal stumm auf und ab; und wie groß war mein Erstaunen und meine Bestürzung, als er endlich das Stillschweigen brach! Er stand still, kehrte sich halb nach mir um und sagte mit traurigem ohnmächtigen Tone: „Es muß ein Ende werden; es ist nichts zu thun, als ihn auf der Stelle zu declariren.“ —

„Monsieur, sagte ich, Sie sind sehr gütig. Haben Sie nichts nach Meudon zu befehlen?“ Ich machte meine Verbeugung und ging. Er rief mir nach: „Werde ich Sie nicht bald sehen?“ Ich gab keine Antwort und machte die Thüre zu.

Der geduldige Belle-île wartete noch, er kam auf mich zu und sagte: „Wie steht es?“ „Aufs Beste, sagte ich mich zusammennehmend; ich halte die Sache für gemacht.“ Den Tag darauf nach dieser Unterredung wurde Dubois vom Regenten zum ersten Minister erklärt und von ihm, in seiner Arbeitsstunde, dem Könige als solcher vorgestellt.

VII.

Als Dubois erster Minister war, fürchtete er nur noch le Blanc, zu dem der Regent eine entschie-

dene Neigung hatte. Er wußte um die sonstige Verbindung zwischen le Blanc und Belle-île und Frau von Pleneuf, und kannte den Haß, den Mutter und Tochter gegen einander trugen, und wußte, daß der Haß der Frau von Prie ganz auf die beiden Ritter ihrer Mutter sich fortgepflanzt hatte.

Dies beschloß Du Bois zu benutzen; und unterdessen, bis sich Mittel und Wege zeigten, fing er an, M. le Duc zu cultiviren. Kurz darauf erfuhr er, daß la Jonchere, Schatzmeister des Außerordentlichen des Kriegs, der Vertraute von le Blanc, der ihn gehoben und protegirt hatte, mit seinen Geschäften in Unordnung gekommen sey. Ich habe nicht entdecken können, ob der Cardinal es auf Belle-île abgesehen, oder ob es ihn nur vermöge seiner Verbindung mit le Blanc und weil er in dieselben Dinge verwickelt und ebenfalls von Frau von Prie gehaßt war, mit traf. Ich habe zu bemerken geglaubt, daß er ihn fürchtete und daß er stets auf der Hut gegen ihn war, daß er ihn ja nicht an sich kommen ließ; und gewiß hat er von ihm nie in der Welt etwas verlangt.

Wie dem auch sey, Belle-île war in Verdacht, als habe er le Blanc's Freundschaft zu sehr benutzt und von den Schleiswegen, die in dem Finanzwesen des Krieges gewöhnlich sind, besonders aber von la Jonchere zu viel gezogen, dessen Rechnungen und Credit dieß unter le Blanc's Augen in die größte Unordnung gebracht hatte.

Statt dieses Gerücht zu unterdrücken, benutzte es der Cardinal, um damit M. le Duc und der Frau von Prie seinen Hof zu machen, welche dem Cardinal M. le Duc in die Hände spielte. Er machte also einen großen Lärm und drang in le Blanc, die Sache aufzuklären; und M. le Duc, von seiner Maitresse gespornt, ver-

verfolgte lebhaft die Sache und beobachtete gegen le Blanc und Belle-île keine Schranken mehr.

Der Regent, welcher le Blanc liebte, sah sich in der größten Verlegenheit, als unter dem Vorwande der Erhaltung der guten Ordnung, und des Mißcredits, in welche die öffentlichen Geschäfte durch den Bankerott eines Schatzmeisters kämen, der sich dem Gutdünken des Kriegsstaatssecretärs seines Vorgesetzten und Belle-île's, des so vertrauten Freundes von le Blanc, preis gegeben, M. le Duc wegen dieser Sache heftig in ihn drang.

Dübois verfolgte la Jonchere's Sache, um auch le Blanc zu verderben, den er mit darein verwickelte. Frau von Prie und M. le Duc sparten keine Mühe. Der Schatzmeister kam in die Bastille, wo er alles that und sagte, was man von ihm verlangte. Die Neigung des Herzogs von Orleans, die geheimen Dienste, die er von ihm erhalten, alles konnte dem Ungestüm von M. le Duc und Dübois nicht widerstehen. Le Blanc erhielt Befehl, seine Stelle als Staatssecretär niederzulegen und nach Dreux, einem Gute seines Eidams Fresnel, zu gehen; und Breteuil, Intendant von Limoges, erhielt seine Stelle.

Dieses Ereigniß erregte das Bedauern aller. Le Blanc hatte sich nie verkannt; er war höflich gegen alle, ehrerbietig gegen jede, denen es gebührte, und, was diese Herrn selten sind, verbindlich und dienstfertig gegen alle, freundlich und in allem, selbst bei abschlägigen Antworten, mit Gründen bezahlend: er war ein schneller, tüchtiger Arbeiter, hellsehend, und sorgfältig. Man kann sagen, es war um ihn allgemeine Trauer, obgleich man nach einiger Zeit fühlte, daß die Sache nicht zu ändern war.

Dübois faßte nun den Plan, den Regenten selbst zu stürzen, wie ich es wohl vorhergesehen hatte; und dieß ist keine Einbildung oder Muthmaßung, sondern die Wahrheit. Er nahm im Stillen seine Maaßregeln. Ein Unglück für den ersten Minister war, daß ihn der König nie lieben konnte. Dagegen wußten ihn auch sein Gouverneur und Präceptor, hierin vollkommen mit einander einverstanden, wohl zu hüten. Der Herzog von Orleans, der gegen das Ende unter der Herrschaft seiner Creatur in tiefster Ohnmacht seufzte, würde übrigens ihm nicht Zeit gelassen haben, ihn zu stürzen, besonders da er die Gesinnung des Königs kannte, der ihn liebte und es halb und halb zeigte, so wie auch seine Abneigung gegen Dübois.

Vielleicht wundert man sich über diese Verschiedenheit in Rücksicht auf diese beiden Hauptpersonen, welche beide die Gegenstände des Hasses des Marschalls von Villeroi und des Bischofs von Frejus waren. Es wird daher ein Wort der Aufklärung willkommen seyn. Nichts war so unangenehm als der falsche, fühlbar gezwungene Ausdruck von Dübois's Manieren; nichts angenehmer als der Regent, ohne Gefallsucht. Dieser Contrast, der auf jedermann Eindruck machte, drängte sich auch dem zehnjährigen Könige auf. Niemand ist von Natur ehrgeiziger als die Kinder, und wie weit mehr ist dieß ein königliches Kind, das verzogen ist? Ludwig XV war in diesem Alter sehr ehrgeizig empfindlich und fein in diesem Stücke; es entging ihm nichts; obgleich er sich nicht merken ließ. Dübois arbeitete nicht mit ihm, aber er sprach ihn und sprach mit ihm mit einer Vertraulichkeit und Freiheit, die ihm zuwider war. Es verrieth sich nach und nach seine Absicht, daß er sich seiner bemächtigen wollte, was der Marschall von Villeroi und noch mehr Fleury, wie den Tod fürchteten. Beide machten den König

daz

darauf aufmerksam, welchen Mangel von Ehrerbietung und welche Unanständigkeit Dübois gegen ihn zeige; sie übertrieben dies nicht wenig und entfernten den König von ihm, indem sie ihm Furcht einflößten.

Nicht besser war ihre Stimmung gegen den Herzog von Orleans. Billeron ließ unter vier Augen oder in Gegenwart des einzigen Fleury seinem Hasse freien Lauf; aber der König fürchtete Billeron und liebte ihn nicht. Das Ansehn allein gab ihm einigen aber schwachen Glauben. Fleury, den er liebte und der sein Vertrauen gewonnen und gefangen hielt, wäre gefährlich gewesen, wenn er wie Billeron gegen den Regenten gesinnt gewesen wäre, so wie er ihn gegen Dübois unterstützte. Er aber begnügte sich, allen Verdacht des Marschalls zu vermeiden, stützte sich auf seine Wohlredenheit, sah aus dem Schicksal des Herzogs du Maine, wie gefährlich es sey, sich auszusetzen, und obgleich er sich damals nicht einbildete, daß der frühzeitige Tod des Regenten ihm zum Gipfel der höchsten, willkührlichsten, dauerhaftesten, unbestrittensten Macht verhelfen werde; so hatte er doch seine Absichten auf große Stellen, auf großen Credit unter dem Regenten mittelst der Zuneigung des Königs und näherte die Absicht, durch diese sich ein Gewicht zu verschaffen und endlich, wenn Kunst und Glück ihn so weit führen könnten, den Herzog von Orleans zu verdrängen und sich aller Geschäfte zu bemächtigen.

VIII.

Um dahin zu gelangen, waren also zwei Dinge nöthig: erstlich, die Sorge, nicht vor der Zeit seinen Platz zu verlieren und gänzlich zurückgesetzt zu werden, ehe

ehe er seinen Plan zu verfolgen angefangen; zweitens die Kunst, sich gegen den Regenten so zu betragen, daß dieser keinesweges von ihm abgestoßen würde, um auf seine Geneigtheit für seine Entwürfe rechnen zu können und in der That unter seine Auspicien zu kommen, ohne welche der König, wenn auch majorenn, ihn nicht in Einfluß und Ansehn gesetzt haben würde. Er suchte also den Regenten mit äußerster Sorgfalt zu cultiviren, aber nicht nur alle Affectation, sondern auch jeden Schein zu vermeiden, und sich einzuweilen, doch nur durch die möglichst leiseste Billigung, gegen ihn an Willeroy anzuhalten, bis der König zu reiferem Alter und er zu einem festern Stand in seinem Vertrauen und zu einer Stelle im Conseil gelangt wäre, die ihm Mittel und Selbstständigkeit verschaffte, um Constellationen benutzen und selbst herbeiführen zu können, die ihm den Weg eröffneten, sich der Herrschaft zu bemächtigen und den Herzog von Orleans zu verdrängen.

Dieser Prinz ging weder im besondern noch öffentlich mit dem Könige anders um, als mit derselben Ehrerbietung wie sonst mit dem verstorbenen Könige. Es war nicht die geringste Freiheit und Vertraulichkeit in seinem Betragen, aber Freundlichkeit, nichts imponirendes, was sein Alter und seine Würde verrieth, eine der Jugend angemessene Unterhaltung und etwas Fröhliches, das nur den Ernst milderte und das Kind sanft anlockte. Wenn er mit ihm arbeitete, so legte er ihm die Dinge mit Leichtigkeit vor, um ihm zu zeigen, daß nichts vorgehe, von dem er ihm nicht Rechenschaft gebe. Besonders legte er ihm solche Dinge vor, die der Fassungskraft seines Alters angemessen waren, und that alles mit der Subordination eines Ministers. Wenn die Rede von zu ertheilenden Gouvernements, Stellen, Pfründen, Pensionen war, so legte er die

Ca.

Sachen dar, durchlief kurz die Gründe, die für jeden Bewerber sprachen, schlug den vor, welcher den Vorzug verdiente, und vergaß nie hinzuzusehen, daß er ihm bloß seine Meinung sage, wie er schuldig sey, daß er aber nicht entscheiden könne, daß der König zu entscheiden und zu wählen habe. Oft suchte er ihn zu etwas zu bestimmen, wenn die Wahl wichtig war und wenn, was aber selten war, der König einem den Vorzug zu geben schien; denn dieser war zu ehrgeizig und furchtsam, um sich deutlich zu erklären. Der Regent gab darauf besonders Acht, sagte freundlich zu ihm, er errathe seinen Willen und: „Sind Sie nicht der Herr? Setze er hinzu. Ich bin nur da, um Ihnen Rechenschaft abzulegen, Ihnen Vorschläge zu thun, Ihre Befehle zu empfangen und sie zu vollbringen.“ So war die Wahl schnell getroffen, ohne im geringsten etwas darauf zu legen.

Dieses sein Betragen privatim und öffentlich, besonders die kluge Art, mit welcher er mit ihm arbeitete, gewann ihm den jungen König; er glaubte Mann zu seyn und, obwohl ein Kind, zu regieren. Der Regent und die Unterthanen hatten nichts dabei zu verlieren: der König nahm sich selten die Mühe, etwas zu verlangen.

Der Regent hatte auch die Klugheit, die, welche den König am nächsten umgaben, und mit ihm auf einem vertraulichen Fuße standen, gut zu behandeln, um sich ihr Wohlwollen zu erwerben. Dies half ihm auch in Fällen, wo große Gnadenbezeugungen und wichtige Stellen ertheilt werden sollten und der König dabei einen kindischen Wunsch gezeigt hatte. Die Art, wie ihn der Regent behandelte und ihm immer zuvor kam, erlaubte diesem, ihm frei die Wichtigkeit des Postens und die dazu erforderlichen Eigenschaften vorzustellen und ihm etwas besonders nahe zu legen, in-

dem

dem er immer sagte: Sire, Sie haben zu entscheiden, und indem er bloß Se. Majestät bat, nicht übel zu nehmen, daß er ihm seine Meinung und seine Gründe vorlegte, weil es seine Pflicht sey. Der König ergab sich ohne Widerwillen.

Der Marschall von Villeroi war immer bei dieser Arbeit zugegen. Durch ihn oder durch den König selbst war es dem Bischoff von Frejus leicht, zu erfahren, wie sich der Regent bei dieser Arbeit betrug; und der König, der oft mit seinem Lehrer allein zusammen war, was der Marschall, ungeachtet es ihn schmerzte, nicht hindern konnte, äußerte gewiß oft gegen ihn, wie sehr er mit dem Herzog von Orleans zufrieden sey. Mehr brauchte es nicht, um ihn im Zaume zu halten und ihn ein Betragen zu lehren, das ihn unvermerkt über den Marschall erhob, indem er diesen sich durch seine Invectiven gegen den Herzog von Orleans zu Grunde richten ließ, die dem Könige bei seiner günstigen Stimmung für den Regenten, der sie beständig zu unterhalten wußte, nicht anders als mißfallen konnten.

IX.

Das Ende des Cardinals Dubois war gekommen; denn schon lange hatte sein schändliches Leben seine innersten Säfte vergiftet. Er hatte indessen, so lange er gekonnt, seine Krankheit verborgen; aber ein Ritt bei der Revue des Königs hatte sie so verschlimmert, daß er sie nicht mehr vor denen, von denen er Hülfe hoffte, verbergen konnte. Er gab sich alle Mühe, sie vor der Welt zu verbergen; er ging, so lange er konnte, ins Conseil; er ließ den Ambassadeurs sagen, daß er nach Paris gehen würde, und ging nicht hin.

hin. Zu Hause machte er sich unsichtbar und fuhr jeden auf das entsetzlichste an, der sich einfallen ließ, auf dem Wege vom alten Schlosse zum neuen, wo er wohnte, mit ihm, beim Eintreten oder Austrreten aus der Säule, sprechen zu wollen.

Sonnabends den 7 August befand er sich so schlecht, daß die Chirurgen und Aerzte ihm erklärten, sie müßten ganz unumgänglich eine Operation vornehmen, ohne die er nur noch einige Tage zu leben hoffen könnte, weil durch seinen Ritt an jenem Tage das Geschwür sich in die Blase geöffnet habe und die Ergießung des Eiters den Krebs herbeizuführen drohe, wenn er nicht schon da sey. Sie erklärten ihm daher, daß er auf der Stelle nach Versailles transportirt werden müßte, um daselbst die Operation machen zu lassen.

Die Furcht vor dieser Operation entkräftete den Cardinal so sehr, daß er den ganzen folgenden Sonntag (den 8.) nicht im Tragsessel transportirt werden konnte, sondern erst den Montag um fünf Uhr des Morgens. Nachdem man ihn ein wenig hatte ausruhen lassen, schlugen ihm die Aerzte und Chirurgen vor, daß er die Sacramente empfangen möchte, worauf man dann sogleich die Operation beginnen wolle. Er nahm dieß gar nicht gelassen auf; er war seit dem Tage der Revue fast nie zur Fassung gekommen; besonders aber verlor er sie den Sonnabend, wo ihm die Aerzte die Operation ankündigten. Demungeachtet schickte er nach einiger Zeit nach einem Barfüßer zu Versailles, mit dem er ungefähr eine Viertelstunde allein war.

Ein so rechtschaffener Mann, und der so gut zum Tode vorbereitet war, hatte es nicht länger nöthig; und es ist übrigens das Privilegium der letzten Beichte eines ersten Ministers, nicht zu beichten.

Als man in sein Zimmer zurückkam, schlug man
Denkwürdigk. XXIX. Bd. M ihm

ihm vor, das Sakrament zu empfangen. Er antwortete, dieß sey bald gesagt, aber es gebe ein eignes Ceremoniel für die Cardinale, das er nicht kenne, und er müsse daher nach Paris schicken und den Cardinal von Bissy darum fragen lassen.

Die Anwesenden sahen sich einander an. Man sah, daß er nur Zeit gewinnen wollte. Da aber die Operation dringend war, so schlug man ihm vor, sie, ohne weiter zu warten, vorzunehmen. Er wies sie aber wüthend von sich und wollte nichts mehr davon hören.

Die Facultät, die im geringsten Aufschub die größte Gefahr sah, meldete es dem Herzog von Orleans zu Meudon, und dieser kam auf der Stelle mit dem ersten besten Wagen, den er bei der Hand fand, nach Versailles. Er ermahnte den Cardinal zur Operation und fragte die Facultisten, ob sie wohl mit Zuverlässigkeit unternommen werden könne. Die Aerzte und Chirurgen antworteten: sie könnten nichts hierüber versichern, aber wohl, daß der Cardinal nicht zwei Stunden zu leben hätte, wenn die Operation nicht auf der Stelle vorgenommen würde. Der Regent wandte sich hierauf wieder zum Kranken und bat ihn so lange, bis er einwilligte.

Die Operation ging also gegen 5 Uhr vor sich; La Peyronnie, erster Chirurg des Königs, als Substitut von Maréchal, der auch nebst Chirac und andern berühmten Aerzten und Chirurgen gegenwärtig war, verrichtete sie in 5 Minuten. Der Cardinal Dubois fluchte, schrie und lärmt entsetzlich, und der Regent kam sogleich in das Zimmer zurück, dem die Facultät nicht verhehlte, daß, vermöge der Natur der Wunde, und dessen was mit ihr verbunden sey, der Kranke nicht lange mehr zu leben habe.

Er starb gerade 24 Stunden darauf, Dienstags
den

den 10 August 5 Uhr des Abends, gleich einem Besessenen, vor Wuth auf die Chirurgen mit den Zähnen knirschend.

Man hatte ihm indessen doch die letzte Delung gegeben; an das Abendmahl wurde nicht mehr gedacht, auch an keinen priesterlichen Beistand. Er endigte sein Leben in der größten Verzweiflung und Wuth, es verlassen zu müssen. Freilich hatte er das Glück, das seiner so lange gespottet, durch lange, anhaltende Bemühungen, Sorgen, Entwürfe und Anstrengungen des Geistes erkaufen müssen, und nun hatte es auf einmal die überschwenglichste Fülle von Größe und Reichthum auf ihn ausgegossen, um es ihn nicht länger als 4 Jahre genießen zu lassen, (nämlich von der Zeit an gerechnet, wo er Staatssecretair wurde) oder nur zwei, wenn man von da an rechnet, wo er Cardinal oder erster Minister wurde. Alles wurde ihm in der Blüthe und Fülle des Genusses in seinem 66sten Jahre entrisen.

X.

So starb Dubois als unumschränkter Herr seines Herrn; nicht bloß erster Minister, sondern als Inhaber der ganzen Fülle und Unumschränktheit der königlichen Gewalt. Er war Oberaufseher der Posten, Cardinal, Erzbischoff von Cambray, und Inhaber von 7 Abteien, mit denen er bis zu seinem Ende nicht gesättigt werden konnte. Noch bei seinem Tode war es eingeleitet, daß er sich der Cisterzier- und Prämonstratenser-Abtei und mehrerer anderer Hauptabteien bemächtigen wollte. Es wurde nachher dargethan, daß er von England die jährliche Summe von 40000 Pf. Sterling erhielt.

Ich habe mir das Geschäft gemacht, seine Einnahme zu berechnen und nicht für uninteressant gehalten, das, was ich hierüber heraus gebracht, hier anzuführen. Um alle Uebertreibung zu vermeiden, habe ich die Revenüen der Pfründen sehr niedrig angeschlagen.

Cambray	120,000	liv.	} 324,000 liv.
Mogent-sous-Coucy	10,000	—	
Saint-Just	10,000	—	
Nirvaux	12,090	—	
Bourgueil	12,000	—	
Berg-Saint-Vinox	60,000	—	
Saint-Vertin	80,000	—	}
Cercamp	20,000	—	
Als erster Minister	150,000	—	
Als Oberaufseher der Posten	100,000	—	
Die Gelder von England zu 24 liv. das Pf. Sterling	960,000	—	
Summa	1,534,000	liv.	

Dies war die Einnahme Dúbois's, der vom Bedienten eines alten Priesters so weit gestiegen war.

Ich habe seine Besoldung als erster Minister und seine Einnahme von den Posten niedriger angeschlagen; ich glaube auch, daß er 20,000 liv. von der Geistlichkeit als Cardinal-Präsident hatte, aber ich habe es nicht mit Gewißheit erfahren können.

Was er von Law erhalten und gewonnen hatte, war ungeheuer; er soll viel davon in Rom für seine Cardinalswürde verwendet haben; er hatte aber noch eine ungeheure Summe baares Geld davon übrig behalten.

Uebrigens hatte er eine Menge des schönsten Geschirres von Silber, und Vermeil von der schönsten Arbeit, sehr reiche Meublen, Bijouterien von allen Arten,

ten, die seltensten Gespanne aus allen Läntern und die kostbarsten Equipagen.

Seine Tafel war ausgesucht, durchaus prächtig, er verstand sehr gut den Wirth zu machen, war aber mäßig aus Diät und von Natur.

Die Stelle als Lehrer des Herzogs von Chartres hatte ihm die Abtei Nogent-sous Couch verschafft, und die Vermählung dieses Prinzen die Abtei Saint-Just; seine ersten Reisen nach Hannover und England, die Abteien Airvaux und Bourgueil; und die übrigen, seine Allmacht.

Den Mittwoch Abends, den Tag nach seinem Tode, wurde er von Versailles nach Paris in die Kirche St. Honoré transportirt, wo er einige Tage nachher beigesetzt wurde. Die Akademien, deren Mitglied er war, ließen jede eine Seelmesse für ihn halten; so auch die Versammlung der Geistlichkeit als ihrem Präsidenten; als erster Minister erhielt er eine in der Kirche Notre-Dame, wo der Cardinal von Noailles das Amt verrichtete und die höheren Collegien gegenwärtig waren. Eine Leichenrede wurde ihm nirgends gehalten; man wagte es nicht.

Sein Bruder, der älter als er und ein ehrlicher Mann war, und den er, als er Staatssecretair wurde, herbeigezogen hatte, behielt seine Stelle als Cabinetssecretair, die er durch ihn erhalten, und das Brücken- und Chaussée-Wesen, das er ihm nach dem Tode des ersten Stallmeisters Vernighen verschaffte, der es sehr gut verwaltet hatte.

Dieser Dübois, der ein sehr bescheidener Mann war, that nunmehr eine ungeheure Erbschaft. Er hatte bloß einen Sohn, der nichts als Canonicus von St. Honoré war, und nie Stellen oder andere Pfründen verwaltet hatte, auch ein heiliges Leben führte. Er wollte nichts von dieser reichen Erbschaft und verwen-

dete sie zum Theil zu einer Art von Mausoleum für seinen Onkel, das sehr schön, aber bescheiden, und anspruchslos, unten am Ende der Kirche, wo der Cardinal begraben liegt, an der Mauer angebracht wurde und mit einer sehr christlichen Inschrift versehen ist. Den übrigen Theil des Vermögens vertheilte er unter die Armen, aus Furcht, es möchte ihm Fluch bringen.

Man hat wohl Beispiele von Menschen, die ein außerordentliches Glück gemacht haben, auch von solchen, die dabei wenig innern Werth hatten; aber es gibt wohl kein einziges Beispiel, daß ein Mensch so ganz von allen Talenten, die dazu gehören, entblößt war, wie der Cardinal Dubois, wenn man die Fähigkeit der niedrigsten Intrigue ausnimmt. Sein Verstand war sehr gewöhnlich; seine Kenntnisse äußerst gemein; Fähigkeiten hatte er gar nicht; sein Aeußeres niedrig und pöbelhaft, seine Sprache unangenehm, zerhackt, immer ungewiß; die Falschheit war ihm an die Stirne geschrieben; seine Sitten blieben zügellos, und nicht zu verbergen. Er hatte oft so heftige Anfälle von Leidenschaft, die an Wahnsinn grenzten; er war unfähig, mehr als ein Geschäft auf einmal zu fassen, und nicht im Stande, eine Arbeit zu übernehmen, außer aus persönlichem Interesse.

Nichts war ihm heilig, kein Band ehrwürdig; ein entschiedener Verächter von Glauben, Rechtschaffenheit und Wahrheit; nichts großachtend, als beständigen Spott mit diesen Dingen zu treiben; gleich wollüstig und ehrgeizig, alles in jeder Art begehrend; sich allein für alles, und was nicht Er war, für nichts achtend. Er hielt es für die größte Thorheit, anders zu denken und zu handeln. Dabei war er geschmeidig und kriechend; ein Lobredner und Bewunderer; wußte sich mit der größten Leichtigkeit in alle Formen zu werfen, und sich unter alle Arten von Masken, und oft die

die widersprechendsten, zu verbergen, um zu den verschiedenen Zwecken zu gelangen, die er sich vorsezte. Gleichwohl war er wenig fähig, zu verführen. Sein Raisonnement war unlogisch, springend, verwirrt, mit wenig Sinn, leer von treffendem Urtheil; die Widerlichkeit verließ ihn nie; demungeachtet hatte er oft lebhaft, lustige Einfälle, wenn er wollte, daß sie bloß dieß seyn sollten. Er erzählte angenehme Geschichten, nur durch den Vortrag entstellt, der gut gewesen wäre, wenn er nicht so gestottert hätte, ein Fehler, den ihm seine Falschheit und das Schwanken in seinen Aeußerungen zur Gewohnheit gemacht hatte.

Bei solchen Fehlern ist es unglaublich, daß der einzige Mensch, den er zu verführen gewußt, der Herzog von Orleans war, der so viel Verstand und Urtheilskraft besaß, und so schnell und treffend Menschen durchschaute. Er gewann ihn als Kind, in seiner Function als Lehrer; er bemächtigte sich seiner als Jüngling, indem er seinen Hang zur Freiheit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit, zur Ausschweifung und Verachtung jeder Regel nährte, und ihm durch freigeistliche Grundsätze Herz und Kopf und Sitten verderbte, was der Herzog nie überwinden konnte, wogegen er alle Vernunft, Wahrheit und Gewissen in ihm zu ersticken suchte. So sich seiner bemächtigend, hatte er kein angelegentlicheres Streben, als ihn sich zu erhalten, auf dessen Gunst alles sein Glück sich stützte, das damals noch sehr gering, aber doch immer für den Bedienten des Curé von St. Eustach und dann von St. Laurent beträchtlich genug war. Er verlor nie seinen Prinzen aus dem Auge, dessen Talente und Fehler alle er kannte, benutzt hatte und noch benutzte, und dessen außerordentliche Schwachheit das war, was Dubois's Hoffnungen am meisten nährte. Diese war es auch, die ihn in den verschiedenen weniger günstigen

Perioden erhielt, die er erfuhr, und wovon die härteste in den Anfang der Regentschaft fiel, zu der wir ihn sich künstlich hinzudrängen gesehen haben. Dieß war das einzige Talent, das er als Meister übte, die niedrigste Intrigue mit allem ihrem Gefolge.

Von Dübois verblendet, ließ sich der Regent in das Gaukelspiel der Englischen Verbindung ziehen, die dem Staate so vieles Unheil zuzog, und deren Folgen ihm noch immer so verderblich sind. Der Herzog ließ sich von ihm für sein persönliches Interesse auf den Fall des Absterbens Ludwigs XV, in jene Verbindung zweier Usurpatoren zu gegenseitiger Unterstützung ziehen; er ließ sich durch Canillac's Geschwäg, durch Noailles's tise „proposito“, durch Stair's Infolenz und hohe imposante Miene dazu bewegen; und gleichwohl hatte er nicht den geringsten Wunsch nach der Krone. — Dieß ist sonderbar, aber wahr; und ich kann es nicht genug wiederholen, weil ich mich davon fortwährend und vollkommen überzeugt habe; ich sage, es ist sonderbar, aber darum nicht weniger wahr, daß, wenn ihm die Krone zugefallen wäre, und er ohne alle Mühe hatte zugreifen und sie behaupten können, er sich dadurch mehr beschwert und beunruhigt als glücklich gefühlt hätte. Daher sein ihm nothwendig gewordenens Attachement an Dübois.

Als es ihm, wie wohl nicht ohne Mühe, das erstemal nach Holland zu gehen, gelungen war, führte ihn dieß nach Hannover und dann nach London; und so bemächtigte er sich ganz der Negociation, indem er die Schwäche seines Herrn mißbrauchte und ihm den Wahn beibrachte, daß er keinen andern dazu brauchen könne, weil keinem andern, wer es auch sey, der wahre Punkt der Negociation, nämlich im Fall des Absterbens des Königs die gegenseitige Unterstützung der beiden Usurpatoren, ohne Gefahr für den Herzog von

Dr.

Orleans anvertraut werden könnte, da dieß doch mit Hintanzetzung jedes andern noch so offenbaren Staatsinteresses die Hauptsache seyn sollte.

Dadurch feste sich Dübois in Stand, in London für sich selbst zu negociiren, wozu keine große Kunst gehörte, indem er den Engländern alles zugestand. Auch hat man gesehen, daß der Regent sich nicht immer in das fügte, was Dübois den Engländern zugestehn wollte, daß diese ihm vorwarfen, sein Herr sey nicht so gutwillig wie er, ihm also stillschweigend seinen geringen Credit vorwarfen und daß er für seine Person mehr als sie selbst, über den Herzog mehr zu vermögen und ihn zu ihren Zwecken zu führen wünsche. Daher jene ungestümen Briefe, von denen der Regent zuweilen etwas zu mir sagte, und denen er nicht widerstehen konnte; daher seine unerwartete Rückkehr aus England ohne Befehl und Vorbereitung, um durch seine Gegenwart zu erzwingen, was diesmal seine Briefe nicht hatten bewirken können, und seine eilige Rückkehr nach London, sobald er erhalten, was er gewollt, wo er triumphirend vor die Englischen Minister treten konnte, durch den Erfolg einer kurzen Reise zeigend, was sie von seinem Credit bei dem Regenten erwarten könnten, wenn er beständig ihm zur Seite wäre; folglich wie nothwendig er ihnen sey und wie es ganz ihr Interesse sey, ihn persönlich zu befriedigen, um auf ihn rechnen zu können.

Dieß war es, wodurch, ohne alle Kunst und Klugheit, die Traktate zu Stande kamen, welche Dübois mit den Engländern schloß, die so ganz dem Interesse Frankreichs und dem Wohle von ganz Europa entgegengesetzt, besonders aber Spanien zum Präjudiz waren; und eben dasselbe war es, was Dübois's Größe gründete und beschleunigte, der nach seiner letzten Rückkehr aus England jene Revolution in den

Conseils anrichtete, um den Marschall von Uxelles zu stürzen, und durch eine Revolution im Conseil der auswärtigen Angelegenheiten, diese unter dem Titel des Staatssecretärs an sich zu reißen.

Außer der Forderung einer solchen Belohnung für seine Negotiation, deren Feinheit, Kunst und Gewinn, so schlecht dieser war, er gegen seinen Herrn recht sehr geltend zu machen wußte, überzeugte er ihn auch noch von der Nothwendigkeit, ihm allein die auswärtigen Angelegenheiten anzuvertrauen, um die so nöthige innige Verbindung mit den Engländern zu unterhalten und zu befestigen, und derselben alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, als den Marschall von Uxelles, Canillac und selbst das Conseil de Regence, das Dübois schon damals weghaben wollte, damit so alle Geschäfte durch einen einzigen Kanal gingen, gegen den das Englische Ministerium kein Mißtrauen haben könnte.

Vom Staatssecretär stand ihm zu allem übrigen der Weg offen. Der Krieg, den er ohne Ursache gegen Spanien unternehmen ließ, um ihre Marine nach der Engländer Wunsche zu Grunde zu richten, ganz gegen das wahre Interesse Frankreichs und selbst gegen das offenbare persönliche Interesse des Herzogs von Orleans, war der Kaufpreis seines Cardinalhutes, der ihm bald nachher zum ersten Minister den Weg bahnte.

Nachdem wir gezeigt, wie Dübois, ohne alle Geschicklichkeit, bloß durch Aufopferung Frankreichs und mehr noch Spaniens, sich durch England groß gemacht, wird man sich wundern, wie ihm so bald nach dem Frieden mit Spanien, besonders bei der schlechten persönlichen Stimmung gegen den Regenten, die vor und während seiner Regentschaft zu Madrid herrschte, die Doppelvermählung gelungen sey; aber es wird leicht

leicht zu erklären seyn. So sehr auch der König von Spanien durch die Prinzessin des Ursins gegen den Regenten eingenommen, und so sehr er auch von ihm durch das Ministerium des Dubois und seine Begünstigung der Engländer beleidigt war, so liebte er doch noch Frankreich und den König; und nie hatte wohl ein Mensch so viel Vorliebe für seine Familie und Nation, als Philipp V. Diese Liebe ließ ihn alles von Frankreich ertragen und nährte stets den heftigsten Wunsch in ihm, sich auf das engste mit dem geliebten Frankreich vereinigen zu können. Daher faßte er so bereitwillig die ihm erst nur von ferne gezeigte, sodann wirklich gemachte Hoffnung einer Vermählung des Königs, als die Erfüllung seines süßesten Wunsches auf, unter welchen Bedingungen es wäre, so daß die Bedingung der zu vollziehenden Vermählung des Prinzen von Asturien ihn nicht abschrecken konnte.

Die Königin ihrerseits wünschte nichts so sehnlich, als daß ihr ältester Sohn in Italien eine feste dauerhafte Herrschaft gewinnen möchte, theils aus Liebe zu ihm, theils aus Eitelkeit, und in der Hoffnung, sich einmal zu ihm zu stützen, und das gewöhnliche Loos der verwittweten Königinnen von Spanien zu vermeiden. Sie fühlte aber, daß sie dazu nicht gelangen könne wider Willen des Kaisers, und daß nur der König von England, damals mit dem Wiener Hofe sehr enge verbunden, ihn dafür gewinnen könne, und daß Spanien Englands Beistand nur durch den Regenten, ja nur durch den Abbé Dubois, vermöge des Verhältnisses, in welchem diese mit Georg und seinen Ministern standen, dafür erhalten könnte.

Es war also kein Wunder, daß die Doppelheirath so bald und so schnell zu Stande gebracht wurde; wo-
bet

bei Dubois's Klugheit weiter kein Verdienst hatte, als daß er auf den Gedanken kam und die Kühnheit hatte, den Vorschlag zu thun.

Dies alles habe ich in Spanien sehr deutlich gesehen; denn die Stimmung des Königs und der Königin von Spanien gegen den Regenten und seinen Minister hatte sich gar nicht zum Vortheil verändert. Mit aller Verstellung und Zurückhaltung, soviel sie sich auch Mühe gaben, konnten sie mir ihre wahre Stimmung nicht verbergen; eben so auch Grimaldo. Dies waren die Wunderthaten der vorgeblichen Klugheit Dubois's.

Nicht mehr Klugheit zeigte er in der Art, wie er die Regierung führte, als er am Ruder saß. Sein ganzes Bestreben, den Regenten sich zu erhalten, bestand darin, daß er beständig belauerte, was er that, wen er sprach, wie viel Zeit er jedem schenkte, seine Laune, sein Gesicht, seine Aeußerungen, jede Audienz, die er gab, jede Lustpartie, die er machte, wer dabei war, was gesprochen wurde, und wer sprach. Alle diese Dinge combinirte er mit einander. Besonders aber schreckte er alles von dem Gedanken zurück, sich an den Regenten zu wenden, und sperrte jeden Weg, den einer ohne seine Erlaubniß und ohne sein Wissen einzuschlagen, die Vermessenheit gehabt hätte.

Das Spioniren war sein erstes und einziges Geschäft, danach bestimmten sich alle seine Handlungen, und sein einziger Zweck war, alle ohne Unterschied in seinen Kreis zu ziehn, alles an sich zu reißen, und was ihm durch die Finger zu schlüpfen wagte, zu erdrücken. Diese Bemühung, und eine flüchtige Abfindung mit der Arbeit, durch Ertheilung der Befehle, nahmen ihm seine ganze Zeit weg, so daß er, einige öffentliche oder andere Audienzen ausgenommen, den auswärtigen Ministern unzugänglich geworden war; noch

noch dazu konnten ihn die mehresten nicht treffen, und sahen sich genöthigt, ihm an Treppen oder sonst wo aufzupassen, wo er sie nicht zu treffen erwartete.

Er warf einmal eine ungeheure Menge von Paqueten und Briefen, die noch unerbrochen und von verschiedenen Orten her waren, ins Feuer, und rief dann ganz vergnügt: Jetzt sind wir wieder auf dem laufenden!

Bei seinem Tode fanden sich die Briefe tausend weise noch unerbrochen. So blieb alles liegen, ohne daß es jemand wagte, sich beim Regenten zu beklagen, und ohne daß dieser seinen Vergnügungen hingegen, und immer auf dem Wege von Versailles nach Paris, sich die Mühe nahm, daran zu denken. Er war zufrieden, daß er seine Freiheit hatte, und seine Portefeuille war immer genugsam mit Kleinigkeiten versehen, um seine Arbeit mit dem Könige auszufüllen, die ja nur dazu war, um ihn zu vorgelegten Rechnungen, oder zu Ertheilung von Aemtern und Pfänden sein Ja geben zu lassen. So wurde fast keine Sache entschieden, und alles gerieth in die schrecklichste Verwirrung. Ein paar Worte zu dem Minister eines jeden Departements und die kleine Sorge, die Conseils in Gegenwart des Königs mit den unwichtigsten Depeschen zu füllen, indem er die übrigen allein mit dem Regenten durchlief und sie dann fast alle liegen ließ: dieß war die ganze Arbeit, des ersten Ministers; und das Spioniren, das Belauern des Herzogs von Orleans auf jedem Schritte, das Combiniren dieser Dinge, Kunstgriffe, Hinterlisten, Intriguen, vertraten die Stelle der ordentlichen Arbeit.

Sein Ungestüm, seine beleidigende und schimpfliche Behandlung, vor der niemand, von welchem Geschlecht oder Rang er war, sicher war, befreite ihn von einer Menge Audienzen. Man scheute sich, sei-

nem

nem Ungeflüm und seinen Beleidigungen sich auszusetzen. Seine tollen Streiche, die er öffentlich, und als er die Gewalt in Händen hatte, ohne Zurückhaltung ausgehn ließ, würden ein Buch anfüllen.

In seiner Wuth sprang er oft auf Tischen und Stühlen im Zimmer herum: der Regent hat mir versichert, daß er oft davon Zeuge gewesen sey. So kam einmal der Cardinal von Gesvres zum Herzog von Orleans, und beklagte sich, daß ihn der Cardinal Dübois mit den pöbelhaftesten Ausdrücken fortgeschickt habe. — Frau von Cheverny hatte sich, nachdem sie Wittwe geworden, ins Hospital zurückgezogen. Die Stelle der Gouvernante bei den Töchtern des Herzogs von Orleans war, kurz nach der Weihe, der Frau von Conflans gegeben worden. Die Herzogin von Orleans fragte sie, ob sie bei dem Cardinal Dübois gewesen sey, und Frau von Conflans antwortete, nein! Sie sähe auch nicht, warum sie zu ihm gehen solle, da diese Stelle nicht den geringsten Zusammenhang mit den Geschäften habe. Die Herzogin bestand aber darauf, daß sie zu ihm gehen müßte. Frau von Conflans suchte noch Ausflüchte und sagte, er sey ein Narr, der jedermann Grobheiten sage; sie wolle sich denselben nicht aussetzen. Die Herzogin lachte über ihre Furcht und sagte, sie habe ihn ja um nichts zu bitten, ihm nichts vorzustellen, sondern ihm bloß die auf sie gefallene Wahl des Herzogs von Orleans zu melden, und dieß sey eine Höflichkeit, die ihr zieme. So machte sie sich denn auf den Weg zu ihm, und als sie der Cardinal sahe, fragte er sie hastig, was sie wolle. Kaum begann sie: „Monseigneur!“ so rief Er: „Monseigneur! Monseigneur! es geht nicht.“ — „Aber Monseigneur!“ fing sie wieder an; „bei allen Teufeln!“ unterbrach sie der Cardinal wieder, „wenn ich Ihnen nun sage, daß es nicht geht.“ —
 „Mon-

„Monseigneur,“ wollte Frau von Conflans nochmals anfangen, um ihm zu sagen, daß sie um nichts bitte. Bei diesem Worte faßt sie der Cardinal bei beiden Schultern, dreht sie um, gibt ihr einen Stoß mit der Faust in den Rücken und sagt: „Gehen Sie zu allen Teufeln und lassen Sie mich in Ruhe.“ Sie glaubte umzusinken, entfloß ganz außer sich und in Thränen, und kam in diesem Zustande zur Herzogin von Orleans, der sie ihr Abenteuer erzählte. Ihre Erzählung wurde mit Lachen aufgenommen, dieß brachte die arme Conflans vollends außer sich, und sie schwur, diesem Ungethüm nie wieder nahe zu kommen.

Am ersten Osterfeste, nachdem er Cardinal geworden war, wacht Dubois gegen 8 Uhr auf, zieht mit Ungestüm die Glocke und fängt an entsetzlich auf seine Leute zu fluchen, Grobheiten und Schimpfworte auszustossen, und tobt entsetzlich, daß sie ihn nicht geweckt hätten. Er wolle die Messe lesen und wisse nun nicht, wo er die Zeit hernehmen solle. Das Beste, was er nach dieser Vorbereitung that, war, daß er sie nicht las, und ich weiß nicht, ob er sie jemals nach seiner Weihe gelesen hat.

Er hatte zum Secretair einen gewissen Venier genommen aus der Abtei St. Germain-des-Prés, wo er Laienbruder war, und er verrichtete dieses Geschäft mit sehr viel Verstand. Er hatte sich in die Manier des Cardinals geworfen, und sich auf den Fuß mit ihm gesetzt, frei mit ihm zu sprechen.

Am einem Morgen fragte der Cardinal nach etwas, das nicht bei der Hand war, und fing an entsetzlich auf seine Commis zu fluchen und zu schimpfen. Venier hörte es ruhig mit an; der Cardinal rief ihn auf, ob es nicht entsetzlich sey, daß er für das viele Geld, was es ihm koste, so schlecht bedient wäre, und
drang

drang auf eine Antwort. Venier antwortete, aber mit diesen Worten: „Monseigneur, nehmen Sie noch einen Commis mehr an, bloß zu dem Geschäfte, für Sie zu fluchen und zu lärmern, und Sie werden vollkommen bedient seyn.“ Der Cardinal lachte und beruhigte sich.

Des Abends aß er nichts als ein Hühnchen und allein. Ich weiß nicht, durch welches Versehen das Hühnchen eines Abends vergessen war. Als er sich zu Bette legen wollte, fiel ihm sein Hühnchen ein, er klingelte, schrie nach seinen Leuten, die hinzugelassen kamen und ihn ruhig anhörten. Mit Fluchen und Wettern verlangte er sein Hühnchen. Er war nicht wenig erstaunt, als sie ihm ganz ruhig antworteten, er habe sein Hühnchen gegessen; aber wenn es ihm beliebt, wollten sie ihm noch eins braten. „Was, sagte er, ich habe mein Hühnchen gegessen?“ Die kühne und ruhige Behauptung seiner Leute beredete ihn. Sie lachten ihn aus und er legte sich ungeessen zu Bette.

XI.

Der Tod des Herzogs von Orleans, der kurz auf Dübois Tod folgte, machte im In- und Auslande großes Aufsehn; aber das Ausland erwies ihm mehr Gerechtigkeit, und bedauerte ihn mehr als die Franzosen. Obgleich die Ausländer seine Schwäche kannten, und die Engländer sie entseßlich gemißbraucht hatten, so waren sie doch nicht weniger, und zwar aus Erfahrung, von seinen großen Eigenschaften überzeugt. Sie kannten die Größe seines Geistes, seinen umfassenden, richtigen Verstand, seinen außerordentlichen Scharfsinn, die Klugheit und Gewandtheit sei-

seiner Politik, seine Leichtigkeit sich zu helfen und zu wenden, seine Besonnenheit bei Veränderungen der Umstände und Begebenheiten, die Sicherheit, mit der er die Dinge betrachtete und combinirte, seine Ueberlegenheit über Minister und über Gesandten der fremden Mächte, den richtigen Blick, mit dem er die Geschäfte entwirrte und faßte, die Geschicklichkeit und Leichtigkeit, mit der er auf alles antwortete.

So viel große und seltene Herrschergaben stößten ihnen Furcht und Achtung vor ihm ein; und die Grazie, mit der er alles that, und die auch seine abschlägigen Antworten versüßte, erwarben ihm ihre Liebe. Noch mehr achteten sie seine große natürliche Tapferkeit. Die vorübergehende Sklaverei, in die ihn jener unglückliche Dubois verstrickte, hatte ihn in ihren Augen nur noch mehr erhoben, wenn sie seine Handlungen, die sein eigen waren, mit den Handlungen, die nur seinen Namen trugen und nur die seines Ministers waren, mit einander verglichen.

Sie hatten nach dem Tode dieses Ministers den Herzog die Geschäfte mit derselben Kunst wieder führen sehn, die sie ehemals an ihm bewundert; und jene Schwäche, die sein größter Fehler war, ließ sich weniger im Auslande als im Inlande empfinden.

Der König, den sein unveränderlicher Respekt, sein Bestreben ihm zu gefallen, die Art, wie er mit ihm sprach, wie er mit ihm arbeitete, gewonnen hatte, beweinte ihn und war wahrhaft von seinem Verluste gerührt. Er hat auch nachher nie anders als mit Achtung, Liebe und der ihm gebührenden Trauer von ihm gesprochen und zwar kam er oft auf ihn zurück. So dringt doch die Wahrheit, mit eigener Kraft, durch, trotz aller Kunst und allen Bemühungen der Lüge und Verläumdung!

Mr. le Duc, der durch diesen Fall so hoch stieg, betrug sich mit einer anständigen Zurückhaltung. Auch Mad. la Duchesse betrug sich sehr schicklich. Die legitimirten Prinzen, die nicht beim Tausche gewannen, konnten sich nicht freuen. Fleury kroch auf Händen und Füßen; man sah die Mühe, die ihm der Zwang kostete; man sah seine Freude, seine Hoffnungen bei jeder Bewegung hervorschimern; sein ganzes Wesen verrieth ihn.

Der Hof war wenig getheilt, weil hier der gerade Sinn von Leidenschaften verdorben ist. Es gab Leute von gesundem Blick, die den Herzog wie die Ausländer ansahen, weil sie beständig Zeugen gewesen waren von der Anmuth seines Geistes, von seiner Bereitwilligkeit sich sprechen zu lassen. von der unermüdlchen Geduld und Freundlichkeit, mit der er sein Ohr lieb, von der Güte, mit der er sich zuweilen so natürlich zu schmücken verstand, ob es gleich nur eine Maske war, von seinen komischen Einfällen, womit er abzuhalten und die Thüre zu weisen wußte, ohne doch jemand zu beleidigen; und diese fühlten die ganze Schwere seines Verlustes. Andere, und zwar die größere Zahl, bedauerten ihn auch, aber weniger um sein selbst willen, als wegen des Charakters seines Nachfolgers und derer, die ihn umgaben. Der große Haufe des Hofes bedauerte ihn gar nicht; die einen waren von der entgegengesetzten Partei, die andern aufgebracht über sein zügelloses Leben und über das leere Spiel, das er mit seinen Versprechungen getrieben, die er nicht gehalten.

Eine Menge Mißvergnügte obwohl mit Unrecht, und ein Haufe von Undankbaren, von denen die Welt voll ist und die an den Höfen bei weitem die größere Zahl ausmachen, die, welche Ausichten zu haben glaubten, unter dem Nachfolger besser ihr Glück zu ma-

machen, endlich die Menge der dummen Anstauer des Neuen, wußten sich leicht zu trösten.

In den Kirchen ertönten die Dankfagungen der Undächtler und Scheinheiligen, für die Befreiung von dem Aergerniß seines Lebens und seines bösen Beispiels. Die Jansenisten und die Anhänger der Constitution, welche dieß aus Ehrgeiz oder Dummheit waren, stimmten mit einander ein, sich Glück zu wünschen. Die Ersten, getäuscht durch einen hoffnungsvollen Anfang, hatten unter ihm mehr geduldet als unter dem vorigen Könige; die Andern waren darüber aufgebracht, daß er ihnen nicht alles erlaubt hatte, was sie wollten, nämlich alles niederzureißen, die Grundsätze und Freiheiten der Gallikanischen Kirche, besonders die Appellationen als Mißbräuche von Grund aus auszurotten und die Herrschaft der Bischöffe wieder so unumschränkt und selbst den Königen furchtbar zu machen. Sie frohlockten daher, daß sie sich von einem so überlegenen Geiste befreit sahen, der sich damit begnügte, ihnen die Personen aufzuopfern, aber sie mit fester Hand von dem großen Ziel zurückhielt, das sie sich vorgesetzt und nach dem sie immer hinstrebt. Sie hofften alles von einem Nachfolger, der sie, wie sie hofften, nicht ins Auge fassen, den sie leicht verblenden und unter dem sie kühn alles unternehmen würden.

Das Parlament von Paris und mit ihm alle übrigen Parlementer, die ganze Magistratur, die, weil sie stets Versammlungen hält, leicht von einem Geiste befeelt wird, hatten dem Herzog von Orleans nicht verzeihen können, daß er das Parlament auf die kühnen Anmaßungen, die er mit zu lange zögernder Nachsicht geduldet und die auf nichts weniger gingen, als ihm alle Gewalt zu entreißen und an sich zu ziehen, erst versteckt, dann offenbar und kühn, das Gewicht seiner Autorität hatte fühlen lassen; das Parlament konnte zwar

größtentheils den Wirkungen dieser seiner Machtäufferungen entgehen; aber es war doch außer Stand gesetzt, seinen Weg zu verfolgen, weil die Schranken, die ihm der Regent gesetzt, nicht wegzuräumen waren. Dieses so angelegentlich verfolgte Ziel war ihm also verückt und seine Freude war nicht zu verkennen, als es sich von einer Regierung befreit sah, der es, nach so manchem errungenen Vortheil, nicht alles hatte entreißen können, um sich von einem bloßen Gerichtshof zu einem Parlament wie das Englische, in welchem aber das Oberhaus dem Untern unterworfen seyn sollte, emporzuschwingen.

Das Militair, ohne alle Wahl mit Leuten von jeder militairischen Würde überladen und mit einer Verschwendung von Ludwigskreuzen überschüttet, die mit vollen Händen ausgetheilt und von den Büreau's und Weibern gekauft wurden, so wie auch die Avancements, war unwillig über die karge Deconomie, die sie im tiefsten Mangel schwachten ließ, und über die pedantische Strenge, die sie in einer wahren Sklaverei hielt. Die Erhöhung des Soldes hatte den Officieren und Gemeinen, bei der entsetzlichen Theuerung der gemeinsten und unentbehrlichsten Bedürfnisse nicht das geringste geholfen; so daß also dieser so wichtige und so zahlreiche Theil des Staates mehr als je unter der Last des Mangels und unter der Sklaverei der Büreau's und anderer nichtswürdigen Leute seufzend, auf nichts ihre Hoffnung setzte, als auf eine Veränderung der Regierung, die ihre Unterdrückung lindern und die ächte militairische Ordnung und die Achtung und Würdigung des Verdienstes wieder einführen könnte.

Die Marine, die in Vergessenheit gerathen und ganz hintangesetzt war, konnte nicht anders als aufgebracht seyn und sich über jede Veränderung freuen; und alles was man unter dem Namen Handelsleute begreift,

greift, die den Engländern zu gefallen so sehr beschränkt und in allem von der Westindischen Compagnie eingeengt waren, konnte in keiner bessern Stimmung seyn.

Der große Haufen von Paris und in den Provinzen aufs äußerste gebracht durch die grausamen Finanzoperationen und die ewigen Kunstgriffe, wodurch den Unterthanen das Geld aus der Tasche gespielt und alle Familien zu Grunde gerichtet wurden, und noch dazu von der übertriebenen Zehurung gedrückt, zu der durch jene Operationen alle Bedürfnisse ohne Unterschied sowohl des Luxus als der nothwendigsten Lebenserhaltung gestiegen waren, seufzte schon lange nach Befreiung von seinem Druck, die ihm das Uebermaaß der Noth und seine Hoffnung als gewiß vorstellte.

Es ist niemand, der nicht gerne sich auf etwas Hoffnung machte, der sich nicht unglücklich schätzte, weil er sich durch so vielerlei Dinge getäuscht, verstrickt, oder sein Vermögen unter seinen Händen schwinden sah, ohne daß er Hülfe in seinem Recht und in den Gesetzen finden konnte; viele wußten nicht mehr, von was sie leben, wie sie ihre Familie ernähren sollten. Eine so allgemeine Noth, die aus den verschiedenen einander so entgegengesetzten Umformungen des Finanzwesens entsprungen war, welche alle, die nach Ludwigs XIV. Tode gefundene Zerrüttung der Finanzen heilen sollten und nicht heilten, konnte dem Publikum den Mann nicht bedauernswerth machen, den sie als den Urheber davon ansahen, so wie die Kinder weinend sich an dem Stücke Holz rächen, das ihnen durch ein Versehen auf den Fuß gefallen ist.

Ich hatte wohl alles vorhergesehen, wie es mit der Zerrüttung der Finanzen kommen würde, und daher wollte ich den Herzog von Orleans durch die Generalversammlung der Stände, die ich ihm vorschlug, und die er genehmigte, die aber der Herzog von Noailles

nach dem Tode des Königs um seines persönlichen Interesses willen hintertrieb, aus der Sache ziehen. Mit den Jahren sind nach und nach vielen die Augen ausgegangen, man hat den Herzog von Orleans mit dem größten Bedauern zurück gewünscht, und man hat ihm endlich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm immer gebührte.

XII.

Es ist bekannt, wie nach dem Tode des Regenten, Mr. le Duc erster Minister wurde. Hatte Dubois in Englands Sold gestanden und es dafür begünstigt, so zeigte sich vier Monate nach seinem Tode Mr. le Duc als einen Minister, der ganz für England gemacht war. Er handelte als blinder Sklav von Frau von Prié, die bei der Schönheit, dem Wuchse und Anstand einer Nymphe, bei sehr viel Geist und, für ihr Alter und ihren Stand, bei sehr viel Lectüre und Kenntnissen, ein Ungeheuer von Leidenschaften war. Es beherrschte sie Ehrgeiz, Habsucht, Haß, Rachsucht, Herrschsucht, und sobald Mr. le Duc die Gewalt in Händen hatte, übersprang sie alle Schranken und alle Rücksichten. Sie wollte auch nicht den geringsten Widerstand leiden. Seine Regierung war daher mit Blut und Verwirrung bezeichnet.

Die Engländer, von allem sehr genau unterrichtet, gewannen sie durch dieselbe Summe, welche Cardinal Dubois von ihnen gezogen hatte. Sie verloren also nichts bei dessen Tode.

So lange als M. le Duc regierte, folgte er, von dieser Medea geführt, ganz den Fußstapfen Dubois's in Rücksicht der Engländer; und das Glück Englands war,

war, daß kurz darauf M. le Duc seinen Beistand sehr nöthig zu haben glaubte.

XIII.

Der König Ludwig XV. wurde, während des Ministeriums von M. le Duc, krank; dieß erschreckte ihn so sehr, obgleich die Krankheit nicht gefährlich war, daß er einmal in einer Nacht, vom Bette auffuhr, seinen Schlafrock umwarf, und, unangekleidet wie er war, in das letzte Vorzimmer des Königs hinaufging. So allein, mit seinem Wachsstock in der Hand, fand er daselbst Marechal, der über diese Erscheinung erstaunt, auf ihn zuging und ihn fragte: was er wolle? Er befand sich ganz außer sich und verwirrt, ließ sich durch nichts beruhigen, was ihm Marechal von der Krankheit sagte, und brach endlich in seiner Furcht und Beängstigung in die Worte aus: „was wird aus mir werden? indem er ganz leise sich, wie träumend, antwortete: dahin soll es mir mit ihm nicht wieder kommen; kömmt er davon, so muß man ihn vermählen“ — Marechal that nicht, als wenn er es hörte, suchte ihn zur Besinnung zu bringen, und schickte ihn in sein Bett zurück.

In diese Zeit fällt, wie man sagt, das Projekt der Zurücksendung der Infantin. M. le Duc hatte dem Sohne des verstorbenen Regenten, ungeachtet dieser ihn mit der größten Achtung und Auszeichnung behandelt hatte, auf das Unwürdigste mitgespielt. Er fürchtete ärger als den Tod die Möglichkeit, sich ihm unterworfen zu sehn. Um dieser zuvorzukommen, wollte er den König in Stand setzen, Kinder zu zeugen. Er machte sich daher auf den unverföhnlichsten Haß Spa-

niens gefaßt und warf sich immer mehr auf die Seite Englands.

Seine Regierung, die zu gewaltsam war, um lange zu dauern, hatte bald ein Ende, weil er sich nicht entschließen konnte, die Prie zu entfernen, und sie eben so wenig, Fleury regieren zu lassen, dieser aber endlich müde war, die bloße Sache ohne den Namen zu besitzen. Den Oftermontag 1726 erhielt der Prinz durch den Capitain der Garde, Herzog von Charost, den Befehl, sich nach Chantilly zu entfernen, wohin er noch in derselben Stunde in Begleitung eines Lieutenants der Leibgarde abging.

XIV.

Fleury fand die Regierung ganz englisch gestimmt, und einen englischen Gesandten, der weit behutsamer und klüger als Stair war. Es war Horaz Walpole, Bruder des Robert Walpole, der damals England beherrschte. Es war ein sehr ungleiches Spiel. Horaz war ein Mann in Geschäften aufgezogen wie alle Engländer, überdies Bruder und Freund dessen, der sie alle dort in Händen hatte und mit dem er über die Geschäfte correspondirte; beide zwei ausgezeichnete Köpfe!

Vom Cardinal will ich hier nicht reden; ich bemerke nur, daß er sein Leben unter dem Drucke zugebracht hatte, dann empor strebte, aller Welt den Hof machte, an den Toiletten, bei Lustpartien, in lustiger Gesellschaft, fern von allem Studium, Geschäft und Arbeit, sich herumtrieb, endlich zum Bischoff sich emporarbeitend, auf die Art, wie wir es in den Memoires gesehn haben, theils in einen abgelegenen Winkel

Könige ein empfindliches Billet, entschlossen, ohne ihn wieder zu sehen, auf immer auf seine Abteien zu gehen. Er schickte seinen Brief an Niert, den ersten Kammerdiener im Dienst. Kurz darauf kam der König zu Hause und Niert gab ihm den Brief. Er konnte sich der Thränen nicht enthalten, als er ihn las; denn er war noch sehr jung, hielt sich für verloren, daß er seinen geliebten Lehrer entbehren sollte und ging, um sich bei seinem Nachstuhl zu verbergen. Der Herzog von Mortemart, erster Kammerherr für dieses Jahr, kam dazu; Niert erzählte ihm alles, den Vorfall mit der Arbeitsstunde den Brief, die Thränen des Königs und seine Flucht zum Nachstuhl. Der Herzog von Mortemart suchte ihn auf und fand ihn in der größten Betrübnis. Mit Mühe erfuhr er den Grund seines großen Schmerzes; er stellte dem König vor, daß Er gar keine Ursache zu weinen habe; er möchte nur M. le Duc befehlen, daß er im Namen Sr. Majestät nach Fleury schicke, der sicherlich nichts weiter wünschte. Da er aber den König ganz außer sich sah, so erbot er sich, M. le Duc auf der Stelle den Befehl zu überbringen. Der König nahm es mit Freuden an, und Mortemart ging zu M. le Duc, der sehr betroffen war, und nach einigen Einwendungen dem Befehle des Königs gehorchte. Die Sache geschah gegen Abend, machte großes Aufsehen und betrog viele; denn man zweifelte nicht, daß Fleury unwiederbringlich verloren sey. Er wäre auch nie Cardinal und erster Minister geworden, wenn M. le Duc ihn auf dem Wege nach Issi hätte aufspacken, und die ganze Nacht so weit als möglich hätte fortschaffen lassen. Der König hätte geweint; die Sache aber wäre geschehen geblieben, und der Herzog von Mortemart hätte den Befehl zu spät gebracht.

Nach diesem Ausbruch mußte einer dem andern
wei-

hen. Der eine war Prinz von Geblüt, erster Minister und im Besitz der Gewalt, während der andere, ohne Unterstützung, auf dem Wege nach dem Exil war. Niemand, wer es auch seyn mochte, hätte M. le Duc die Spitze zu bieten gewagt und nicht einmal gewollt, wenn er es gekonnt hätte. Dennoch blieb der eine verloren, und der andere wurde auf immer Herr. Daher führe ich diese Anekdote an, ungeachtet sie eigentlich die Zeit, welche die Memoires umfassen sollen, überschreitet.

Walpole, der es zur rechten Zeit erfuhr und die Freundschaft eines Mannes, der ihm nützlich seyn konnte, cultiviren wollte, ging auf der Stelle nach Issi und verpflichtete sich durch diesen Schritt den Cardinal außerordentlich.

Ende der Memoires über die Regentschaft des Herzogs von Orleans.

Der Marschall von Vauban, und Boisquibert,
oder die Belohnung zweier Patrioten unter
Ludwig XIV. *).

Vauban war ein Patriot. Das Elend des Volks rührte ihn; die mancherley Bedrückungen, welche es erdulden mußte, waren ihm immer sehr nahe gegangen.

Er wurde durch seine Aemter mit dem Zustande des Staats, und mit den nothwendigen Ausgaben des Königs genau bekannt. Man hatte wenig oder keine Hoffnung, daß der König diejenigen einschränken werde, welche bloß für seinen Glanz und zu seinem Vergnügen gemacht wurden. Vauban beklagte es nicht mit bloßen Worten, daß er für ein, mit jedem Tage zunehmendes Uebel kein Mittel zu finden wußte.

Aus diesem Grunde machte er öftere Reisen, durch alle Winkel des Königreichs; er belehrte sich überall genau über den Werth und die Produkte der Ländereien, über die Zweige des Handels und der Industrie in den Provinzen und Städten, über die Vertheilung der Auflagen und Steuern, und über die beste Art, sie zu heben. Nicht zufrieden mit dem, was er selbst thun und beobachten konnte, schickte er auch noch insgeheim seine Leute an alle die Orte ab, welche er nicht selbst besuchen konnte, um sich von allem genau zu unterrichten, und

*) Vom Dnc de St. Simon, nach dessen Hist. des Hommes illustr. T. IV. p. 81. ff.

und ihre Berichte mit seinen eigenen Beobachtungen zu vergleichen.

Er verwendete die zwanzig letzten Jahre seines Lebens zu diesen Nachforschungen, welche ihm viel Geld kosteten, berichtigte sie mit der, ihm vorzüglich eigenen, äußersten Genauigkeit und Richtigkeit, und überzeugte sich endlich, daß Grundstücke das einzige sichere Vermögen seyen. Nun fing er an, ein neues System darüber zu bearbeiten.

Dieses Werk war schon weit vorgerückt, als verschiedene kleine Schriften über denselben Gegenstand von Boisguilbert erschienen; einem Manne, dem es weder an Geist und Kenntnissen, noch Fleiß hierzu fehlte, und der schon längst von gleichem Geist, wie Bauban beseelt, daran gearbeitet hatte. Dieser Boisguilbert war General-Lieutenant bei der Belagerung von Rouen, und Bruder eines Raths im Parlemeute der Normandie.

Er war in seinem Unternehmen schon weit gekommen, ehe der Canzler das Finanz-Departement verließ. Deswegen reiste er damals schon ausdrücklich zu ihm. Bei seiner großen Lebhaftigkeit hat er manches Sonderbare. So hat er den Canzler, ihn geduldig bis zu Ende anzuhören, und setzte hinzu: Sie werden mich anfangs für einen Narren halten; Sie werden aber auch in der Folge sehen, daß ich gehört zu werden verdiene, und daß mein System gut ist.

Pontchartrain, durch so manche schlechte Aufsätze, die ihm in seinem Ministerfach vorgekommen waren, schon abgeschreckt, und an sich flüchtig wie Salspeter, fing an zu lachen, und antwortete ihm rasch: Er wolle bei dem ersteren stehen bleiben! Hiermit drehte er ihm den Rücken zu.

Boisguilbert ließ sich durch den schlechten Erfolg, welchen seine Reise gehabt hatte, von seinem Vorhaben

ben nicht abschrecken. Vielmehr arbeitete er, als er wieder nach Rouen zurückgekommen war, mit unermüdetem Eifer an seinem Plane fort, welcher beinahe derselbe war, wie Vauban ihn hatte, ohne daß beide einander kannten. Seine Arbeit wurde ein gelehrtes, scharfsinniges Werk über diese Materie, dessen Resultate dahin führten, durch eine genaue Vertheilung, dem Volke die aufgelegten Abgaben zu erleichtern, die Einzugskosten aber ganz dadurch zu ersparen, daß die Steuern unmittelbar in die königliche Casse fallen sollten, wodurch folglich die Anstellung der Finanz-Pächter, die Gewalt der Intendanten und die unumschränkte Verwaltung der Kron Güter durch die Finanzminister aufgehoben worden wäre.

Dieser Plan mißfiel natürlich allen diesen eben so sehr, als er von denen gebilligt wurde, welche nicht dasselbe Interesse dagegen hatten.

Chamillart, der Nachfolger Pontchartrains, prüfte das Buch, und würdigte es seiner Achtung. Er ließ Boisguilbert zwei oder drei mal nach Estrag kommen, und arbeitete mehrere mal mit ihm als ein rechtschaffener Minister, dem das Wohl des Volks am Herzen lag.

Auch Vauban, der noch immer an seinem Werke fortarbeitete, wurde aufmerksam auf dieses, und einige andere nachfolgende, von demselben Verfasser. Er suchte mit Boisguilbert darüber zu sprechen; wobei es ihm nicht um den Ruhm seiner eigenen Arbeit, sondern nur um die Erleichterung des Volks, um das Wohl des Staats zu thun war. Aus diesem Grunde verbesserte und vervollkommnete er seine Ansichten nach diesen, und legte die letzte Hand daran. In den Hauptpuncten stimmten beide Männer mit einander überein, nicht aber in allem Uebrigen.

Boisguilbert wollte, wie in Holland, auf den fremden Handel und die Ausfuhr der Lebensmittel,

einige Abgaben legen, und seine Meinung ging überhaupt nur dahin, die allerdrückendsten Abgaben, und besonders die unermesslichen Zahlungen abzuschaffen, welche, ohne der königlichen Casse zuzufallen, doch das Volk ruinirten, indem dieses der Willkühr der Finanz-Pächter und ihrer Einnehmer ohne alle Einschränkung preis gegeben sey. Ein Mißbrauch, der noch jetzt fortdauert, und sogar immer zunimmt, ohne jemals aufgehört zu haben.

Vauban stimmte nicht nur in die Abschaffung dieser Bedrückungen ein, sondern ging noch weiter, und bis zur Abschaffung der Abgaben selbst. Er behauptete: es dürfe nur eine einzige bleiben! und wollte mit dieser Vereinfachung dennoch, ohne Schwierigkeit, ihre gemeinschaftlichen Ansichten befriedigen.

Er war im Vortheil gegen Boisguilbert, insofern er, bei seinen seit zwanzig Jahren gemachten östernen Reisen, den Zustand des Landes selbst untersucht, erwogen, verglichen und berechnet, auch die Beobachtungen derer benutzte hatte, welche er zu diesem Zweck, seit mehreren Jahren, in die verschiedenen Provinzen abschickte; Mittel, die für Boisguilbert, der nicht lange von Rouen abwesend seyn konnte, unamöglich waren. Vauban hatte ferner den Vortheil, daß er Boisguilberts Entwürfe zur Verbesserung seiner eigenen Ansichten benutzen konnte. Er durfte sich daher mit Recht schmeicheln, jenen an Genauigkeit und Richtigkeit, als der Haupt-Basis eines solchen Werks, zu übertreffen.

Nach Vaubans Plan sollten alle Arten von Abgaben aufhören, und dagegen nur eine einzige bleiben, die in zwei Zweige getheilt, und unter der Benennung: königlicher Zehente, eingeführt seyn sollte. Der eine Theil sollte in der Abgabe des Zehnten der Länderproducte bestehen, der andere sollte nach einem geringen An-

Anschlag, auf dem Handel und den Gewerben haften, welche, nach seiner Meinung, eher erleichtert als erschwert werden mußten. Er gab sehr einfache, kluge und leicht ausführbare Regeln für das Einsammeln dieser beiden Abgaben an, welche auf den ganzen Umfang des Königreichs mit der möglichsten Genauigkeit, nach dem jedesmaligen Landes-Ertrag und der anzunehmenden Anzahl der Einwohner, berechnet waren. Zugleich legte er eine Vergleichung vor, zwischen der damals üblichen Repartition und der von ihm neu entworfenen, wies die Schwierigkeiten und Vortheile von beiden genau, und entschied durch die klarsten unumstößlichsten Beweise für die Seinige. Sein Plan erhielt nicht nur einen allgemeinen Beifall, sondern auch die Bewunderung der einsichtsvollsten Männer in diesem Fach.

Allein er hatte Einen großen Fehler. Der König bekam zwar auf diese Art mehr als auf die bisherige; das Volk wurde zwar von seinen Abgaben und Bedrückungen befreit, und um vieles reicher, weil es alles das behielt, was nicht unmittelbar in die königliche Casse fiel; aber dagegen wurde — ein ganzes Heer von Pächtern und Einnehmern der Finanzen aller Art ruinirt und gendthigt, künftig auf ihre eigenen Kosten und nicht mehr auf die des Publikums zu leben. Jene Möglichkeit, sich in kurzer Zeit unermessliche Reichthümer zu sammeln, wurde von Grund aus zerstört.

An dieser Klippe mußte schon damals der Plan scheitern. Des Verfassers Verbrechen war, daß mit dieser Unternehmung der General-Controleur seine Macht, seinen Einfluß, sein Glück, sein Ansehen verlieren mußte. Dieß war verhältnißmäßig der nämliche Fall bei den Finanzvorstehern, bei den Aufsehern in den Provinzen, bei ihren Secretärs, Unterbeamten, und Günstlingen, welche ihre Fähigkeiten, ihre In-

dustrie,

industrie, ihre Einsichten und ihren Credit nicht mehr hätten geltend machen können, und mit einem Schlag all ihre Macht verloren geben mußten, irgend jemand gutes oder böses zu thun.

Es war daher kein Wunder, daß so viele mächtige Personen, die alles zu verlieren fürchten mußten, einem Systeme aus allen Kräften entgegen arbeiteten, das zwar vortheilhaft für den Staat, für den König, für das Volk, — für sie selbst aber verderblich war. Der ganze Stand der Geschäftsmänner murrte, aus Eigennuz, dagegen. Er regulirte die Abgaben, durch die Ämter, welche die verschiedenen Verwaltungsarten erfordern, und die ausschließlich ihm angewiesen sind.

Bande der Verwandtschaft verblendeten Colbert's beiden Toctermännern die Augen, von dessen Gesinnungen und Regierungsweise das Buch zu weit abging. Sie ließen sich ferner durch die schlaunen und heftigen Urtheile des Demarets irre führen, und vertrauten dessen Einsichten zu sehr, insofern er der einzige Schüler von Colbert, seinem Oheim, war, der ihn erzogen und unterrichtet hatte.

Der sanfte, für das Wohl des Staats so besorgte Chamillart, welcher, wie man schon gesagt, selbst mit Boisguilbert gearbeitet hatte, fiel ebenfalls in des Demarets Schlinge. Auch der Canzler, der sich noch immer etwas darauf einbildete, General. Controleur der Finanzen, wenn gleich gegen seine Neigung, gewesen zu seyn, war darüber aufgebracht. Mit einem Wort, es war niemand für Vauban und Boisguilbert als die Unmächtigen und die Uneigennützigcn; ich will sagen: die Kirche und der Adel! Denn das Volk, welches allein dabei gewonnen hätte, wußte nicht einmal, daß es seinem Glücke so nahe gewesen wäre; und bloß die guten Bürger beklagten, daß der Plan nicht zur Ausführung kam.

Es ist wohl zu begreifen, daß der König, von solchen Personen umgeben, und auf diese Art dagegen eingenommen, den Marschall von Vauban schlecht aufnahm, als er ihm dieses Buch überbrachte, das nach seinem ganzen Inhalt an ihn gerichtet war. Nicht besser wurde es von den Ministern aufgenommen.

Von diesem Augenblick waren Vaubans geleistete Dienste, seine Tugenden, seine ausgezeichneten militairischen Fähigkeiten, auf die der König sonst selbst stolz gewesen war, vergessen. Dieser sah in ihm nichts mehr, als einen Schwärmer für das Wohl des Volks und einen Verbrecher, der die Macht seiner Minister, folglich auch die Seinige zu untergraben suche. Er erklärte dieß ohne alle Schonung; und das Echo davon schallte noch bitterer von dem beleidigten, laut triumphirenden Haufen zurück.

Der unglückliche, von allen patriotisch gesinnten Franzosen geliebte Marschall konnte die Unnade seines Königs nicht überleben. Er starb wenige Monate nachher, von vielen tief betrauert. Der König war so unempfindlich bei seinem Tode, daß er nicht einmal daran zu denken schien, einen so brauchbaren und berühmten Diener verloren zu haben. Allein Vaubans Verdienste wurden von ganz Europa anerkannt, und konnten selbst durch seine Feinde nicht verdunkelt werden. Sein Verlust wurde, die Finanz-Pächter und ihre Werkzeuge abgerechnet, allgemein beklagt.

Boisquilbert, den dieser Erfolg hätte vorsichtig machen sollen, blieb dennoch nicht unthätig. Eine der wichtigsten Einwendungen, welche ihm Chamillart gemacht hatte, war, daß man in einem so kriegerischen Zeitpunkt keine Veränderungen vornehmen könne. Hierauf machte jener eine kleine Abhandlung bekannt, worin er zeigte, daß Herr von Süilly, welchem Heinrich IV. das in Unordnung gerathene Finanz-Wesen zu einer

einer Zeit übertragen habe, wo Frankreich in einen noch verderblicheren Krieg verwickelt gewesen, als der gegenwärtige, dennoch mit dem besten Erfolg unternommen habe, dasselbe nach einem ganz andern System zu behandeln. Er schloß seine Antwort auf jene falsche Einwendung mit der Tirade: Muß man erst den Frieden erwarten, um ic. und zählte nun eine so große Menge von Mißbräuchen und Fehlern mit so viel Feuer und Klarheit vor, daß sie nichts dagegen sagen konnten, um so mehr aber — gegen ihn aufgebracht waren. Schon die Vergleichung mit dem Herzog von Sully, dessen bedeutenden Namen sie so ungern wieder in Erinnerung bringen hörten, weil er mehr von dem Finanzwesen verstund, als alle die damaligen Staatsgelehrten und Herrn von der Feder, hatte sie beleidigt.

Ihre Rache blieb nicht aus. Boisguilbert wurde tief nach Auvergne verbannt. Er hatte keine andern Einkünfte als die, welche ihm seine Stelle einbrachte. Da er diese nun nicht mehr versehen konnte, so blieb ihm gar nichts zu seinem Unterhalt. La Brilliere, zu dessen Departement die Normandie gehörte, hatte den Verbannungsbefehl ausgefertigt. Er gab aber ihm Nachricht davon, und behielt denselben noch einige Tage zurück, was er wohl konnte. Boisguilbert machte sich wenig daraus. Das Bemüßteyn, mit Treue und Unerrockenheit für das Wohl des Volks gearbeitet zu haben, entschädigte ihn für alles was er durch diese ehrenvolle Verbannung verlor. Seine Familie hingegen war darüber sehr bestürzt, und suchte den Schlag abzuwenden. La Brilliere selbst nahm sich seiner großmüthig an, und erhielt das Versprechen, das man ihn, so bald er an den ihm vorgeschriebenen Ort angekommen, und die einmal gegebene Ordre vollzogen seyn würde, wieder zurück berufen werden sollte.

Er mußte also abreisen. Sobald La Brilliere von

seiner Ankunst Nachricht erhalten hatte, ging er zum König, den er nun für befriedigt hielt, und wollte den Befehl zur Zurückberufung abholen; allein er bekam zur Antwort: Chamillart sey noch nicht zufrieden gestellt. Ich kannte die beiden Brüder sehr gut, und sprach selbst mit Chamillart deswegen; allein vergebens. Erst nach Verfluß von zwei Monaten wurde Boisguilbert durch meine Vermittlung aus seiner Verbannung befreit. Allein man begnügte sich damit noch nicht, gab ihm auch noch einen tüchtigen Verweis, und, um ihn auf alle Art zu kränken, schickte man ihn, von seinem Amt suspendirt, gerade nach Rouen zurück. Diese Kränkung aber dauerte nicht lange. Das Volk empfing ihn mit lautem Freudengeschrei, und entschädigte ihn dadurch für alles erlittene Unrecht.

Vermischte
Hof- und Staatsaneddoten
aus
den Zeiten
Ludwigs des XIV.
und
des Regenten.

Von
des letzteren Mutter.

3

VITAE S. AUGUSTINI



1)
Sa
W
sic
prim
unt
Die
stern
sien
i
iprem
ne
N
wig
it
gew
in
fau
fich
3
te
mo
nig
For
m
in
nig
Se
D
17

1) Man hat abscheuliche Bücher gegen den Kardinal Mazarin geschrieben. Er stellte sich sehr böß an, ließ alle Exemplare suchen, als wenn er sie verbrennen wollte; wie er sie alle hatte, ließ er sie heimlich, als wenn er nichts davon wüßte, verkaufen, und zog zehn tausend Thlr. davon, lachte, und sagte: Die Franzosen sind artige Leute, ich lasse sie singen und schreiben, so lassen sie mich machen was ich will. Den 25ten Oct. 1715.

2) Madame de Maintenon ist zu St. Cyr in ihrem Stifte. Sie war des Königs Maitresse nicht; sie war was mehr.

Mde de la Valliere war Maitresse vom König, und gar ein gut Mensch. Madame de Maintenon ist der Mde de Montespan Kinder Hofmeisterin gewesen, hat ihr darnach die Schuhe ausgetreten; aber sie hat es weiter gebracht. Der Teufel in der Hölle kann nicht schlimmer seyn als sie gewesen ist; ihre Ehrsucht hat ganz Frankreich in Unglück gestürzt.

Die Fontange war ein gut Mensch; die kannte ich wohl, sie war von meinen Hofräulein gewesen; war schön vom Haupt bis zum Füßen, hatte aber wenig Verstand. Den 5ten Novbr. 1715.

Die Montespan war ein lebendiger Teufel; Fontange aber ein gut einfältig Mensch; beide waren schön. Die letzte ist darauf gestorben, daß die erste sie in Milch vergiftet hat; ob es wahr ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich wohl, daß zwei von Fontange Leuten gestorben seyn, und daß man öffentlich gesagt: Daß sie vergiftet wären. Den 19ten Novbr. 1715.

3) Der Chevalier St. George ist der beste und höflichste Herr von der Welt. Er fragte einstmals den Mylord Douglas: was könnte ich wohl thun meiner Nation zu gefallen? Douglas antwortete: setzt euch in ein Schiff, nehmt zwölf Jesuiten zu euch, und so bald ihr ankommt, laßt die zwölf Jesuiten öffentlich henken. Nichts kann den Engländern angenehmer seyn. Den 3ten Decbr 1715.

4) Der König in Dänemark Fridericus IV. kömmt mir ein wenig einfältig vor. Er wollte hier verlobt von meiner Tochter seyn; im Tanz drückte er ihr die Hand, sahe gen Himmel; sing den Menuet am einen Ende des Saals an, und endete ihn am andern Ende. Blieb hernach in der Mitte vom Saal stehen, ohne zu wissen was er thun sollte. Er jammerte mich; ich stand auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn weg, sonst glaube ich, stünde er noch da. Der gute Herr weiß nicht was schön oder häßlich ist. Den 3ten Jan. 1716.

5) Der Kardinal de Noailles ist gewiß ein recht tugendfamer Kardinal, welches sie nicht alle sind. Wir haben hier vier, alle sehr different. Drey sind in dem Stück eins, daß sie falsch wie Galgenholz sind, aber in Figur und Humor different.

Der von Polignac ist wohl geschaffen; hat Verstand; ist insinuant; hat eine angenehme Stimme, faveur und Politic zu sehr ergeben, welches ihm alle fauten thun macht.

Der Kardinal de Rohan ist schön vom Gesicht, wie seine Frau Mutter war, hat aber keine taille. Dieser ist hoffärtig wie ein Pfau; voller Einbildung, tripotier, intrigant, esclave von den Jesuiten; meint er regieret alles, und regieret doch nichts; glaubt seines gleichen sey nicht geboren.

Der Kardinal de Bissi ist häßlich, gleich ei-

einem platten Bauren, ist stolz, hoffärtig, falsch und boshaft, ärger als man erdenken mag; schmeichelhaftig jusqu' à la fadeur; man sieht ihm die Falschheit aus den Augen; hat doch Verstand, legt aber nur alles zum Bösen an.

Diese drei Kardinäle könnten den von Noailles im Sack verkaufen, und ihn lassen dabei stehen, wie man im Sprichwort sagt, denn sie sind alle 3 schlauer als er. Den 30sten Jan. 1716.

Der Bissi gleicht dem Tartuffe wie zwei Tropfen Wasser, hat ganz seine Maniren an sich. Den 30sten Jan. 1716.

6) Rechte Geburt des englischen Prätendenten!) Es ist gewiß, daß wir die Königin von Engelland, Gemalin von Jacob II. zu St. Germain gesehen; da ihre Stieftochter ihr aufbürden wollte, daß sie nicht schwanger sey, hätte sie größere Präkautiön nehmen sollen; ich habe Ihre Majest. selber davon gesprochen, sie sagt: sie hätte die Prinzessin Anna selber gebeten, ihre Hand auf ihrem Bauch zu legen, und zu fühlen, wie das Kind sich rühret, sie hätte es aber nicht thun wollen, sie hätte aber nie gedenken können, daß Leute, so sie alle Tage schwanger gesehen, hätten zweifeln können, daß sie nicht ins Kinderbett kommen würde. Den 6ten Febr. 1716.

7) Des Lord Hondley Großtante, Mad. de Gordon, ist lange Jahre meine Dame d'autour gewesen; sie war gar ein wunderlich Mensch, hat allezeit revirt; sie hat einmal ihren eigenen Schenkel im Sommer anstatt eines Briefes im Bette versiegelt; sie pilschirte sich ihren eigenen Schenkel und brennte sich jämmerlich. Sie spie einmal der ersten Kammerfrau, so eben jähnte, in den Mund; ich glaube, wenn ich nicht gewehret hätte, meine erste Kammerfrau hätte sie geschlagen, so böß war sie. Wenn sie mir Abends die Kappe auf-

setzen sollte, um nach Hof zu gehen, so nahm sie ihre Handschue, schlenkerte sie mit ins Gesicht, und setzte sich meine Kappe selber auf. Einmals hatte sie mit einem Capitain des Gardes von Monsieur seeligen zu reden, so ein großer Mensch war, und le Chevalier de Beuvron hieß; sie hatte die Gewohnheit, wenn sie mit einem Manne sprach, so spielte sie allezeit mit den Knöpfen an der Weste. Dieser aber war so lang, daß sie nur an seine Hofe gelangen konnte, und knöpfte ihm also die Hofe auf. Er erschrock, sprang zurück und sagte: que me voulez-Vous? Dieses gab ein großes Gelächter im Saal zu St. Cloud. Den 18 Febr. 1716.

8) Der Milord Peterborough soll gesagt haben: Que nous sommes sots de nous faire tuer pour ces deux bènêts; meinte die beiden Könige in Spanien. Den 18ten Febr. 1716.

9) Montéleon hat groß Recht die Prinzess des Ursins zu lieben, sie hat sein Glück gemacht; er war ein kleiner Officier in den Truppen, hatte Verstand und attachirte sich an diese Dame, so aus ihm gemacht, was er nun ist. Den 18ten Febr. 1716.

10) Die Aebtissin von Mautbuisson, Louise Hollandine, fille de Frederic V., Electeur Palatin (zu Henri IV. Zeiten) hat so viel Bastards gehabt, daß sie schwur: par ce ventre, qui a porté 14 enfants. Den 20sten Febr. 1716.

11) Mein Sohn hat dem Prätendenten weder öffentlich noch heimlich beigestanden, und hätte Milord Stairs eine etroitere Allianz mit meinem Sohn eingegangen, hätte er wohl verhindert, daß weder der Prätendent noch sein Anhang in Frankreich gewesen wären; aber da dieses abgeschlagen, hat er [der Herzog-Regent] nur exaktement gehalten, was in seinem Friedenstractat siehet. Er ist dem Prätendenten

we-

weder mit Gelde noch mit Waffen beigefanden; das konnte auch nicht seyn, indem mein Sohn occupirt ist, des verstorbenen Königs Schulden zu bezahlen; hat es auch nicht gewollt, weil es gegen den Friedenstractat gewesen wäre. Daß man meinen Sohn mit dem Könige von Engelland zu brouilliren gesucht hat, das ist gewiß; denn in derselben Zeit, da man dem König die Lügen sagt, daß mein Sohn dem Prätendenten beistehe, sagt man ihm, daß Milord Stairs den Mons. Wendenriter, des Kaisers Envoyé, gesprochen, wie auch den Abgesandten von Sicilien, um eine ligue mit ihnen zu machen, den König in Spanien aus Spanien zu verjagen, den König von Sicilien, König von Spanien zu machen, dem Kaiser Sicilien wieder zu geben, summa alles gegen ihn zu thun. Mein Sohn sagt, daß wenn man gewollt hätte, so hätte er wohl gehindert, daß der Prätendent durch Frankreich gegangen wäre, daß man ihn aber nur in den Schranken der Friedenstractaten habe haben wollen; deswegen hat er auch nur gehalten, ganz unverbrüchlich, was diese Tractaten in sich halten. Der Pabst und noch andere haben dem Prätendenten Geld gegeben, aber mein Sohn hat es nicht gethan. In jekiger Zeit, da alle Truppen gemindert waren, hat man ja den Abgedankten nicht wehren können, hinzugehen wo sie wollten. Mein Sohn hat gar gewiß keinen Sinn mit Engelland zu brechen, aber man hat ihm versichert, daß nur zwei Stimmen in Engelland gewehret haben, daß man nicht gleich den Krieg angekündigt hätte. Er glaubt nicht, daß Milord Stairs sein Freund ist, noch die Sachen dem König so treulich vorgetragen, als er es gemeint hätte, und daß es ihm nicht leid den Krieg anzuspinnen, denn er meinet, daß wenn Milord Stairs dem König seinem Herrn, seine wohlmeinende Intention vorgetragen hätte, wie er es ihm proponirt,

wür-

würde es der König nicht abgeschlagen haben. Den 25sten Febr. 1716.

2) Meine Tante, die Prinzess Elisabeth Nebtissin von Hervord, hat einmal eine Maske anthun wollen, anstatt ihrer Maske fordert sie einen Kammertopf, wie sie denn allezeit sehr distract war. Man brachte ihr den Kammertopf, sie meinte es wäre die Maske, suchte den Band um es anzustecken, nahm die Handhebe, zog daran, sagte aber ganz ernstlich: mein Gott, wie stinkt die Maske! wie sie es besah, war es der silberne Kammertopf. Ein andermal wollte sie sich auf dem Nachstuhl setzen, sie setzte sich ins Kamin, und verbrannte sich den Hintern brav. Den 27sten Febr. 1716.

13) Man sagt hier, daß die Königin von Spanien zwar mehr von ihrem Herrn geliebt ist, als die erste war; doch hat sie weniger pouvoir; denn der Abbé Alberoni soll sie alle beide wie Kinder halten, und er hat alle Gewalt. Den 19ten Mart. 1716.

14) Engelländer und Engelländerinnen, haben die Königin Anna hier abscheulich ausgetragen; sagten, sie fause sich Sterns voll, darnach würde sie verliebt von Damen, wäre aber unbeständig und ändere oft; mir hat Madame Sandwich nichts erzählt, aber an meinen Herrn Sohn; ich bin ein wenig mit ihr umgegangen, denn sie hat mich geekelt selber zugestehen, daß sie sich zu so Wüstereien hätte gebrauchen lassen. Den 18ten Mart. 1716.

15) Ich weiß nicht, ob es eigentlich wahr ist, daß die Maintenon den Louvois hat vergiften lassen, aber es ist gewiß, daß er vergiftet worden, und sein Doctor auch, so die That gethan. Und im Sterben sagte dieser Doctor: je meurs empoisonné: je l'ai bien mérité, pour avoir empoisonné

né mon maître Mr. de Louvois et cela dans l'espérance de devenir Medicin du Roi, comme Mde de Maintenon me l'avoit promi. Man hat aber diesen Disfurs von den Doktor Seron für eine Fabelei wohlen passiren lassen. Sollte sie den Louvois vergiftet haben, war es, weil er sich unterfangen ihr zu widerstehen, und den König zu desabusiren. Um desto besser zu seinem Zweck zu gelangen, gab er dem König den Rath, das Weib nicht in die Armee zu führen. Der König hatte die Schwachheit, ihr die Sache zu sagen; damit war's gethan. Louvois war ein böser Teufel, der weder Gott noch Teufel fürchtete, aber das muß man gestehen, seinen König hat er wohl gedient. Den 14ten April 1716.

16) Des Duc de Noailles Großvater, war einer von den häßlichsten Männern von der Welt. Er hatte ein gläsern Auge, eine Nase wie eine Eule, ein groß Maul, gar häßliche verfaulte Zähne, ein gar klein Gesicht, kleinen Kopf, und einen gar großen langen Leib ganz gebogen; war allezeit böß und grittlich; sein Großvater hieß Ghimel. Als Madame de Cornuel einmals seine Genealogie las, rief sie überlaut: je m'étois toujours bien doutée en voyant le Duc de Noailles, qu'il falloit qu'il sortit des Lamentations de Jeremie.

17) Als der König Jacob II. von England nach Frankreich kam, ging die Mde de Cornuel nach St. Germain, um ihn zu sehen. Kurz darauf sagte man, wie unser König sich bemühe, diesen König wieder auf dem Thron zu setzen. Mde de Cornuel schüttelte den Kopf, und sagte: j'ai vu ce Roi Jacques, notre Roi a beau faire, il n'en fera jamais que la sauce au pauvre homme.

18) Sie ging nach Versailles den Hof zu sehen, es war eben wie Mr. de Torci und Mr. de Seignelai
Mini-

Ministers wurden, beide waren noch sehr jung; sie sahe sie und auch Madame de Maintenon. Wie sie wieder nach Paris kam, fragte man sie, wie sie mit ihrer Reise zufrieden wäre? sie sagte: j'ai vû à la cour ce que je n'eûs jamais crû voir, c'est l'amour au tombeau et le ministère au berceau... denn die gute Maintenon war damals schon alt. Den 28sten April 1716.

19) Der älteste Herr Marggraf von Anspach war entetirt von Mademoiselle d'Armagnac, wollte es doch nicht gestehen, sagte er hätte nie gedacht sie zu heirathen, denn die Familiarität so sie damals mit dem damaligen Marquis de Villequier hatte, so ist der Duc d'Aumont ist, hätte sie ihm verleidet. Die Mutter von dieser Dame wollte dem Marggrafen im Bette bei der Tochter ertappen, und man gab ihm beau jeu; er merkte aber die Sache, und machte seine Bistten so modest, daß man ihm nicht ertappen konnte. Die Wahrheit zu sagen, so hatte ich ihn dafür gewarnt, denn ich kannte die Mutter das böse Weib wohl. Den 24sten April 1716.

20) Der Cardinal de Richelieu hat mit allen seinem großen Verstande große Accessen von Narrerei gehabt. Er bildete sich bisweilen ein, daß er ein Pferd wäre, sprang um ein Billard herum, und schlug hinter sich aus, schrie und weierte wie ein Pferd; das wahrte eine Stunde, hernach legten ihn seine Leute ins Bett, deckten ihn wohl zu, daß er schwigte, und wenn er erwachte, war es als wenn er in seinem Leben nicht nârrisch gewesen wäre. Den 5ten Juny 1716.

21) Der Erzbischof von Paris predigte dem Bischof von Gap, daß schlimme Gerüchte von ihm gingen, man sagte: daß er debauchirt wäre, und die
Weis

Weibesleute zu sehr liebte. Ah! Monseig. antwortete der Bischof von Gap: si Vous saviez ce que c'est, Vous ne Vous en étonneriez pas; j'ai vecû quarante ans sans savoir ce que c'étoit: je ne sais comment je m'avisai d'en tâter; mais depuis je n'ai pû m'en passer. Essayés - en une fois seulement, Monseigneur, et Vous verrez qu'il est impossible de s'en passer après. Dieser Bischof wohnt jetzt zu Boulogne, einem Dorfe bei Paris, ist ein kleines häßliches Pfäffchen, hat einen großen dicken Kopf, und ist feuerroth im Gesicht. Den 12 Juni 1716.

22) Das Ceremoniel so man den Kurfürsten am Kaiserlichen Hofe giebt, ist ein gut Exempel für sie, uns nicht zu disputiren. Zu Henri IV. Zeiten kam ein Kurfürst von Pfalz nach Frankreich, da schickte man des Königs Haus dem Kurfürsten entgegen, er und seine ganze Suite wurde defrairet, und der Kurfürst, wie er nach Hofe kam, ging zwischen dem Dauphin und Monsieur, aß mit dem König. Monsieur selbiger wußte es, und hat es mir selber erzählet. Der König that als wenn er auf die Jagd ritte, aber in der That ritte er dem Kurfürsten eine halbe Meile entgegen, und führte ihn in seiner Kutsche nach Paris, wo er allezeit mit des Königs Leuten bedient wurde; das ist ein wenig different von dem Leben, daß Kur Baiern hier geführt hat. Den 23sten Juni 1716.

23) Wie der große Condé verliebt von Mselle d'Epéron war, und in die Armee ging, gewöhnte er sich an junge Cavaliers; wie er wieder kam, konate er die Damen nicht mehr leiden, gab aber zur Entschuldigung vor, er wäre krank gewesen, und man hätte ihm so viel Blut gelassen, das hätte ihm alle Kräfte und Liebe genommen. Die Dame aber so diesem Herrn ernstlich liebte, bezahlte sich nicht mit
die

dieser Antwort, sondern forschte eigentlich nach, und wie sie die rechte Ursache erfahren, so wurde sie so verzweifelt, daß sie sich ins große Karmeliter-Kloster steckte, der Welt ganz absagte und Nonne wurde. Den 5ten Juni 1716.

24) Es war ein refugirter Franzos in Holland, der schrieb mir wie die Sache mit dem Prinzen von Oranien vorging; ich meinte, ich würde dem König einem Dienst thun; ihm zu berichten, was er mir davon geschrieben; that es gleich; der König nahm es wohl an, und dankte mir; Abends aber sagte der König im Lachen: mes Ministres soutiennent, que Vous êtes malinstruite, et qu'on ne Vous a pas écrit un mot de vérité. Etliche Zeit hernach, wie es laut ward, daß König Wilhelm in Engelland seyn sollte, kam Mons. de Torci zu mir, und bat mich, ich sollte ihm doch Part geben von meinen Zeitungen; ich sagte: je n'en ai plus; Vous avez assuré le Roi, que je ne recevois que des fausses nouvelles; sur cela j'ai ordonné, qu'on ne m'en écrive plus, car je n'aime pas à débiter de fausses nouvelles. Er lächelte, wie er allezeit thut, und sagte: Vos nouvelles se sont trouvées fort bonnes etc.

Mr. de Louvois war allein wohl bedient von seinen Spionen, aber er sparte kein Geld; alles was von Franzosen in Teutschland oder Holland ging, waren alle seine gagirte Spionen, Tanzmeister, Fechtmeister, Ecüyers, Vereiter, an allen Höfen. Nach seinem Tode hat man die Sache nicht fortgeföhrt, darum sind die Minister jezund so ignorant. Den 26sten Juni 1716.

25) Lauzun hat die wunderlichsten Einfälle von der Welt, und nimmt possierliche Umschweife, wenn er was vorbringt, als zum Exempel, um dem König zu wissen zu thun, daß Mr. le Comte de Marsan, Mr. le

Grand

Grand Herr Bruder, sich an den damaligen Minister de Chamillard attachirt hätte, sagte er: Sire, j'ai voulu changer de Perruquier, et prendre celui qui est le plus à la mode, mais je n'ai pu l'avoir, car il y a déjà quelques jours que Mr. de Marsan le tient enfermé en Chambre, afin de faire des pèruques pour toute la maison et les amis de Mr. de Chamillard; sagte solches ganz einseitig daher, als wenn er nichts sagte. Den 26 Juni 1716.

26) Die Historie vom Prinzen Emanuel von Portugal ist eben wie ein Roman. Man sagt, sein Herr Bruder der König, habe ihn wollen zum Pfaffen und Bischof machen, das stund ihm nicht an; und soll er es sich haben verlauten lassen, denn er soll in seinem Lande beliebt gewesen seyn. Der König ließ ihn zu sich kommen, fragte, ob es wahr, daß er nicht geistlich wollte werden? Als der Prinz geantwortet, daß es wahr wäre, so soll ihm der König eine Maulschelle gegeben haben; worauf der Infant soll geantwortet haben: Sie sind mein Bruder und mein König, ich kann und soll mich nicht gegen Sie rächen, aber weil Sie mir den Affront gethan, werden Sie mich in Ihrem Leben nicht wieder sehen. Er soll dieselbe Nacht fortgereiset seyn. Den 28sten Juli 1716. Der König sein Hr. Bruder hat ihm befohlen, von Paris wieder nach Holland zu reisen. Der Infant hat nichts darauf geantwortet; also zweifelte weder der Hofmeister noch Abgesandte, daß er willens wäre, seinem Hrn. Bruder zu gehoramen. Vergangene Woche sagte er zum Abgesandten: er möchte gerne Versailles und Marly sehen. Der Abgesandte schickte hin, und ließ alles fertig halten; er und seine Frau fuhren mit dem Prinzen hin, der Hofmeister und noch ein Edelmann vom Prinzen waren auch dabey. Wie sie wieder von Versailles kamen, und in der Mitte vom Cours waren, hieß der Prinz stille halten, rief: ist keine Chasse de Poste vorhanden? Eine Stimme

Denkwürdigk. XXIX. Bd. P ant-

antwortete: oui, Monseigneur, en voici quatre. C'est assés, sagte der Prinz, wandte sich zum Ambassadeur, dankte ihm über die maßen für die viele Freundschaft so er ihm erwiesen; er sagte weiter: ich wünsche nichts mehr, als Gelegenheit zu finden, euch meine Erkenntlichkeit zu erweisen. Ich reise in diesem Augenblick weg nach Wien zum Kaiser; er ist Geschwister Kind mit mir und wird mich also wohl empfangen; unter seinen Truppen-prätendire ich mein Handwerk zu lernen gegen die Türken. Seinem Hofmeister machte er auch eine große Dankagung für die Mühe so er genommen ihn zu erziehen. Dem Edelmann machte er auch ein Compliment; stieg damit aus, rief die Post-Chaisen, setzte sich ein; sein Favorit, ein Junge, so ein häßlich Schützchen ist, aber vielen Verstand haben soll, setzte sich in die andere, und seine zwei Kammerdiener in die dritte und vierte. Andere sagen, daß er in Portugall verliebt von M^{de} de Ribeira gewesen wäre, ehe sie sich verheirathet hätte, und daß er sie heirathen wollen. Der König sein Herr Bruder hätte es aber nicht erlaubt; aber kurz vor seiner Abreise soll ihn der Mann auf einem Knie liegend vor seiner Frau ertappt haben; der Mann ist gräulich jaloux, und das soll des Prinzen Reise beschleunigt haben; da ist der Roman vollkommen. Den 14ten Juni 1716.

27) Heinrich der Vierte ist einmal gewarnt worden, daß eine von seinen Maitressen ihm untreu wäre. Diese hatte einmal den Duc de Bellegarde zu sich kommen lassen, wie sie gemeint, daß der König nicht zu ihr kommen würde. Der König ließ aufpassen, wenn sein Rival bei ihr seyn würde; wie man es dem König sagte, ging er zu ihr. Sie lag im Bette, und klagte große Hauptschmerzen. Der König sagte, sie sollte ihm zu Nacht essen geben, er hätte großen Hunger. Sie sagte: sie hätte nicht gedacht zu Nacht zu essen,

essen, man hätte ihr nur ein Paar Feldhühner verwahrt. Der König antwortete, es wäre gut, man sollte sie bringen, er wollte sie mit ihr essen. Man brachte aber noch mehr, denn sie hatte ein Nachtessen für Bellegarde präparirt. Wie die Feldhühner kamen, nimmt der König ein Stück Brodt, spaltet es entzwei und thut ein ganz Feldhuhn hinein, hält es zusammen und wirft es unter das Bette. Die Maitresse erschrak und sagte: Sire! que faites-Vous? Der König lachte und sagte: Madame, ne faut-il pas que tout le monde vive? stund auf und vergnügte sich ihnen Angst gemacht zu haben. Den 13ten August 1716.

28) Ich habe Mr. de la Motte selber gesehen; mit alle seinem Verstande ging er wie ein Narr gekleidet. Er trug Stiefeln mit Pelz gefüttert, eine Pelzmütze, so er nie abthät, einen großen Rabat, und einen schwarzen samtenen Rock. Den 8ten Septbr. 1716.

29) Wir haben wenig Königinnen in Frankreich gar glücklich gesehen. Maria de Medicis ist im Exil gestorben. Des Königs und Monsieur seel. Mutter ist unglücklich gewesen, so lange ihr Herr gelebt. Unsere Königin Maria Therese hat auf ihrem Todbette gesagt: daß sie in ihrem Leben, so lange sie Königin gewesen, nur einen recht vergnügten Tag gehabt. Den 29sten Octobr. 1716.

30) Der Kurfürst von Bayern Maximilian Maria, hat mich oft aus der Haut fahren machen, wenn er so alberne Sachen hier angefangen, als nämlich, wenn er mit Mr. d'Antin ist spielen und essen gegangen, und mit keinem von seinen leiblichen Schwester. Söhnen nicht begehrt zu essen, da doch ein Souverain, ohne Kurfürst zu seyn, mit Madame la Dauphine und mir essen kann. Hätte er es begehret, wäre es gewiß geschehen; aber er hat sich contentirt bei d'Antin oder Torci zu essen, mit etlichen Damen von

des Königs Tafel. Das kann mich noch ungeduldig machen, wenn ich daran gedenke. Der König lachte oft herzlich über meinen Zorn, und sobald dieser Kurfürst eine neue bevue that, rief mich der König in das Kabinet und sagte: Que dites-Vous à cela, Madame? Ich antwortete: Tout est chez cet Electeur de même pourrure. Da lachte der König seel. von Herzen. Den 29sten Octobr. 1716.

Kur-Bayren hatte einen Marschall, Graf Arco, ein Bruder von dem, so seine Maitresse, die Popel, des Chevalier de Baviere Mutter, so wunderbar geheirathet, daß er sie nie allein hat sehen dürfen. Dieser Marschall war so ein ehrlicher Mann, als sein Bruder ein einfältiger Tropf war; der wollte verzweifeln; wenn sein Kurfürst sich so elend und ridicüle anstellte, kam der arme Mann, und klagte mir sein Leid; gings etwas besser, kam er auch und sagte es; aber ich glaube, daß man ihm hernach verboten, zu mir zu kommen, denn bis an seinen Tod habe ich ihn nicht mehr gesehen. Kein einziger von allen denen Bayerischen Bedienten ist je zu mir gekommen, ich glaube, man hat es ihnen verboten. Alle die Kuppelleien, so Kur-Bayren gemacht, haben unserm König gar nicht gefallen, sondern er sagte einstmahl zu mir: Que dites-Vous de cela, l'approuvez-Vous? und wie ich dagegen schmälte, und sagte: daß es die ridicülste Sache von der Welt wäre, lachte der König von Herzen. Der Kurfürst hat ein so groß Werk von den Grisetten gemacht, daß er mit aller Gewalt wollte, wie der König den Routen in dem Walde Namen gab, daß man sollte eine l'allée des Grisettes heißen, welches der König seel. aber nicht à propos fand. Er hat von seiner Race in den Dörfern gelassen. Man hat mir 2 gewiesen, die von ihm schwanger waren, als er schon fort war. Den 24sten Novbr. 1716.

31) Ich habe erzählen hören, daß man in Engelland

land meinen Onkel seel. Rupert für einen Herenmeister gehalten, und einen großen schwarzen Hund, so er hatte, für den Teufel. Wenn er in die Armee kam, und gegen den Feind ging, flohen deswegen ganze Regimente für ihm. Den 30sten Januar 1717.

32) So bald ein Königskind, so man enfant de France nennt, auf die Welt kommt, und gewickelt ist, hängt man ihm seinen Orden an, aber sie werden erst zu Chevaliers de l'Ordre gemacht, nachdem sie communicirt haben, und das geschieht mit den gewöhnlichen Ceremonien. Den 15ten Januar 1717.

33) Die Kanzlerinnen haben hier nur des Morgens den Tabouret, wenn sie zur Toilette kommen. Nachmittags müssen sie stehen; das kömmt daher: daß zur Königin Maria de Medicis Zeiten, eine Kanzlerin in großen Gnaden war, hatte aber böse Füße und konnte nicht stehen; die Königin ließ sie alle Morgen zu sich kommen, und machte sie sitzen. Seit der Zeit ist es so der Brauch blieben. Den 5ten Febr. 1717.

34) Zu Henri IV. Zeiten, gingen dieses Königes Bastards vor allen Fürsten vom Hause Lothringen; aber den andern Tag nach des Königs Tode, wie der Duc de Verneuil wieder vor den Duc de Guise gehen wollte, nahm dieser den Duc de Verneuil beim Arme und sagte: Cela fut bon hier, mais cela ne vaut rien aujourd'hui, zog ihn zurück und ging vor ihm. Den 13ten Mart. 1717.

35) Zwo junge DUCHESSEN haben ihre Amants nicht nahe genug sehen können, und deswegen etwas possierliches erdacht. Es sind zwei Schwestern und beide in einem Kloster etliche Meilen von Paris erzogen worden. In selbigen Kloster ist eine Nonne gestorben; die Damen stellten sich, als wenn es ihnen gar leid wäre, und daß sie sie sehr lieb gehabt hätten, forderten also Urlaub, um der Nonne die letzte Ehre anzuthun, und zu ihrem

Begräbniß zu gehen; solches wurde ihnen erlaubt, und wurden sehr gerühmt über ihr gut Naturell. Wie sie ins Kloster kamen, fanden sie bei dem Begräbniß 2 fremde Pfaffen, die niemand im Kloster kannte. Man fragte sie, wer sie wären? sie sagten: sie wären arme Priester, die Protection nöthig hätten, und wie sie gehört, daß die 2 Duchessen kommen würden zum Begräbniß, hätten sie sich auch dabei eingefunden, der Damen Protection zu suchen. Die Damen sagten, sie wollten sie examiniren, sie sollten nach dem Begräbniß in ihre Kammer kommen. Die jungen Priester gingen hin, blieben aber bei den Damen bis gegen Abend. Die Abtriffin fand die Audienz zu lange, hieß die jungen Priester fortgehen. Einer hielt sich gar stämmig, der andere aber that nichts als lachen. Dieser, der Duc de Richelieu, der andere der Chevalier de Guemenée, des Duc de Guemenée jüngster Sohn. Die Cavaliers haben die Avantüre selber ausgesagt. Den 11ten Juni 1717.

36) Die impuissants machten die schöne M^{de} de Maubuisson ohnmächtig; sie konnte sie riechen, und so bald sie nahe zu ihnen kam, wurde sie gleich übel. Man erzählet von dieser Dame, daß, um sich ein Oeil tendre zu machen und um wohl auszufehen, hätte sie einen Kammerdiener, der mußte wenn sie auf einen Ball ging, in ihrem vollen Puse und aufrecht mit ihr zuhalten. Den 10ten Septbr. 1717.

37) Von dem Hrn. von Bernstorff habe ich viel gehört von einer Person, die ihm vor diesem nicht übel gefallen hat, nämlich von der Herzogin von Mecklenburg, so des Duc de Luxemburg Schwester war, die hat mir seinen Verstand sehr gelobet. Sie prätendirte, daß sie ihn an Herzog Georg Wilhelm gegeben hätte. Den 21sten Sept. 1717.

38) Das Laster, die Buben zu lieben, ist
des

des Maréchal de Villars größte Passion. Ew. Liebden Herr Duke, der artige Prinz von Eisenach, wollte ihn einmal prügeln lassen, weil er ihm eine Liebesdeklaration gethan.

Die Maréchale de Villars läuft dem Comte de Toulouse viel nach; mein Sohn ist auch sehr in ihren Gnaden, aber auch nicht diskret.

Maréchal de Villars kam einmal zu mir, und weil er präntendirt, sich wohl aut Medaillen zu verstehen, begehrte er die meinen zu sehen. Baudelot, ein guter ehrlicher gar gelehrter Mann, der die Aufsicht über meine Medaillen hat, mußte sie ihm weisen; er ist der schlaueste nicht, und weiß nie was bei Hof vorgeht. Er hatte eine Dissertation über eine von meinen Medaillen gemacht, um gegen andre Gelehrte zu bestreiten, daß ein gehörnter Kopf nicht Jupiter Ammon, sondern Pan sey. Der gute Baudelot, um seine Gelehrsamkeit zu weisen, sagte zu Mr. de Villars: Ah! Monseigneur, voici une des plus belles Médailles, que Madame ait, qui est le Triomphe de Cornificius. Il a toutes sortes de Cornes. C'étoit un grand Général comme Vous, Monseigneur. Il a les Cornes de Junon et de Faune. Cornificius, Monseigneur, comme Vous savez, étoit grand Général. Ich sagte: Passons Si Vous Vous arrêtes à chaque médaille, Vous n'aurez pas assez de tems à montrer toutes. Aber er war voll von seiner Arbeit und sagte: Ah! Madame, celle-ci en vaut bien une autre. Cornificius est en vérité une de plus rares Médailles du monde. Considerés la, Madame; regardés, voilà Junon couronnée qui couronne ce grand Général. — Und was ich auch sagen mochte, konnte ich nicht hindern, daß er dem Maréchal von Hörnern sprach. Monseigneur sagte: Baudelot se connoit en tout, et je voudrois bien le faire juger, si j'ai raison de dire que ses Cornes sont plu-

tôt celles de Fauns, que celles de Jupiter Hammon. Alle Menschen in der Kammer liefen hinaus, denn sie konnten das Lachen nicht lassen. Wenn man es expres hätte wollen anstellen, wäre es nicht toller herausgekommen. Zuletzt, wie der Marschall wieder aus der Kammer war, mußte ich doch lachen. Ich hatte große Mühe Baudelot zu überzeugen, daß er übel geihan. Den 23sten Septbr. und 28sten Octobr. 1718.

39) Unsere Prinzen hier haben keine absonderliche Kleidung, wenn sie ins Parlament gehen, sind nur en manteau, welches in meinem Sinn gar bürgerlich steht; denn sie haben dabei auch einen Ueberschlag und kein Halstuch an. Die von la maison royale haben nichts besonders von den andern Herzögen so ins Parlament gehen dürfen, auffer dem Plag im Sigen, und daß sie durch das Parquet gehen dürfen, welches keinen andern als ihnen erlaubt ist. Wenn der Präsident zu ihnen spricht, zieht er die Kappe ab, aber mit allen andern spricht er bedeckt. Das ist eine von den großen Disputen, so die Princes du Sang mit dem Bastards gehabt haben, wie aus ihrem Factum zu ersehen. Die Präsidenten im Parlament haben lange Röcke an, von Couleur de feu, und um den Hals vorn herunter und um die Ermel sind sie mit Hermelin gefuttert. Den 24sten Sept. 1717.

40) Es ist gewiß, daß die Comtesse de Soissons, Angelique Cunigonde, fille de Franc. Henri de Luxembourg, viel Tugenden und Verstand hat, allein sie hat wie alle Menschen auch ihre Fehler. Man kann von ihr wohl sagen, daß sie eine arme Fürstin ist. Ihr Herr, Ludov. Henri Chevallier de Soissons, war recht häßlich, hatte ein lang Gesicht, die Augen nahe bei der Nase, welche abscheulich lang eine Habichtsnase und gelb ist, wie eine Quitte. Für einen Mann, hatte er den Mund allzu klein, voll fauler Zähne, und stank ab-

abscheulich, hatte starke häßliche Beine, die Knie und Füße einwärts, wie die Papagoin, ging und machte die Reuerenze gar übel, hatte keine grace in seinen Gebarden, war mehr klein als groß, hatte schöne Haare und in großer Menge; so war der Comte de Soissons; aber wie er ein Kind gewesen, war er recht schön. Ich habe von seinen Contersaiten von der Zeit gesehen. Hätte der Sohn von der Comtesse de Soissons ihr geglichen, wäre er gar hübsch gewesen, denn alle ihre Liniamenten sind schön, Augen, Mund und tour de Visage kann nicht schöner seyn. Die Nase ist ein wenig zu dick, und Haut nicht delikat.

41) Wer Prinz Eugenius vom Gesicht gleich, kann gewiß nicht schön seyn; er ist noch kleiner als sein ältester Bruder; alle diese, auffer Prinz Eugenius, haben wenig getaugt. Prinz Philipp, so der 2te Bruder war, war auch ein toll Hinkel, ist zu Paris an den Kinderblattern gestorben. Derselbige war ganz blond, gar häßlich von Gesicht, hatte auch mauvaise grace, und sah allezeit verübert aus; hatte eine große Habichtsnase, einen großen dicken aufgeworfenen Mund, eingefallene Backen; ich fand ihn schier wie seinen ältesten Bruder. Ein dritter Bruder, so man Chevalier de Savoye hieß, hat sich mit einem Pferde zu Tode gefallen; Prinz Eugenius ist der jüngste von allen Brüdern. Es waren auch 2 Schwestern, so auch gar häßlich waren; eine ist todt, die andere lebt noch in Savoyen in einem Kloster. Die älteste war wie ein Monster von Figur, und dabei eine Zwergin, hat bis an ihr Ende ein gottlos Leben geführt; ist mit einem Abbé durchgegangen, er hieß Abbé de la Bourlie, ein toller Kerl. Sie haben sich zu Genève geheirathet, und brav geschlagen, endlich ist sie gestorben. Den 24sten Sept. 1717.

Wie Prinz Eugenius noch jung war, war er

nicht gar häßlich, er muß häßlicher geworden seyn. Eine gute Miene hat er nie gehabt, noch l'air noble. Die Augen hat er nicht häßlich, aber die Nase verschändet sein Gesicht, und daß er allezeit den Mund über 2 große Zähne aufhält, allezeit schmutzig ist, fette Haare hat, die er nie frisirt. Den 28ten Sept. 1717.

42) Man will hier noch gestehen, daß der Ambassadeur von Persien ein Betrüger gewesen; ein plumper Gefelle war er, das ist gewiß, hatte aber Verstand. Seine Audienz war etwas gar magnifiques. Er hatte eine geheirathete Frau, so hier schwanger von ihm war, in eine gelöcherte Kiste packen lassen, nachdem er ihr das Christenthum hatte abschwören lassen. Das Mensch war nicht viel besonders, ein Bastard von meines Sohnes Premier aumonier dem Abbé de Grancay, welcher allezeit ein klein Serail für sich hatte. Der Ambassadeur hat gebeten, daß niemand die Kiste anrühren sollte, wo sie inne stach, weil heilige Bücher darinne wären, die der heilige Prophet Mahomet selber geschrieben, und wenn es Christen anrührten, würden die Bücher entheiligt werden; also hat man sie nicht angerühret, und die schwangere Dame ist fort. Daß man ihm solle 10000 L'd'ors gegeben haben, das kann ich nicht glauben. Den 1sten Octobr. 1717.

43) Wenn der Duc de Crequi ein Weibesmensch sahe, so sagte er, wenn sie ihm leichtfertig vorkam: je ne voudrois pas avoir perdu ce que celle-là cherche. Den 8ten Octobr. 1717.

44) Ich hatte das Unglück den Hrn. Marggrafen Johann Friedrich von Anspach böse auf mich zu machen. Er brachte mir ein Schreiben von meinem Bruder seel. und seiner Gemalin, die schrieben: ich sollte J. L. dem Marggrafen mit Rathe beistehen, als wenn er es selber wäre, denn er hätte J. L. so herzlich lieb, als wenn er ein anderer er selber wäre.

Ich

Ich meinte darauf, ich müßte ihm rathen, wie ich es mit meinem Bruder selber gemacht hätte. Es war noch keine drei Monat, daß seine erste Gemahlin gestorben war, er war also noch in der ersten Trauer. Ich fragte J. L. was sie in Frankreich thun wollten? er antwortete mir: er zöge hier durch, um nach Engelland zu reisen, und wollte zuvor dem König hier aufwarten. Ich fragte: haben Ew. Ib. bei dem König etwas zu thun? und von Affairen mit Jhro Maj. zu sprechen? Er sagte: nein; er hätte gar nichts zu fordern; so sagte ich: wenn ich dürfte, so wollte ich E. L. rathen, dem Vornehmsten von ihren Bedienten zum König zu schicken, und ihm ein Compliment machen zu lassen, daß Sie nach Engelland gingen, und nicht würden manquirt haben, Jhro Maj. persönlich aufzuwarten, wenn Sie nicht in ihrer ersten Trauer von Dero Gemahlin wären, und aus Respekt nicht mit einem so lugubren apareil vor Jhro Maj. erscheinen wollten. Er antwortete: ich wollte gar bei einem Valle seyn, denn ich kann wohl tanzen, und kann nicht zum Valle, ich sehe denn den König vorher. Ich sagte: um Gotteswillen, E. L. gehen nicht zum Valle, so ist der Brauch hier nicht; E. L. werden Sich ein ridicule übern Hals ziehen, und ausgelacht werden, und um so viel eher, weil der Maréchal de Grammont, der E. L. vor etlichen Jahren zum Könige geführt, gesagt, daß E. L. nichts in ganz Frankreich gelobt hätten, als einen kleinen Blutfinken, so in dem Königl. Kabinet war, und Lieder pfif; darum wollte ich E. L. nicht rathen, den König zu sehen, noch zum Ball zu gehen. Da wurde J. L. recht böß auf mich, sagten: er sähe wohl, ich schämte mich der Teutschen Fürsten, und wollte sie dem König nicht präsentiren lassen.... Der Marggraf ging ganz böß zum Maréchal de Schomberg, und klagte über mich. Der Maréchal wollte wissen, was ich denn gesagt hätte.

Er

Er sagte es ihm von Wort zu Wort. Der Maréchal gestand, ich hätte nicht übel gerathen, und es wäre seine Meinung auch; aber das half alles nichts; der Maréchal mußte ihn zum König führen, und den andern Tag kam der Marggraf zum Ball. Bei dem Ball steht man vor niemand auf. Ihre Liebde. erschienen gar hübsch bei dem Ball, er trug noch Rheingrasen, die stehen Leuten, so schöne taillen haben, sehr wohl. Er war en petit Deuil mit weißen Spitzen auf schwarz, schön blau Band mit schwarzen und weißen Spitzen, war recht wohl gekleidet, aber es schickte sich nicht an einem Witwer in der ersten Trauer; das machte Lachen. Er prätendirte in des Königs Cercle zu sitzen, wo niemand sitzt als Königl. Personen, und gehet nicht über die petits enfans de France, die Princes du Sang dürfen nicht da sitzen, will geschweigen ein fremder Fürst. Da fing an J. L. zu gereuen, mit nicht geglaubt zu haben; zogen den andern Morgen weg. Den 8ten Oct. 1717.

45) Der Prinz Ragotzky ist seiner Gemahlin sehr verbunden, denn sie hat ihm das Leben gerettet, und aus dem Gefängniß geholfen. Als man ihm viele tolle Sachen gegen sie hat sagen wollen, hat er geantwortet: elle m'a sauvé d'avoir la tête tranchée, après cela il ne m'est plus permis de m'informer de ses actions; c'est pourquoi on me fera plaisir de ne pas m'en parler. Den 8ten Octbr. 1717.

46) Die Königin Beatrix Eleonora, Jacobi II. Gemahlin von Engelland, stund zu wohl mit der Maintenon, um zu glauben, daß unser König seel. in sie (die Königin) verliebt gewesen sey.

Ich habe ein Buch: Pancien Batard protecteur du nouveau. 18. 80. 12° gesehen, worin man eine Galanterie beschreibet von der Königin und von dem verstorbenen Père de la Chaise; der war ein alter

30jähriger Mann, der wie ein Esel aussah, hatte lange Ohren, groß Maul, dicken Kopf, lang Gesicht; das war wohl übel bedacht. Diese Pasquil war noch weniger zu glauben, als die mit unserm seel. König. Den 8ten Octobr. 1717.

46) Die Mönche zu St. Michel haben die Mémoires vom Cardinal de Retz im Original, und haben sie drucken lassen. Man verkauft sie zu Nancy. Es fehlen viele Sachen in diesem Exemplar; es ist aber eine Dame in Paris, so man Madame Caumartin heißt, die hat diese Mémoires in Manuscript, ohne daß ein Wort daran fehlet; sie ist so opiniatre, daß sie sie nicht weisen will, damit man sie complet machen könne. Den 14ten Octbr. 1717.

47) Von Damen hält Prinz Eugen wenig; man kann nicht sagen, so lange er hier gewesen, daß eine einzige Dame ihm gefallen, oder daß er mit einer mehr umgegangen oder mehr angesehen als eine andere, hat hier auch gar nicht davor passiret Weiber zu lieben, aber wohl ander er jungen Leuten Maitresse zu seyn. Davon hat er den Namen Madame Simone und Madame Putana bekommen, weil er wenig Geld hatte, hat er sich gar wohlfeil gegeben. Es ist doch abscheulich wenn man daran gedenkt, denn wenn es wahr ist, wie das Geschrei gegangen, so hat er um 1 Thlr. alles gethan, was man von ihm gewollt. Den 11ten August 1717.

Seine Frau Mutter hatte gar keine Sorge für ihn, ließ ihn herumlaufen wie einen Gallopin, wollte lieber ihr Geld verspielen, als an ihren jüngsten Sohn wenden; so sind ordinär die Weiber hier im Lande. Den 26sten Octobr. 1717.

48) Die Englischen Damen sollen ein wenig leicht seyn, ihren Amants zu folgen. Ich habe einen Grafen Königsmark gekannt, dem war eine junge englische

lische Dame in Pagenhosen nachgelaufen. Er hatte sie bei sich zu Chambor, und weil kein Platz für ihn im Schloß war, hatte er ein Zelt im Walde aufschlagen lassen und logirte darin. Auf der Jagd erzählte er mir seine Avantüre. Ich hatte Curiosität den Pagen zu sehen, ritt zu seinem Zelt; er rief den Pagen und präsentirte mir ihn. Ich habe in meinem Leben nichts artigere gesehen, als das Mädchen in Pagen-Kleidung war, sie hatte schöne große braune Augen, ein artig Näschen, einen schönen Mund, voller schöner Zähne, denn sie lachte wie sie mich sahe; sie merkte wohl, daß ihr Graf mir alles erzählt hatte. Sie hatte ihre eigene Haare, braun mit großen Boukfen. Wie er von Chambor wegzog, und nach Italien reiste, kam die Wirthin in einem Wirthshause gelaufen und schrie: Mons. courés vite la haut, votre Page accouche. Sie bekam ein Töchterchen. Man steckte Mutter und Tochter in ein Kloster zu Paris. So lange der Graf gelebt, hat er wohl für sie gesorgt; er starb aber in Morea, und der Page hat ihn nicht lange überlebt, ist wie eine Heilige gestorben. Das Töchterchen hat ein Freund vom Grafen Madame de Montespan's Neveu versorgt, nach dessen Tode, hat der König dem armen Menschen eine Pension gegeben, ich glaube sie ist noch im Kloster. Den 26sten Octobr. 1717.

49) L'Abbé Perrault hat eine Fondation für das Haus Condé gemacht, daß man für Monseigneur le Prince alle Jahr eine Leichenpredigt thun wollte, in der Jesuiten-Kirche, wo sein Herz begraben ist. Den 29sten Octobr. 1717.

Ich will nichts sagen von ihm, daß er Bataillen gewonnen, im Kriege sehr beherzt, und bei Hofe sehr timide gewesen ist, das weiß ganz Frankreich. Den 12ten Octobr. 1717.

50) Die alte Beauvais, so bei der Reine Mère die pre-

premiere femme de Chambre war, hat das Secret von der abgeschmackten Heirath; das obligirte die Königin, daß sie alles thun mußte was ihre Conkudentin wollte; Eben daher ist kommen, daß hier im Lande, die premieres femmes de Chambre in unsern Kammern so viel Recht haben. Den 13ten Septbr. 1713.

Die Reine Mère, Ludovici XIII. Gemahlin, hat es wohl noch ärger gemacht als den Cardinal Mazarin lieb zu haben; sie hat ihn geheirathet gehabt, denn er war kein Priester, hatte keine Orden, so ihn zu heirathen verhindert hätten. Er wurde der guten Königin abscheulich müde, und lebte hart mit ihr, welches der verdiente Lohn von solchen Heirathen ist. (Es war zu der Zeit Mode. Die Reine Mère Coroli I. Gemahlin von Engelland, hat auch eine clandestine Heirath gethan, und hat ihren Chevalier d'honneur genommen, welcher sie auch übel tractirte, und unterdessen, daß die arme Königin weder Holz noch Essen hatte, hielt er in seinem Apartement großes Feuer, und gab große Mahlzeiten. Er hieß Mylord Germain, Comte de St. Albain. Er hat seiner Königin kein gut Wort gegeben.) Wann die Reine Mère zum Mazarin kam, soll er allezeit gesagt haben: Que me veut cette femme? Er war verliebt von einer Dame, so bei der Königin war; ich habe sie gekannt, sie logirte im Palais royal, man hieß sie Madame de Bregie. Sie ist gar schön, und viele Leute sind von ihr verliebt gewesen, aber sie war ein ehrlich Mensch, und hat ihre Königin treu gedient und gemacht, daß der Cardinal besser mit der Königin gelebt als er sonst gethan hatte. Diese Dame ist vor 24 Jahren gestorben, sie hatte gar vielen Verstand, Monsieur hatte sie auch sehr lieb, weiß sie der Königin seiner Frau Mutter so treu gewesen. Den 2ten Novbr. 1717.

Sie war sehr tranquil über den Cardinal Mazarin.

Er

Er war kein Priester, also konnten sie einander wohl heirathen. Man weiß nun alle Umstände davon; der heimliche Weg wo er alle Nächte zu ihr kam ist noch im Palais royal. Den 2ten Jul. 1729.

Muthmaßung über die Masque de Fer. *)

Die Nachricht, welche uns hier die Herzogin von Orleans, von der wirklichen Verheirathung der Anne d'Autriche mit dem Cardinal Mazarin ertheilt, verdient doch wohl mit Recht die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers.

- 1) Diese Herzogin von Orleans, war die wirkliche Schwieger Tochter von der Anne d'Autriche.
- 2) Die Madame de Brege, welche gerade zu der Zeit beständig um der Anne d'Autriche und den Cardinal Mazarin war, hat sie noch selbst persönlich gekannt.
- 3) Von ihrem Gemahle, welcher doch der leibliche Sohn der Anne d'Autriche war, sagt sie ausdrücklich, er sey um deswillen dieser Madame de Brege so gewogen gewesen, weil sie der Königin eine bessere Begegnung vom Cardinale ausgwirkt habe; welches doch so viel anzeigt, daß sie über das Verhältniß, welches zwischen der Anne d'Autriche und dem Cardinal obwaltete, sich mehrmalen freundschaftlich mit ihrem Gemahl unterredet habe.
- 4) Selbst schon bei Lebzeiten der Anne d'Autriche, besonders im Jahr 1647. und den folgenden Jahren, sprach man in Paris beinahe in allen Straßen und öffentlich, so wohl von den verliebten Neigungen der Königin überhaupt, als auch besonders von ihrem verbotnen Umgange mit dem Cardinale Mazarin. Die Geschichte bestätigt dieses hinlänglich, besonders aber *La pure Vérité cachée; Les qu'a tu vû à la Cour? La vieille Amoureuse; L'Am-*

hassade

*) Von dem Herausgeber dieser Anekdoten, Hn. von Weltheim.

bassade burlesque des filles de joie au Cardinal; Les amours des Rois et des Reines de France; Les Mémoires de Madame de Motteville.

- 5) Die unbegrenzte Macht des Cardinals über die Königin Mutter, sein oft wegwerfendes, verächtliches Betragen gegen sie, sein, auch in den verzweiflungsvollesten Augenblicken, immer unerschütterliches Ansehn über die Königl. che Familie und über die französische Monarchie, wird man wohl nie leichter und natürlicher erklären können, als eben durch diese Verbindung.
- 6) Wenn man diese Briefe der Herzogin mit einander vergleicht, so tragen sie im Ganzen allerdings das Gepräge eines festen Charakters, einer gesunden Beurtheilung und einer freimüthigen Wahrheits- / Liebe.
- 7) Bei diesen so edlen Eigenschaften, werden von der wirklichen Schwieger- Tochter der Anne d'Autriche, diese Nachrichten hier, nicht etwan als eine nur ungewisse dunkle Sage angeführt, sondern als eine ganz unstreitige, völlig bestätigte, nie mehr zu bezweifelnde Wahrheit.
- 8) Eben dieses versichert sie auch, nicht bloß in Einem Briefe, sondern in mehreren, und nach verschiedenen Jahren, mit zunehmender Gewißheit und verstärkter Ueberzeugung: nämlich Anno 1713. 1717. 1719.
- 9) Einen ihr selbst auffallenden Zweifel dagegen, der in dem Stande des Cardinals lag, hebt sie meiner Meinung nach, und besonders wenn man auf die damaligen Zeiten und auf die Politik jener Kirche Rücksicht nimmt, nicht nur sehr glücklich, sondern fährt des Ganzen wegen, zwel um die Keine M ere befindliche Frauensleute, namentlich als Zeugen an.
- 10) Dieses Secret d'Etat, wie sich vermuthlich nur Char millard ausdrückte, konnte damals immer den allernächsten Blutsverwandten, auch höchst wenigen der treuesten Diener bekannt seyn, und demnach allen übrigen im Volke, ein eben so undurchdringliches Geheimniß bleiben als die Masque de Fer.

Wenn ich nun alles dieses mit einander verbinde, so dünkt mich, daß die Nachricht selbst, einen hohen Grad von historischer Gewißheit erhalte, und ohne eine offensbare Ungerechtigkeits

D

Denkwürdigk. XXIX. Bd. tigkeit

tigkeit gegen eine Fürstin, die so reichlich mit edlem deutschen Sinn ausgerüstet war, nicht ferner bezweifelt werden könne.

Dann aber sey es mir erlaubt, noch eine historische Conjectur damit zu verbinden. Es ist folgende:

Die so bekannte Masque de Fer, war nichts mehr und nichts weniger, als ein Sohn aus dieser Ehe der Anne d'Autriche mit dem Cardinale Mazarin. Er war ohngefähr in den Jahren von 1646. bis 1656. geboren. Auch war er kein älterer Bruder von Ludwig XIV., sondern nur sein jüngerer Halb-Bruder. So lange der Cardinal lebte, konnte er noch sehr leicht heimlich und unbemerkt erzogen werden. Denn als er Anno 1661. unmittelbar nach des Cardinals Tode gefänglich eingesezt wurde, war er ohngefähr 12 Jahr alt. Als unstreitigem Halb-Bruder des Königs, wurde ihm von denen, so um das Geheimniß wußten, mit der größten Ehrerbietung begegnet, und er war überhaupt nur darum in sichere Verwahrung gebracht, um wo möglich die Schande auf ewig auszulöschen, welche diese verächtliche Verbindung über des stolzen Königs Mutter, über den König selbst, über das Haus Oesterreich, über den geistlichen Stand, ja über ganz Frankreich, wenigstens derzeit, verbreitet hätte.

Ich kann die auffallende Uebereinstimmung aller, auch der geringsten Nachrichten nicht verläugnen, die ich zu sehen glaube, sobald ich diese Hypothese einen Augenblick annehme.

I. Er war in den Jahren von 1646 bis 1656 geboren, ohngefähr 12 Jahr alt als er 1661 gefänglich eingezogen wurde, und starb 1703 in der Bastille, ohngefähr in einem Alter von 52 Jahren.

In dem Journale des de Jonca, Lieutenant du Roi a la Bastille wird ausdrücklich gesagt, daß der unbefannte Gefangene mit der schwarzen Sammet-Maske, 1703. in der Bastille gestorben und auf dem St. Pauls Kirchhofe zu Paris begraben sey.

In dem Kirchen-Buche von St. Paul zu Paris heißt es, daß dieser Staats-Gefangene Marchiali Anno 1703. in der Bastille gestorben, ohngefähr 45 Jahr alt gewesen, und bei St. Paul begraben sey.

Der Apotheker der Bastille versicherte, daß ihm dieser Staats-Gefangene wenig Tage vor seinem Ende gesagt habe, er glaube an die 60 Jahr alt zu seyn.

Nimmt man nun bei diesen obnebin nur ohngefähren Angaben, eine billige Mittelzahl von etwa 52 Jahren zum Alter an, so fällt die Geburt immer zwischen die Jahre 1646 bis 1656.

Nehme

Nehme ich von diesen abermals die mittleren Jahre, nämlich von 1649 bis 1653 zu seinem wirklichen Geburtsjahre an, so kann er No. 1661 nämlich bei seiner Gefangensetzung kaum 12 Jahr alt gewesen seyn.

II. Er kann kein älterer Bruder von Ludwig dem XIV. und kein Sohn von Mylord Buckingham gewesen seyn.

Wäre er ein Sohn der Anne d'Autrich von Mylord Buckingham und ein älterer Bruder von Ludwig dem XIV. gewesen, so müßte er 1627 geboren und 1703 schlechterdings 76 Jahr alt gewesen seyn. Denn die Reise nach Amien und die Bekanntschaft der Königin mit dem Buckingham, fällt in das Jahr 1626. Das Alter von 76 Jahren ist jedoch viel zu hoch, als daß es die Angaben des Kirchenbuches von St. Paul und des Apothekers der Bastille, nur mit einzigem Schein erlauben.

Gesetzt aber, er sey ein älterer Bruder von Ludwig dem XIV. gewesen, nur von einem späteren Günstlinge als Mylord Buckingham; so bedenke man, daß wenigstens bis jetzt sich hierzu nicht die mindeste Anleitung in der Geschichte finde, und daß kein Geschichtsforscher berechtigt sey, dergleichen nur aus der Lust gegriffene Dinge anzunehmen, bloß — weil sie möglich sind. Ferner daß er sodann wohl spätestens Anno 1636 geboren seyn müsse, weil Ludwig der XVI. Anno 1638 geboren wurde; daß er also 1703 an die 70 Jahr alt seyn müsse. Ein Alter, welchem das Kirchenbuch sowohl als selbst der Apotheker, immer noch zu auffallend widersprechen.

Aber noch mehr. Man nehme nun das erste oder das letzte an, so müßte er 1661 bei seiner Gefangennehmung, im ersten Falle 35, im letztern aber wenigstens 25 Jahr alt gewesen seyn. Wie läßt es sich aber als möglich denken, daß ein Mann von solchem Alter, der Kenntniß von seiner Abkunft hatte, ohne schon längst gefangen zu sitzen, im Publico unbemerkt geblieben und mit eins verschwunden sey, ohne nur irgend vermist zu werden? Wer dieses behaupten will, wird es gewiß sehr bald fühlen, wie viel Vorderfälle er hierzu ganz willkürlich annehmen müsse, um denn doch kaum — die bloße Möglichkeit zu coloriren.

Dagegen ist es nur bei einem Kinde von 10 bis 12 Jahren denkbar, daß es dunkle Begriffe von seiner Abkunft habe, bis dahin zwar mit aller Sorgfalt, dennoch heimlich erzogen und endlich den Augen des Publici entrückt sey, ohne nur irgend vermist zu werden.

III. Er war eine Person vom ersten Range und von der höchsten Geburt.

Als der stolze, unbiasame Louvois diese Masque de Fer einst noch auf der Insel St. Marguerite besuchte, sprach er nur sühend mit ihr, und mit einem Betrauen voll Ehrfurcht, so er nur irgend den ersten Prinzen vom Gebüte zugehen konnte. Auch der Gouverneur der Bastille setzte sich niemals in ihrer Gegenwart.

IV. Er war kein Staats-Verbrecher.

Nur die Freiheit war ihm genommen; und wäre es möglich, diesen Verlust durch irgend etwas auf der Welt zu ersetzen, so könnte die Masque de Fer hiervon sicherlich zum Beweise dienen. Ihr wurde mit der allgeräbsten Achtung und Liebe beaeignet und es wurde ihr alles, selbst mit königlichem Aufwande gegeben, was sie nur irgend zur Bequemlichkeit, zum Wohlleben und zum Vergnügen sich wünschen mochte. Außerdem aber entfernt ihre Jugend, als sie ein Staatsgefängerer wurde, auf alle Weise jenen Verdacht.

V. Obgleich vom ersten Range, so war er dennoch kein Mann, der bisher in der Welt eine Rolle gespielt hatte oder sonst bekannt war.

Auf dem ganzen Erdkreise, soweit die französische Monarchie nur reichte oder ihre Mitglieder verbreitet waren, ist kein Mann von eihigem Range verlohren gegangen. Daß er kein älterer Bruder von Ludewig dem XIV. gewesen, ist eben gezeigt, und daß er weder der Graf von Beaufort, noch von Montmort, noch ein Vermandois seyn können, ist durch neuere Geschichtsforscher schon hinlänglich bewiesen.

Ueberhaupt aber war die Masque de Fer bei ihrer Gefangensetzung noch viel zu jung, als daß sie schon eine Rolle in der großen Welt hätte bekleiden können.

VI. Ihm selbst war seine Abkunft in soweit wenigstens bekannt, daß er solche zu entdecken im Stande war.

Es waren die gemessensten Befehle erteilt, ihn in dem Augenblicke zu tödten, wenn er sich beim Hingehen in die Messer, oder seinem Arzte, oder überhaupt andern als denen entdecken würde, die zu seiner unmittelbaren Aufsicht, und ewigen Gesellschaft bestimmt waren; und als der Gouverneur der Insel St. Marguerite den silbernen Keller wieder erhielt, auf welchem diese Masque de Fer Nachrichten von ihrer Abkunft eingekritzelt und so aus dem Fenster geworfen hatte, ließ er den armen Fischer, der ihn wiederbrachte, mit der Erklärung los: wie glücklich bist du, daß du nicht lesen kannst!

VII. Ob er gleich noch sehr jung auf die Insel St. Marguerite gebracht wurde, so mußten dennoch die Züge seiner Gesichtsbildung, sogar noch im Alter, seine Abkunft verrathen können.

Er durfte die schwarze Sammt-Masque nie, selbst nicht in den letzten Tagen seines Lebens ablegen, sogar nicht als er die Hilfe des Arztes bedurfte. Ja Herr Linguet will in der Basille sichere Nachricht eingezogen haben, daß nach seinem Tode, der Kopf erst völlig entsteht, und so verstümmelt bearaben sey.

VIII. Er mußte mit besonderer Sorgfalt, vieler Liebe und selbst mit Aufwande erzogen seyn.

Da er in seiner Gefangenschaft vom ersten Augenblicke an, den Pug, die größte Reinlichkeit, äußerst feine Wäsche, kostbare Tücher und Silberzeug, auch den ausgefeuchtsten Tisch verlangte und erhielt, so läßt sich jenes wohl mit Recht hieraus schließen.

IX. Wahrscheinlich stand er mit dem Cardinale Mazarin in einem sehr nahen Verhältnisse.

Da er erst unmittelbar nach dem Tode des Cardinals gefänglich eingezogen wurde, auch dieser Umstand gleich damals allen denen, so um dies Geheimniß wußten, so auffallend war, daß er immer in Verbindung mit seiner Gefangenschaft überliefert ist, so läßt sich sein nahes Verhältniß zum Cardinale, und daß so lange dieser lebte, ihn solches für eine frühere Gefangenschaft beschützt habe, wohl kaum noch bezweifeln.

X. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er von italiänischer Abkunft gewesen.

Wozu sonst der so italiänisch klingende Name Marchiall und zwar mitten in Paris? Vielleicht aber auch Marchiolo oder nach französischer Schreibart Marquiolo, und dann wohl gar nur ein Beinahme, der ihm in der Kinderstube oder im Kloster, wo er erzogen werden mochte, bloß aus Ebers gegeben wurde, um den Beariff, kleiner italiänischer Marquis, dadurch auszudrücken; daß er diesen Beinahmen bei seiner Einziehung, da er kaum erst 12 Jahr alt war, mit sich fortgenommen, ließe sich dann auch noch begreifen.

XI. In einiger Rücksicht läßt sich sogar behaupten, daß Ludwig der XIV. den Cardinal Mazarin für einen nahen Verwandten seines Hauses gehalten habe.

Als Mazarin gestorben war, legte der sonst so stolze, selbst übermüthige Ludewig der XIV. mit seinem ganzen Hofstaate öffentlich die Trauer für ihn an; freilich nur unter dem Vorwande einer außerordentlichen Hochachtung; allein auch vielleicht, um unter diesem Vorwande die Pflichten gegen seine Mutter und seinen Stiefvater zu erfüllen, ohne jedoch das wahre Verhältniß anquerkennen.

Wer zur Prüfung dessen, was ich hier ausgeführt, die von der Masque de Fer bekannten nähern Nachrichten damit vergleichen will, wird solche in der Histoire de l'homme au Masque de Fer. Londres 1783. 8. noch am vollständigsten finden, woselbst auch das mit angeführt ist, was Linguet davon neuerlich gesagt hat.

V. V.

Alle große Weiber, so solche heimliche Heirathen thun, werden genug dafür bezahlet, sind ordinär unglück.

glücklich in ihrer Heirath und von ihren Männern übel tractiret, als wie noch lezt die Prinzessin von Zweibrück, so ihren Escuier geheirathet. Der geht es gar bitter übel, aber sie jammert mich nicht, hats wohl verdient. Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wie treulich ich sie gewarnet. Sie war bei mir in der Opera und wollte mit aller Gewalt, daß ihr Escuier hinter ihr sitzen sollte. Ich sagte zu ihr: Um Gotteswillen E. L. seyn still und plagen sich nicht so um Gerstorf; Sie kennen das Land hier nicht; wenn man sich so um seine Leute plagt, bringt man einen leicht auf, man sey in sie verliebt. Sie sagte: darf man hier nicht für seine Leute sorgen? Ja, sagte ich, man bittet jemand sie in die Opera zu führen, aber man will sie nicht nahe bei sich haben. Ich wußte aber damals nicht, daß ich so wohl errathen hatte. Den 16. Nov. 1717.

51) Der Herr Vendenritter ist ein wackerer Mann, der wohl zu leben weiß, und gar keine widerliche östereichische Maniren an sich hat, spricht auch nicht östereichisch, sondern gut Teutsch. Wie ich hier war, ging la foire St. Germain an; es kam ein Riese um sich um Geld zu weisen, begegnete aber von ohngesähr dem Hn. Vendenritter; wie er ihn sahe, sagte er: Voila qui est fait; je n'irai pas me montrer à la foire, car en voila un, qui se montre pour rien. Je ne pourrois rien gagner pour cette fois; und zog wieder weg. Herr Vendenritter hat hier allen Menschen gar wohl gefallen. Graf Zinzendorf *), dem der Herr Vendenritter succediren soll, ist gar nicht wie er, sondern wohl ein perfecter Oestereicher in Mienen, im Sprechen und Maniren. Wie er zu Versailles la grande et la petite Ecürie besahe, und Mons. le Grand 20 Pagen,

*) Der östereichische Gesandte, von welchem in dem 24. Bande dieser Sammlung die Statistische Beylage über Frankreich abgedruckt ist.

Pagen, so wohl voltigiren konnten, kommen, und sie in ihren Kamisödlern voltigiren ließ; wie das der Graf Zinzendorf sah, wurde er so transportirt, daß er nicht essen konnte, und wie übel ward von Begierden. Er hat auch die Mode aufgebracht in den Thuilleries, die Pagen durch Zeichen zu locken. Wie man dieses meinem Sohn erzählte, konnte er es nicht glauben, ging selber allein in die Thuilleries, und gab das Signal, da sahe er allerlei Livereien daher kommen, unter andern einen von seinen eignen Pagen. Der ist aber sehr erschrocken, und wurde gleich weggejagt. Den 16ten Novmbr. 1717.

52) Ich habe gehört, daß ein Point d'honneur den Ravaillac pouffirt hat, den König Heinrich IV. zu ermorden, weil dieser König seine Schwester verführt hatte, und sie schwanger sitzen lassen; daß der Bruder darauf einen Eid geschworen, sich an dem König zu rächen. Andere geben dem Duc d'Epernois die Schuld. Er saß im Schlag, und sollte die Achsel gebogen haben, damit Ravaillac den Stoß thun können. Den 25sten Febr. 1718.

53) Des Churfürsten von Bayern Heirath Maximiliani Mariae, mit der Polnischen Prinzessin, erweist wohl, daß man seinem Schicksale nicht entgehen könne, denn es war gar keine Heirath für diesen Herrn. Auch hat man ihn, wie man mir erzählt, embarquirt und verheirathet, ohne daß er es selber gewußt; seine Rätche waren mit Gelde bestochen, und sie haben die Sachen so gedreht, daß wie er meinte, davon zu reden, war die Sache schon gethan. Den 31sten Maj. 1717.

54) Wie ich nach Frankreich kommen, habe ich Leute dort gefunden, die man in vielen Siecles nicht wieder finden wird. Lulli für die Musick, Beauchamp für die Ballets, Corneille und Racine

für die Tragödie, Molliere für das Comique, La Chamelle und die Beaucal für Actricen, Baron, à la Fleur, Toriliere und Guerin für Acteurs. Alle diese Leute haben in ihrer Art excellirt. Die Daclos und die Baisin waren auch gar gut. Die Baisin war angenehm. Ihre Annehmlichkeit muß wohl penetrant seyn, weil sie unsers Dauphins dieses Herz penetriert hatte, der sie herzlich geliebt. Ihr Mann war auch ein excellenter Commédiant pour le Comique. Es war auch damals ein guter Arlequin hier, und ein excellenter Scaramouche. Auch gute Acteurs in der Opera, Clediere, Pomeavil, Godenarche, du Menil, la Rochouard, Mauvry, la St. Christophe, la Brigogne, la Beaucreux, alles was man nun höret und siehet, kommt diesen nicht bei. Den 1sten Jul. 1718.

55) Ich gönne dem Mercy nichts gutes; er hat dem Herzoge von Lotharingen seinem Herrn, ein falsch Stück erwiesen. Er kommt nach Nancy, persuadirt dem Herzog 3 Regimenter zu werben, so sein bleiben sollten. Der Herzog wirbt 3 Regimenter, meint daß sie ihn bleiben sollen wie billig. Der schlaue Mercy fordert sie dem Kaiser zu eigen, mit zu thun was er will. Der Kaiser giebt die 3 Regimenter dem Mercy, und es ist dem Herzog nicht erlaubt, einen einzigen Officier hinein zu thun. Den 22ten Jul. 1718.

56) Die Arme Herzogin von Mecklenburg, Gemahlin Christiani Ludovici, war eine gute Frau, wenn man sie recht kannte. Ihre Liebe mit dem Bernstorff hat sie mir selber erzählt. Sie hat ihren Staat doch ziemlich gehalten, hatte allezeit 2 Rutschen, und ich zog sie allen andern Duchessen vor. Sie machte zwar keine Figur als eine Souveraine, aber doch besser als alle andere Duchessen.

Ihr Herr Christian Ludewig von Mecklenburg, war ein Narr in folio. Einmals forderte er eine

eine Audienz vom König, meinte er hätte ihm was sonderliches zu sagen. Der König war damals schon über 40 Jahr alt, wie er zu ihm kam, und sagte: Sire, Vous me paroissés crû. Dem König kam das Lachen an, und sagte: Monsieur, je ne suis plus en âge pour croître. Darauf sagte er: Sire, savez-Vous bien qu'on dit, que je Vous ressemble et que j'ai aussi bonne mine que Vous? Der König lachte und antwortete: cela peut être. Damit ging der Herzog hinaus und wollte nichts mehr. Er durfte sich seines Schwagers nicht viel rühmen, denn Mons. de Luxembourg hielt ganz und gar nichts von ihm. Den 26sten Jul. 1718.

57) Lauzun hat viel Verstand, stellt sich aber einfältig an, damit er impunément sagen kann, was er will; denn er ist malicieux, jemand mit seinem Reden in Ridicul zu drehen. Um den Maréchal de Tessé vorzuwerfen, daß er bei den geringsten Leuten die faveur suche, rief er im Sallon zu Marly: Maréchal donnés-moi un peu de Tabac, mais du bon, de celui que Vous prennés le matin avec Mr. Degremont, porteur de chaise. Den 29sten Jul. 1718.

58) Daß eine Königin und Frau in Frankreich regieret hat, hat alle Weiber in ihren Zeiten intrigant gemacht, bis auf die Kammermagd. Man sagt, es sey toll anzusehen gewesen, wie alle Weiber sich in der Reine Mère regence gemischt. Im Anfang wußte die Königin nichts von allem. Sie verschenkte die 5 grandes fermes, davon der ganze Königl. Hof lebt, an ihre erste Kammerfrau; wie sie in dem Rath kam, und die Sache proponirte, fingen sie alle an zu lachen, und fragten die Königin, wovon sie leben wollte? Wie man es der Königin explicirt hatte, war sie sehr verwundert, sie meinte, sie hätte nur eine kleine ferme gegeben, so les cinq fermes hieße. Diese Historie ist gar wahr.

Der alte Kanzler le Tellier, so in dem Rath war, wie es die Königin proponirte, hat es mir selber erzählt; sie solle oft selber darüber gelacht, und ihre Ignoranz gestanden haben. Man hat gar viel von dergleichen Historien von der régence. Den 5ten und 19ten Aug. 1718.

59) Die Maréchalle de la Ferté, wollte einem von ihren Amants erweisen, wie lieb sie ihn hätte. Ich weiß nicht welcher es war, denn sie hat ihrer so viele gehabt, als Tage im Jahre sind; wo mir aber recht ist, so war es der kleine Comte de Marsan, des Chevalier de Lorraine Bruder; der hatte ihr einmal vorgeworfen, daß sie ihn nicht recht lieb hätte; sie sagte: je vous donnerai des preuves convaincantes. Quand je Vous sais seulement en même lieu où je suis, je me sens dans une agitation comme si j'avois la fièvre. Wie er aber dieß nicht glauben wollte, gab sie ihm eine Nacht ein rendés-vous; wie er bei ihr im Bette war, ziehet sie ihm die Decke übern Kopf, und sagte: ne parlés pas, ou Vous êtes perdu; ruft ihre Leute und läßt ihren Doctor holen. Wie er ihr die Puls fühlt, fragt sie: he bien, que trouvés-Vous? Der Doctor antwortete: Madame Vous avés une grande agitation et une fièvre très violente, Vous devriés Vous faire saigner. Sie sagte: une autre fois, je n'en ai pas le tems présentement. Wie der Doctor und Kammermagd wieder weg waren, sagte die Maréchalle: He bien, êtes-Vous content, je Vous ai tenu parole. Er sagte: Oui, mais Vous m'avez fait grande peur. Den 12ten Aug. 1718.

60) Man kann nicht glauben, wie angenehm und possierlich die Prinzess von Maubuisson war. Ich besuchte sie allezeit mit Freuden; die Zeit wurde mir keinen Augenblick lang bei ihr. Ich kam gleich mehr bei ihr in Gnaden, als alle ihre andere Nieceen,
denn

denn ich konnte mit ihr reden von allem, was sie in ihrem Leben gekannt hatte; das konnten die andern nicht. Sie sprach oft teutsch mit mir, konnte es gar wohl. Sie hat mir ihre Comedie erzählt; ich sagte: wie sie sich an das alberne Klosterleben hätte gewöhnen können? Sie lachte und antwortete: ich spreche nicht mit den Nonnen als nur um meine Ordres auszutheilen. Sie hatte eine taube Nonne in ihrer Kammer, um nicht zu sprechen. Sie sagte: sie hätte allezeit das Landleben geliebt; sie bilde sich ein, daß sie wie eine Landjungfer lebte. Ich sagte: aber Nachts aufstehen und in die Kirche gehen? Sie antwortete im Lachen: ich wüßte nicht wie die Mahler wären; sie sähen gerne finstere Derter, und den Schatten so die Lichter machten, das gäbe ihr alle Tage neue Künste zur Malerei; alles konnte sie drehen, daß es nicht mehr albern schien. Den 29sten Jul. 1718.

61) Die Reine Mère soll abscheulich 4mal des Tags gegessen haben, davon soll ihr der Krebs an die Brust gekommen seyn, so sie mit dem starken spanischen parfun unterhalten, woran sie gestorben. Den 16ten August 1718.

62) Die so man Enfants de France heißt, sind alle Madames, darum stehet in unsern Patenten, Madame Duchesse de Berri; Madame Duchesse d'Orleans; aber die Art zu reden macht, daß man la Duchesse de Berri la Duchesse d'Orleans sagt; aber in der That sollte es seyn, wie Mde de Berri es sagen läßt; la Duchesse d'Orleans, kommt zu Mde la Duchesse d'Orleans, als petite fille; so ist die Regel hier. Aber wie es auch der Brauch ist, daß des Königs Bruder und Bruders Gemahlinnen allein Monsieur und Madame, tout court, genennt werden, also habe ich mich nicht bekümmert Mad. la Duchesse d'Orleans nennen zu lassen; aber es steht in allen Patenten von mir; weil
der

der Madame de Berri Stand neuer als der meine ist, indem sie von petite fille de France durch die 3te Ligne *Enfant de France* worden, als muß sie es mehr marquiren, daß sie *Enfant de France* ist, darum läßt sie sich Madame Duchesse de Berri heißen; dagegen ist nichts zu sagen. Hätte der König unverheirathete Töchter gehabt, hätte man sie Madame genennt und ihren *Zaufnahmen* dazu gesetzt. Den 29sten Aug. 1718.

63) Man hat schon zu des Marquis d'Ancre Zeiten viel *Impertinenzen* gesagt; wie die Königin schwanger war, sagte man zu Paris; *l'Enfant de la Reine ne sauroit être blanc, car il est d'encre.* Den 2ten Sept. 1718.

64) Die Königin Maria von Engelland mag doch ein wenig *coquet* in Holland gewesen seyn. Der Französische *Ambassadeur* Comte d'Avaux hat mir selber erzählt, daß sie einander in *Geheim* bei einer ihrer *Hoffräulein*, Madame Treslaine, gesehen. Der Prinz von Oranien erfuhr es, und jagte das Fräulein unter einen andern *Borwande* weg; denn es war ihm bange, daß man es erfahren mögte. Den 2ten und 16ten Sept. 1718.

65) Man muß des Churfürsten von Bayern Sohn ganz ohne *Proben* zum *Bischoff* von *Cölln* und *Münster* gemacht haben; denn man weiß ja gar wohl, daß der König *Sobiesky* nur ein polnischer *Edelmann* war, und seine *Gemahlin* des *Darquins* Tochter, so *Capitains des Suisses* von *Monsieur* seel. war. Die *Marquise de Bethune* kommt alle Tage zu mir. Man hat großen *Argwohn*, daß ein *italiänischer Doctor* *Simoni* genant, alle die *Bayerschen Kinder*, nemlich den *Churfürsten* und seine *Geschwister* gemacht hat; aber am Hofe sagt man nur, daß er den *Churfürsten* und seiner *Gemahlin* so stärkende *Sachen* eingegeben, daß die *Kinder* davon kommen seyn; nach der *Physionomie* sind die *Kinder* vom *Doctor*.

66) Der Envoyé von Hollstein Mr. Dumont, ward sterblich verliebt von Mde de la Rochefoucault, eine von den Dames du Palais der Madame de Berri; es ist ein schön Mensch, aber nicht so angenehm. Man wollte sie mit ihm veriren, als wenn sie ihn wohl traktirt hätte. O non, sagte sie, cela est impossible; mais je Vous dis: entièrement impossible. Wie man sie sehr pressirte, worin denn die Unmöglichkeit bestünde? hat sie geantwortet: dès que je Vous l'aurai dit, Vous verrez bien, que cela est impossible. Wie man sie noch pressirte die Unmöglichkeit zu sagen, sagte sie mit einer ernstlichen Miene: il est h u g e n ô t. Den 8ten November 1718.

67) Feue Madame Douairière soll gar angenehm gewesen seyn, und so leicht, daß wie sie sich von Nancy salvirt, ihrem Herrn zu folgen, sie wie ein Page gekleidet, eine Fackel trug. Wie sie aber nicht wußte, wie sie die Fackel halten sollte, gab ihr Monsieur de Beauveau einen Coup de pied im Hintern, und sagte: il faut que ce Cocquin nouveau soit ivre; voyés comme il marche et comme il porte son flambeau. So kam sie durch, ohne daß es jemand merkte wer sie war; aber wie sie angefangen alt zu werden, ist sie elend fränklich geworden. Sie hatte die Gewohnheit, sobald der Haushofmeister mit dem Stocke kam, zu sagen: daß man angerichtet hatte, lief sie auf das heimliche Gemach. Einmal als er kam, und Mr. Gaston und Madame zum Essen hatte, und sie auch dahin lief, blieb er stehen, und besah seinen Stock an allen Enden. Mr. Gaston sagte: St. Remi, que faites-Vous là? que cherchez-Vous à votre bâton? Er antwortete: je vois que mon bâton a la faculté de purger; je cherchois s'il étoit fait de rhubarbe ou de Séné, car aussitôt qu'il paroît devant Madame, je vois qu'il purge.

68) Baudelot hat an Madame la Douairière einmal en masque, ohne sie zu kennen, douceurs gesagt. Sie gab ihm Rendés-vous au Palais Royal. Als er kam und sah, daß es Madame war, erschrock er sehr, und sie wollte sich frank lachen. Den 29sten Novembr. 1718.

69) Als Monsieur seine Heirath declarirt wurde, fragt er St. Remi: Saviés Vous bien, que j'étois marié avec la Princesse de Lorraine? Non, sagte er, je savois bien, Monsieur, que Vous couchiés toutes les nuits avec la Princesse de Lorraine, mais je ne me doutois pas, que Vous l'eussiés épousée. Den 15ten Octobr. 1718.

70) Die Königin Maria de Medicis Henrici IV. Gemahlin von Frankreich, spazierte einmal aux Thuilleries, und hatte ihren Dauphin bei sich. Des Königs Maitresse kam mit ihrem Sohn auch in den Garten, die sagte mit großer Insolenz zur Königin: Voila nos deux Dauphins, qui se promènent, mais le mien est plus beau que le vôtre. Die Königin gab ihr eine brave Maulschelle, und sagte: qu'on m'ôte cette insolente. Sie lief zum König und klagte was ihr geschehen war. Heinrich IV. antwortete: c'est votre faute, pourquoi n'avez-Vous pas parlé à la Reine avec le respect que Vous lui devés? Den 6ten Decembr. 1718.

Madame de Fiéne so in ihrer ersten Jugend bei der Königin gewesen, sagte allezeit zu Mons. seel. La Reine Votre mère étoit une sottte femme, Dieu veuille avoir son ame. Ma Tante die Aebtissin von Maubuisson, hat mir erzählet, wie sie die Königin Maria gesehen, hätte sie einen Kerl bei sich gehabt, den hieß man le racommodeur du visage de la Reine, und daß die Königin und alle ihre Damen und Fräulein alle, gar die alten, roth und weiß geschminkt waren. Den 23sten Decembr. 1718.

71) Zu Berlin war vor diesem eine alte Fürstin von

von Schöningen, die wurde verliebt von Prinz Moriz von Nassau. Sie konnte nicht mehr gehen, hatte Porteurs, die mussten sie ihm überall nachtragen. Er wurde ungeduldig darüber, und da sie ihn einmal so plagte, daß er ihr sein Conterfait geben sollte, fragte er sie, was ihr denn so wohl an ihm gefiele? Sie sagte seine schöne Taille, seinen platten Rücken und die schönen Schenkel. Er antwortete: so wollen sie denn mit aller Gewalt mein Conterfait in Lebensgröße haben? ich werde es machen lassen, sobald ich wieder in Holland seyn werde. Wie er weg war, kam einige Zeit hernach sein Conterfait. Alle Menschen liefen herzu um zu sehen, ob es gleich wäre, wie man es aber abgerollt, hatte er sich ganz von hinten mahlen lassen, und schrieb dabei: daß er sein Conterfait schicke mit dem was am besten an ihm gefiele. Den 3ten Febr. 1719.

72) Der Duc d'Ossune, welcher jetzt verstorben, soll eine gar schöne und lebhafte Gemahlin gehabt haben, die wurde jaloux über eine Comediantin. Sie erfuhr, daß ihr Mann einen gar schönen Stoff zu einem Kleide für seine Maitresse gewählt hatte. Sie fuhr hin zum Kaufmann und ließ sich ihn geben, denn der Duc hatte dem Kaufmann nicht vertraut, für wem er wäre. Sie ließ sich ein Kleid davon machen, ging damit zu ihrem Mann und sagte: ne trouvez-Vous pas cette Etoffe admirable? Er war piquirt, und antwortete: Oui, l'étoffe est belle, mais elle est mal-employée. Die Duchesse sagte: Tout le monde dit la même chose de moi. Den 17ten Febr. 1719.

73) Zu Fontainebleau stehet in der Königin Kabinett das Conterfait der belle fermière, welche François I. sehr wohl gefallen. Er hat sie en profil mahlen lassen. Sie ist unwissend an des Königs Tod Schuld gewesen. Ihr Mann, um sich an den König zu rächen, ließ eine Hure kommen so ganz ver-

verpfeffert war, und so bald er sich an ihr angesteckt hatte, steckte er seine Frau auch mit dieser garstigen Krankheit an. Der König kam wieder, und wurde so übel erpafft, daß er daran starb, darauf hat man diese nachfolgende Reime gemacht:

Le Roi François mort à Rambouillet,
de la verole qu'il avoit,
L'an mil cinq cent quarante sept.

Den 30sten Mai 1719.

74) König Jacob ist gar resolut und ferm gestorben, ohne Pfafferei, und gar nicht wie er gelebt hat. Ich habe ihm just 24 Stunden vor seinen Tode gesehen und gesprochen. Ich sagte: ich wünsche Ihre Majestät bald besser zu sehen. Da fing er an zu lächeln, sahe mich an, und sagte: et quand je mourrois, n'ai-je pas assez vecû? Den 7ten Jul. 1719.

75) Wie der Churprinz von Sachsen hier ankam, machte er dem König ohne embarras ein artig Compliment; das muß vom Palatin gekommen seyn. Wir meinten aber es komme von ihm, glaubten also, er hätte viel Verstand; das hat sich aber nicht soutenirt. Der König befahl der Duchesse de Berri, dem Churprinzen ganz Marly zu weisen. Er spazirte eine große Stunde mit ihr, ohne ihr die Hand anzubieten, noch ein einzig Wort zu sagen. Sie stiegen einen kleinen Berg hinauf, da stieß ihn der Palatin sein Oberhofmeister, er verstand noch nicht, was er damit sagen wollte, mußte ihn also rufen: Présentés donc la main à M^{de} la Duch. de Berri. Das that er ohne ein Wort zu sagen. Wie sie aber oben waren, sagte Madame de Berri aus Poffen: voici une belle place à jouer à Colin mailard, welches auf gut Teutsch, blinde Kuh ist. Da ging ihm der Mund auf und sagte: oui, j'y jouerois volontiers. M^{de} de Berri war so müde, daß sie ohnmöglich mitspielen konnte, er aber spielte den ganzen Abend

Abend, und machte nicht die geringste honnêteté à M^{de} de Berri die sich so müde seinetwegen gegangen hatte. Daraus sieht man wie kindisch er ist. Den 14ten Jul. 1719.

76) Zu Rouen predigte einer sehr gegen die so auf Hochzeiten gehen und sich dort lustig machen, einer so die Predigt gehört hatte, ging zu dem Prediger und sagte: Monsieur, vous avez preché contre ceux, qui vont aux nôces. Notre Seigneur y alla bien lui-même à Cana en Gallilée. Der Prediger antwortete brusquement: il est vrai, il y alla, mais il auroit mieux fait, de ne pas y aller. Den 22sten Sept. 1719.

77) Man hat hier noch viele artige Sprüche vom Herzoge Bernhard von Weimar. Unter andern fragte einmal ein junger Franzos: comment fites-Vous, pour perdre la bataille? Herzog Bernhard sagte kaltfinnig: je Vous le dirai, Monsieur, je croyois la gagner et je la perdis; drehete sich hernach um und sagte: qui est le sot qui me fait cette question?

78) Der Pere Joseph war in großer Faveur bei dem Kardinal Richelieu, und man consultirte ihn in allen Sachen. Man ließ Herzog Bernhard holen, und Pere Joseph wies mit dem Finger auf die Landkarte und sagte: Monsieur, Vous prendrez cette ville, ensuite Vous prendrez celle-ci, puis celle-là. Herzog Bernhard hörte lange zu, endlich sagte er: Mr. Joseph, on ne prend pas les villes avec le doigt. Darüber konnte unser König seel. herzlich lachen. Den 26sten Sept. 1719.

79) M^{de} Christine war eine galante Dame, wiewohl sehr ausgewachsen. Die große Mademoiselle hat mir erzählt, daß, weil sie gar weiß war, sie sich splitternackend auf ein schwarz sammet Bette gelegt, und sich so an ihre Amants präsentirt. Diese müssen nicht so blöde gewesen seyn, wie der lezt verstorbene Duc de
Denkwürdigk. XXIX. Bd. N Schom-

Schomberg, der hat mir erzählt, daß er in Portugall verliebt von einer gar schönen Nonne war. Er ging zu ihr au parloir; sie kam mit einem Nachrock. Wie sie allein beisammen waren, ließ sie den Nachrock fallen, und blieb ganz nackend vor ihm stehen. Ueber diesen Anblick ist er davon gelaufen, und sein Leben nicht wieder zu ihr kommen. Den 5ten Aug. 1719.

80) Der Duc de Sully hatte bisweilen große Distractions. Er zog sich einmal an, um in die Kirche zu gehen, vergaß nichts als die Hosens. Es war im Winter. Wie er in die Kirche kam, sagte er: mon Dieu! qu'il fait froid aujourd'hui! Die andern antworteten: Pas plus froid qu'à l'ordinaire. J'ai donc la fièvre, antwortete er. Einer fragte: N'est ce pas que Vous n'êtes pas assés chaudement habillé: hub ihm den Rock auf, da sahen sie was ihm gefehlt hatte. Den 20sten Octobr. 1719.

81) Unser König seel. erzählte mir eine Historie von der Königin Christine von Schweden. Sie setzte nie eine Nachtkappe auf, sondern wickelte nur eine Serviette um den Kopf. Einsmal da sie nicht schlafen konnte, ließ sie eine Music vor ihr Bette kommen. Sie hatte alle Vorhänge um das Bette zugezogen. Wie ihr aber die Music wohl gefiel, fuhr sie aus dem Bette, steckte den Kopf plözlich hervor und rief überlaut: Mort — Diabolo! qu'il chante bien! Die Kapauern und die Italiener, welche ohnedem die bravesten nicht sind, erschrocken über die tolle Figur so sehr, daß sie verstummten, und die Music mußte aufhören. Den 10ten Nov. 1719.

82) Man siehet zu Fontainebleau auf dem großen Saale noch das Blut von einem Kerl, den sie hat maffakiren lassen. Sie wollte nicht, daß alles, was der Mensch von ihr wußte, herauskommen sollte, und meinte, wenn sie ihm nicht das Leben nähme, würde er

es ausschwaſen; er hatte ſchon angefangen aus purer Jaloſie, denn es war ein Anderer mehr in Gnaden kommen als er. Sie war ſehr vindicative, in allen Stücken debauchirt, auch mit Weibern. Hätte ſie nicht ſo viel Verſtand gehabt, hätte ſie kein Menſch leiden können.

Das hat ſie den Franzoſen zu danken, inſonderheit dem alten Bourdelot, ſo ein Doctor vom Grand Condé war, der hat ſie in allen Laſtern geſtärkt. Sie konnte von Sachen reden, die die größten Debauchés nur erdenken können. Sie hat die Madame de Bregié zur Unzucht mit ihr forciret, daß ſie ſich ſchier nicht ihrer hat erwehren können. Man hat die Königin vor einen Hermaphrodit gehalten. Die Franzoſen, ſo ſie bei ſich zu Stockholm gehabt hat, waren gar gefährliche Leute. Das hat die Königin in ſo große desordres gebracht. Den 10ten u. 28ſten Nov. 1719.

Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig war recht ſcharmirt von der Königin Chriſtine, ſagte: er hätte in ſeinem Leben keine Frau geſehen, die ſo viel Verſtand hätte, und ſo angenehm und ſo divertiffant wäre; es könnte keinen die Zeit keinen Augenblick lang bei ihr fallen. Ich ſagte: ich habe gehört, daß ſie ſo viele Wüſtereien ſpricht. Das iſt wohl wahr, ſagte er, aber ſie weiß es auf eine ſolche Art zu drehen, daß es einen nicht ekeln kann. Den 28ſten Nov. 1719.

Weibern konnte ſie nicht angenehm ſeyn, denn ſie verachtete alle Weiber en général. Den 15ten Decbr. 1719.

83) Die Dechats eine Tänzerin in der Oper, hat dem Administrator Friedrich Carl von Württemberg zu Paris ein Präſent gegeben, woran er geſtorben iſt, und hat damit der Herzog ſeine großen debauchén theuer bezahlt. Den 24ſten Nov. 1719.

84) Ein Pfarrer wollte die Kinder in seiner Pfarre aus dem Catechismo examiniren. Die erste Frage im Heidelbergischen Catechismo ist: Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben? Wie der Pfarrer diese Frage an ein junges Mädchen that, fing sie an zu lachen, und wollte nichts antworten. Der Pfarrer sagte: antworte denn. Da sagte sie: Ei! Herr Pfarrer, weil ich's ja sagen muß, es ist der junge Schuster in der Lämmer-Gassen. Den 16ten Januar 1719.

85) Die Princessin Mariane von Würtemberg, Herzogs Ulrich Tochter, war zu Paris mit ihrer Mutter; als der Administrator da war, ließ sie sich en Androméde mahlen, und ihren Vetter dazu ohne Casque. Daß man ihn kennen konnte, wie er aber wegzog und sie nicht heirathete, ließ sie den Kopf auswischen, und einen andern mit einem Casque mahlen, sagte: wenn sie würde geheirathet seyn, wollte sie ein ander Gesicht hinmahlen lassen. Sie war damals ohngefähr 19 Jahr alt. Den 24ten Nov. 1719.

86) Die letztverstorbene M^{de} de Nemours, hatte aus Barmherzigkeit ein arm Kind erzogen; wie es etwa 9 Jahr alt war, sagte es zu ihr: Madame! on ne peut avoir plus de reconnoissance de Vos charités que moi. Je ne puis mieux les reconnoître, qu'en disant à tout le monde, que je suis votre fille. Mais ne Vous fachez pas, je ne dis point, que je suis Votre fille légitime, je dis senlement que je suis Votre Bâtarde. Den 27sten Febr. 1720.

87) Les Mémoires de la Reine Marguerite de Navarre ist ein Roman so Mademoiselle de la Force gemacht. Dieser Dame eigenes Leben ist ein Roman. Sie ist von einem großen und guten Hause, aber blut arm. Sie war Fräulein bei der Madame de Guise, da wurde der Marquis de Nesle, des isigen Water, verliebt von ihr, nachdem sie ihm
was

was gegen seine Vapeurs anzuhelfen gegeben, welches er immer trug. Er wollte sie heirathen, das wollten aber seine Verwandten nicht um ihrer Armuth willen, und weil sie sich übel von Madame de Guise geschieden, zugeben. Eins Tages als man ihm alle Hofnung benommen, lief er in den Garten, und würde sich aus Verzweiflung in den Kanal gestürzt haben, wenn er nicht an dem Band so sie ihm angehenket, so stark gezogen hätte, daß es ohngefähr gebrochen und auf die Erde gefallen; alsbald fand er sich ganz verändert, und sein Schäschen kam ihm so abscheulich vor, als sie in der That ist, denn sie ist gar häßlich. Er ging darauf zu Mons. le Prince, und zu seinen Verwandten die noch beisammen waren, und erzählte, wie und was ihm alles geschehen. Man ließ das Band und Säckelchen aus dem Garten holen, da fand man 2 Kröten-Pfoten darin, die hielten ein Herz von einem Fledermaus-Flügel umwickelt und ein Zettel darum voller Karaktern. Wie das Nesle sahe, ist ihm ein großer Abscheu gegen seine vorige liebe angekommen. Er hat mir alles selber erzählt. Hernach wurde ein junger Raths-Sohn von ihr verliebt, so Mr. Briou hieß. Seine Aeltern wollten die Heirath nicht zugeben, sperreten ihn ein. La Force, so voll Inventionen ist, gewann einen Trompeter, der bei Pohlenischen Varenführern war; durch diesen ließ sie ihm berichten, sie wolle in einer Varenhaut zu ihm kommen, er sollte nur begehren, die Varen tanzen zu lassen. Sie ließ sich in der That in eine Varenhaut nähen, und zu Mr. de Briou führen, tanzte wie die andern Varen, und er that, als wenn er in dem Hofe mit dem kleinen zahmen Varen spielen wollte, also bekam sie die Zeit mit ihm zu reden. Darauf versprach er dem Vater alles was er wollte, bis er los war, da vollzog er die Heirath. Als sie darauf nach Versailles kamen, ließ sie der König au grand Commun

logiren, und Madame de Briou war alle Tage bei der Bayerischen Dauphine, die sie wegen ihres Verstandes wohl leiden mogte. Mr. de Briou war noch nicht 25 Jahr alt, ein artiger wohlgeschaffner Mensch. Sein Vater aber ließ im Parlament seines Sohnes Heirath brechen und ihm eine andere zueirathen und hiemit wurde Madame de Briou wieder Mademoiselle de la Force ohne Mann, ohne Heirath und ohne Geld. Ich weiß nicht, wie ihre Verwandten und der König selbst dieses haben leiden können, da er doch in die Heirath gewilligt hatte. Damit sie was zu leben hätte, hat sie Romane gemacht, und weil sie gar oft bei der jungen Prinzessin de Conti ist, hat sie ihr den von der Königin Marguerite de Navarre dedicirt. Den 24sten Sept. 1720.

88) Hier sind 4 Ducs welche Kaffee, Stoffe und sogar Unschlitt-Lichter eingekauft haben, um es wieder zu verkaufen, und was darauf zu gewinnen. Der die Unschlitt-Lichter gekauft, ist der Duc de la Force. Wie er legt aus der Opera ging, war die Steige voller jungen Purschen; etliche schrien: sa bourse; darauf sagten andere: bon. ce n'est point de l'argent, il ne le hazarderoit pas à l'Opera, il faut que ce soit de ses chandelles, qu'il fait revendre. Darauf sangen sie alle das Lied vom 4ten Octobr. von Phaeton:

Allés, allés reprendre la lumière!

Puisse un heureux destin

Vous conduire à la fin

De votre brillante carrière!

Allés! reprendre la lumière!

Den 28sten Januar 1720.

89) Die Königin Catharina war ein böses Weib. Ihr Onkel der Pabst hatte wohl recht, wie er sagte: daß er ein schlimm Präsent an Frankreich gegeben.

ben. Sie soll ihren jüngsten Sohn vergiftet haben, weil er sie einmal in einem Bordell gefunden wo sie incognito hinging sich zu belustigen. Also ist es kein Wunder, daß sie aus einer Schaafe von Aretins Figuren geflossen. Den 11ten Octbr. 1720.

Der Pabst hat sie mit Fleiß nach Frankreich geschickt; ihr Sohn war Duc d'Alençon; weil sie beide incognito waren, wußten die Leute nicht, daß es Mutter und Sohn war, das gab den Misverstand. Den 25ten October 1720.

90) Der Cardinal de Bouillon liebte die Damen nicht, er nahm allezeit schöne Buben, auch wohl seine Neveus. Den 8ten Nov. 1720.

91) Madame de Nemours pflegte zu sagen: j'ai remarqué une chose dans ce pays-ci, l'honneur y recroit comme les cheveux. Den 29sten Nov. 1720.

Lettre de Mad. La Duchesse d'Orleans
née Princesse Palatine, à feu Mad.
L'Electrice d'Hannovre.

De Fontainebleau le 9 Oct. 1694.

Vous êtes bien heureuse d'aller chier quand vous voulés; chiez donc tout votre chien de fou. Nous n'en sommes pas de même ici, où je suis obligée de garder mon étron pour le soir; il n'y a point de frottoir aux maisons du coté de la forest. J'ai le malheur d'en habiter une, et par consequent le chagrin d'aller chier dehors, ce qui me fache, parceque j'aime à chier à mon aise, et je ne chie pas à mon aise, quand mon cul ne porte surrien. Item tous le monde nous voit chier; il y passe des hommes, des femmes, des filles, des garçons, des Abbés et des Suisses; Vous voyez par là, que nul plaisir sans peine, et que si on ne chioit point, je serois à Fontainebleau comme le poisson dans l'eau. Il
est

est très chagrinant que mes plaisirs soient traversés par des étrons; je voudrois que celui, qui a le premier inventé de chier, ne put chier lui et toute sa race qu'à coup de bâton! Comment mardi? qu'il faille qu'on ne puisse vivre sans chier? Soyez à table avec la meilleure compagnie du monde, qu'il vous prenne envie de chier, il faut aller chier. Soyez avec une jolie fille ou femme qui Vous plaise, qu'il vous prenne envie de chier, il faut aller chier ou créver. Ah maudit chier! je ne sache point de plus vilaine chose que de chier. Voyez passer une jolie personne, bien mignonne, bien propre, Vous vous recriés, ah, que cela seroit joli si cela ne chioit pas! Je le pardonne à des crocheteurs, à des soldats aux gardes, à des porteurs de chaise, et à des gens de ce calibre là. Mais les Empereurs chient, les Imperatrices chient, les Rois chient, les Reines chient, le Pape chie, les Cardinaux chient, les Princes chient, les Archevêques et les Evêques chient, les Généraux d'ordres chient, les Curés et les Vicaires chient. Avoués donc que le monde est rempli de vilaines gens! Car enfin, on chie en l'air, on chie sur la terre, on chie dans la mer, tout l'univers est rempli de chieurs, et les rués de Fontainebleau de merde; principalement de la merde de suisse, car ils font des étrons — gros comme Vous Madame. Si vous croyez baiser une belle petite bouche, avec des dents bien blanches, vous baisés un Moulin à merde, tous les mets les plus délicats, les biscuits, les pâtés, les tourtes, les farcis, les jambons, les perdrix, les faisans etc. le tout n'est que pour faire de la merde machée etc.

Reponse de Madame l'Electricé.

Hannovre ce 31. d'Octbr. 1694.

C'est un plaisant raisonnement de merde, que celui que Vous faites sur le sujet de chier, et il paroît bien que Vous ne connoissés guère les plaisirs, puisque Vous ignorés celui qu'il y a, à chier; c'est le plus grand de Vos malheurs etc.

Ammer

Anmerkungen,
Zusätze und Erläuterungen

zu den

geheimen Memoires

über die

Regentschaft Philipps von Orleans.

Aus verschiedenen gleichzeitigen Memoires, den
Papieren des Herzogs von Saint-Simon und
anderer Hofleute, als Zeitgenossen des Verfassers,
gezogen.

VERMÄCHTNISS

Zwischen dem Erblasser und dem Erben

1788

Erben des Erblassers

1788

Erben des Erblassers

Das Erblasser hat sich verpflichtet, dem Erben
eine Summe von ... zu zahlen, die er
am ... Tag ...

I.

Ueber die Tripleallianz, die der Quadrupleallianz vorherging und vom Abbé Dubois entworfen und geschlossen wurde *).

(Auszug aus den Manuscripten des Herzogs von Luynes.)

Sobald der Abbé Dubois den Herzog von Orleans in der Regenschaft befestigt sah, versuchte er alle Mittel, um etwas zu werden und einen Platz zu erhalten.

Er entwarf den Plan, im Fall des Absterbens des jungen Königs, dem Herzog von Orleans den Weg zum Throne zu bahnen und ersann die Tripleallianz. Um diese zu schließen, negociirte er unermüdet mit England, mit geheimer Bewilligung des Regenten, und arbeitete im Haag mit Chateauneuf an jenem Tractat, der den Kaiser zum Vortheil Frankreichs von den Holländern trennte und uns mit England verband, gegen die Grundsätze des verstorbenen Königs und gegen die Meinung aller, die noch von seinem Hofe übrig waren. Chateauneuf war ein guter ehrlicher Mann, er dachte im Herzen als Hofmann des verstorbenen Königs und betrieb nicht sehr die Schließung dieses berühmten Tractats; der Abbé ungestüm und heftig drohte ihm und mißhandelte ihn; Chateauneuf vergaß dann seine gewöhnliche Gravität, gerieth in Hitze und wies ihm sogar einmal den Stock; doch dem Abbé gelang es endlich durch viele Drohungen und Kunstgriffe, Chateauneuf für seine Meinung zu gewinnen und der Tractat wurde im Januar 1727 im Haag unterzeichnet.

Die Unterhandlungen für die Quadrupleallianz wurden nicht lange nach Schließung dieses Tractates eingeleitet und der König von England, den es freuete, daß der Friede von außen

*) Als Zusatz und Erläuterung in Buch V, S. IV, wo vom Frieden mit Spanien gesprochen wird, aber nichts von den Unruhen, die vorhergingen, gesagt ist.

außen sich bestätigte, und der die Tripleallianz zu befestigen suchte, ermunterte den Regenten, darauf einzugehen; er versicherte ihn, daß der Kaiser und der König von England ihm alle seine Rechte auf die französische Krone, im Fall einer Erblichung derselben, garantiren würden, er erbot sich sogar, in den Tractat die Clausel einrücken zu lassen, daß Spanien ruhig im Besiz dessen bleiben, was es besäße, und ihm der Zutritt zu der Quadrupleallianz verstattet seyn sollte. Denn er glaubte damals, daß Philipp V. von seinem Wahne zurückkommen und nicht immer sich auf die Rückkehr nach Frankreich und auf die Vermehrung seiner Besitzungen in Italien Hoffnung machen würde.

Saint-Sophorin war von Seiten Englands am Wiener Hofe, um diesen Tractat zu schließen, und er schrieb anfangs, daß der Haß des Kaisers gegen Preußen nicht erlaube, diese ehrgeizige Macht in die Allianz aufzunehmen. Der König von Preußen hatte wirklich einen Plan zu seiner Vergrößerung gemacht, der dem Hause Oestreich Unruhe machen mußte. Man sagte, daß diese geheime Absicht der Beweggrund aller seiner Handlungen sey, und daß das Mittel, dazu zu gelangen, darin bestehe, Unruhen in Europa zu erregen. Der entstehende Ehrgeiz dieses Hauses, das Oestreich beobachtete, war wirklich Schuld, daß der König von Preußen nicht zu der Quadrupleallianz gelassen wurde.

II.

Ueber die während der Minderjährigkeit im Innern von Frankreich entstandenen Unruhen, welche den Bruch mit Spanien veranlaßten.

(Zusatz zu B. V.)

Zu Anfange des Jahres 1717 erhob sich ein außerordentliches Murren gegen die legitimirten Prinzen, die Kinder Ludwigs XIV., dem der Regent Gehör ließ; die Prinzen, die Pairs, der hohe Adel beklagten sich laut über die den Bastarden zugestandenen Vorrechte; und es wurden einige Memos bekannt gemacht. Man sagte, Ludwig XIV. habe keine Prinzen von Geblüt machen können, und die Gesetze des Reichs verstatteten weder den natürlichen Kindern

noch

noch ihrer Nachkommenschaft die Thronfolge; der König Ludwig XIV. könne dieses Recht nicht ertheilen, nur allein die Nation könne ihre Könige wählen.

Der Herzog dū Maine und seine Gemahlin schienen aufgebracht, daß man ihnen die Vorrechte entreißen wollte, welche ihnen dieser Monarch zugestanden und die sie seit mehrern Jahren in Frieden genossen hatten; sie traten mit dem Grafen von Toulouse zusammen und reichten eine Bittschrift an Ludwig XV. und ein Schreiben ans Parlement ein, worin sie sich darauf beriefen, daß das Parlement das Edict Ludwigs XIV. bestätiget und daß die Prinzen von Geblüt es ebenfalls schon anerkannt und genehmigt hätten, daß also durch Angreifung desselben das Ansehn des Parlements angegriffen würde.

Der Herzog von Bourbon, der Graf von Charolois, der Prinz von Conti verbanden sich hierauf noch enger mit einigen Pairs von Frankreich, welche mit Unwillen die legitimirten Prinzen, die ehemals mit ihnen Rang und Sitz im Parlement hatten, durch das Edict des Königs zu Prinzen von Geblüt erhoben sahen: es vereinigten sich also alle gegen dieses Edict Ludwigs XIV.; und neun und dreißig Herren vom höchsten Adel, die mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, erklärten, daß wohl die Sache wichtig genug sey, um sie in einer Generalversammlung der Stände auszumachen; aber der Herzog von Orleans und sein Conseil, aus Furcht, daß dieß noch manches andere mit sich führen könnte, vereitelten es. Auch dem Parlemeute gefiel der Vorschlag, die Stände zu versammeln, nicht, wodurch sein eignes Ansehn verdunkelt werden konnte, und es bestrafte den Gerichtsdiener, der die Bittschrift des hohen Adels um Zusammenberufung der Stände angenommen hatte.

Alles dieses hatte der Zutritt der Pairs zu der Bittschrift der Prinzen von Geblüt gegen die legitimirten in Anregung gebracht und dieses Zusammentreten der Pairs mit den Prinzen hatte eine solche Eifersucht von Seiten des hohen Adels und ein solches Uebergewicht von Seiten der Pairs hervorgerufen, daß sie in den lebhaftesten Streit über ihre gegenseitigen Rechte geriethen. Nun entstand ein lebhafter Parteigeist im Königreiche und in der Hauptstadt, und dieß war das Vorpiel zu den darauf folgenden Streitigkeiten zwischen den Prinzen von Geblüt und den legitimirten Bastarden, zwischen den Pairs und dem hohen Adel; und wenn Ludwigs

wigs XV. Minderjährigkeit nicht von solchen Unruhen bewegt wurde, wie unter den vorigen Regenschäften vorgefallen waren, so war es nur darum, das Dubois und Argenson die Klugheit hatten, diese verschiedenen Parteien gegen einander aufzureizen und dadurch ihr Zusammentreten gegen die Regierung zu verhindern: denn es fehlte nicht an Klagen und Beschwerden gegen den Hof über die Mißbräuche der Minister und Hofleute.

III.

Der Spanische Hof nährt die Unruhen im Innern Frankreichs und vereinigt sich mit den Mißvergünsteten; Absichten der Königin von Spanien.

(Erläuterung zu B. V.)

Die Königin von Spanien verfolgte immer thätiger und entschlossener ihren Plan, Länderbesitzungen für ihre Söhne zu erobern, und arbeitete mit Alberoni unermüdet für diesen Zweck. In Italien nämlich wollte sie ihrem ältesten Sohne Don Carlos eine Herrschaft gründen, er sollte in beiden Sicilien herrschen und Don Philipp das Großherzogthum Toscana haben.

Und um zugleich zu verhindern, daß die Mächte Italiens sich nicht gegen ihre Plane verbänden und den Kaiser unterstützten, der aus Italien vertrieben werden mußte, gegen die Tractaten, die ihn daselbst garantirten, gab Alberoni, der vorzügliche Urheber dieses Plans, dem Herzog von Savoyen die Lombardei und Piacenza, Venedig das Herzogthum Mantua, Genua Pontremoli, und dem Herzog von Modena das Herzogthum Parma. Die Monarchie des Don Carlos sollte durch Beförderung des Handels und alles dessen, was eine Kriegsmacht heben kann, kühlend und von außen furchtbar werden; und so sollte das Haus Bourbon, auf diese Weise das Haus Oestreich seinen natürlichen Feind umgebend und einengend, sich über Land und Meer ausdehnen, einen neuen Handel bilden, und sich des Handels nach beiden Indien, nach Afrika und des Negerhandels bemächtigen.

Spanien mußte fürchten, daß Frankreich diesen schönen Plan vereitelte. Es war vorherzusehen, daß Familieneifers

sucht

sucht und verschiedenes Interesse dasselbe von ihm abtrennen würde, und es war ihm wohl bekannt, daß Philipp von Orleans, um während seiner Regentschaft den Frieden zu erhalten, sich mit dem Hause Oestreich und mit England verbunden hatte. Ein so fürchtbares Bündniß mußte den Plan des Spanischen Ministers vereiteln, und er mußte das Her Mittel suchen, es zu trennen, indem er Frankreich, England und Oestreich mit innern Angelegenheiten beschäftigte; doch so daß alle seine Unternehmungen gegen diese drei Mächte nur Diversionen waren, die sie in sich selbst beschäftigten und sie zurückhielten, daß sie nicht an den auswärtigen Vorkängen Theil nähmen und sich gegen die Vergrößerungspläne Spaniens setzten.

Alberoni kam daher auf den Gedanken, sich mit Peter dem Großen, mit Karl XII., mit den Türken zu verbinden: diese letztern sollten dem Kaiser den Krieg erklären, der Czar und Schweden, England und der Prätendent sollten einen Versuch machen, den Thron seiner Väter zu erobern. Wir werden sehen, was die Quadrupleallianz gegen diese Pläne der Königin that.

IV.

Ueber die Unterhandlungen zu Schließung der Quadrupleallianz, und was auf die Unterzeichnung dieses Tractats erfolgte.

Es ist wohl niemand, dem nicht bei Lesung der Memoires des Herzogs von St. Simon das tiefe Stillschweigen aufgefallen ist, womit er die Unterhandlungen und den Tractat der Quadrupleallianz übergeht.

Dieser Tractat ist indessen der Punkt, um den sich alle Angelegenheiten Europa's während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. drehen; er war der Grund des Bruches mit Spanien; er vereinigte Frankreich und Oestreich, die sich seit Heinrich IV. befeindeten, er verband Frankreich und England trotz ihrer Rivalität.

Es war vom Herzog von St. Simon, der Gesandter in Spanien und vertrauter Freund und Rathgeber des Regenten war, allerdings zu erwarten, daß er uns die geheimen Intriguen dieses Tractates enthüllte. Zur Ergänzung dieser

dieser Lücke glauben wir etwas über das Detail der Präliminarnarunterhandlungen beifügen zu müssen, indem wir bemerken:

1. Das gemeinschaftliche Interesse Englands, Oestreichs und des Regenten sollte diese beiden Mächte mit ihm eng verbinden. Das Spanische Cabinet, von einer ehrgeizigen Königin geleitet, strebte wieder zu erobern, was die Könige aus dem Hause Oestreich in Italien durch den Tractat von Utrecht verloren hatten, um die Söhne der Königin, die nur Prinzen der zweiten Ehe waren, damit zu versorgen, und ihnen eine Herrschaft in Italien zu gründen. Diese Fürstin hatte auch den Plan, den Thron von Frankreich zu bestiegen, als Gemahlin eines Enkels von Ludwig XIV., die Regentschaft zu stürzen und den Herzog von Orleans als bloßen Neffen dieses Monarchen vom Throne zu verdrängen. — Die Pläne der Königin waren damals nicht aus der Luft gegriffen, da der junge König Ludwig XV. kaum einen Athemzug von Leben hatte und mit ewiger Kränklichkeit kämpfte. Daher der gegenseitige Haß des Regenten und des Königs und der Königin von Spanien, und die Verbindung des Herzogs von Orleans mit England und dem Kaiser.

2. Der König von England, aus seinem Churfürstenthum auf den Thron der Stuarts gerufen, herrschte über ein noch in Factionen getheiltes Volk, also unsicher; die entthronte Familie hatte in den drei Königreichen mächtige Freunde; der Prätendent brannte vor Begierde, das Erbe seiner Väter zu erobern. — Der Regent, um als König unterstützt zu werden, im Fall der junge König Ludwig XV. mit Tode abging, hielt sich an den König von England, vertrieb die Anhänger der Stuarts aus Frankreich und versprach dem Könige Georg, ihm den Thron von Großbritannien zu garantiren.

3. Der Kaiser, der es noch immer nicht verschmerzen konnte, daß das Haus Bourbon die Macht Oestreichs so zerrissen und den Scepter von Spanien führte, sah mit Verdruß, wie *Alberoni* diesem Reiche eine Gestalt, eine Macht und kriegerische Stärke gab, wie es noch nie gehabt hatte; er fürchtete die Entwürfe des Cardinals auf die Oestreichischen Besitzungen in Italien: der Kaiser schloß sich daher an Frankreich an und foderte von ihm, daß es Spanien den Krieg ankündigen sollte, um es zu beschäftigen, um seine Macht zu theilen, um Philipp V. zu hindern, daß er seine ganze Macht nicht nach Italien wenden könnte.

4. Endlich wollten diese drei Mächte Philipp V. das Anerbieten thun, daß sie ihm seine Spanischen Besitzungen garantiren wollten, wenn er seine Absichten auf Italien aufgäbe oder erklärte, daß er sich mit der eventuellen Succession von Parma begnügen wollte. Dieß waren die gemeinschaftlichen Interesse der vier Mächte im J. 1717. Jetzt zu dem Detail der Unterhandlungen. Dubois, der vom Kaiser das Versprechen seiner Unterstützung für die Cardinalswürde hatte, unterhandelte diesen Tractat zu London.

Diese Notizen sind aus den Memoires über die Regentschaft, die nach den geheimen Briefen, welche die Französischen Minister unter keinem öffentlichen und anerkannten Namen an den Regenten schrieben, zusammengetragen sind; diese Briefe befinden sich im letzten ungedruckten Theile der Memoires von Torcy, der sein Werk bis zur Schließung der Quadrupleallianz fortgeführt hat; das Publikum kennt aber das von nur drei Theile, die mit dem Utrechter Frieden beschließen.

Der Vorwand der Quadrupleallianz war erstens: die theils gegen den Badner Frieden vom September 1714, theils gegen die durch den Utrechter Tractat im J. 1713 ausgesprochene Neutralität von Italien, vorgefallenen Irrungen zu beseitigen.

2. Einen dauerhaften, von den vornehmsten Mächten Europas garantirten Frieden herzustellen: dieß war der Zweck, den die contrahirenden Mächte sich vorzusetzen schienen; und zu dem Ende regulirten sie unter sich nicht allein, auf welche Art Frankreich die im Utrechter Tractat versprochene Demolition des Hafens und der Festungswerke von Dünkirchen in Erfüllung bringen, und wie dasselbe den Canal von Wardick demoliren sollte, dessen Eröffnung England als eine Verletzung desselben Tractats ansah; man disponirte auch über die verschiedenen souverainen Staaten Italiens; man bestimmte die Nachfolger der Fürsten, welche diese Staaten damals noch besaßen, wenn diese gegenwärtigen Besitzer mit Tode abgehen sollten, so daß nach diesen getroffenen Dispositionen keine der Veranlassungen, welche gewöhnlich Anlaß zu neuen Kriegen geben, die Ruhe von Europa stören könnte.

Aber dieser große Zweck des allgemeinen Wohles und Friedens war nicht der einzige noch hauptsächliche von so viel Maßregeln, dem Scheine nach für die Sicherung der Ruhe getroffen; ein ganz besonderes, nur zu offenes Interesse war die Triebfeder dieser Allianz. Der Herzog von Orleans

nämlich überzeugt, daß wenn unglücklicher Weise der König, der noch ein Kind war, den Wünschen und Hoffnungen seiner Unterthanen entrißfen werden sollte, Se Königl. Hoh. Mähe haben würde, die dem Könige von Spanien abgedrungenen Entfagungen geltend zu machen, hätte für das sicherste Mittel gehalten, sich dagegen zu sichern, wenn er sich des Schuzes von Mächten, wie England und die vereinigten Niederlande, versicherte, um die zu Utrecht getroffene Disposition zu Erhaltung des Friedens, aber freilich gegen die unverletzlichen Gesetze und Constitution des Königreiches, zu behaupten.

Nicht weniger waren die Grundgesetze Großbritanniens durch die Thronbesteigung des Hauses Hannover verletzt, und der Fürst, der den rechtmäßigen König vom Throne verdrängt, hatte nicht weniger eine Revolution zu fürchten, die ihn einst oder seine Nachkommenschaft von dem usurpirten Throne stürzen konnte.

So durch gegenseitiges Interesse vereinigt, kamen der König von England und der Herzog von Orleans leicht miteinander überein, daß der eine die Entfagung des Königs von Spanien auf die Französische Thronfolge, und der andere die, zum Nachtheil des Königs von Großbritannien und seiner rechtmäßigen Nachfolger, neuerlich in England errichtete Thronfolge garantiren wolle.

Zu diesen großen Triebfedern kam noch der Ehrgeiz des vom Herzog von Orleans gebrauchten Unterhändlers, der, vom Bedienten eines Doctors der Sorbonne, es durch seine Intriguen und Schelmerciën so weit gebracht hatte, daß er Lehrender dieses Prinzen wurde, den die Laune des Schicksals oder vielmehr der gerechte Zorn Gottes nachher zum Erzbisthum von Cambray, zur Würde eines Cardinals, und endlich zum ersten eines ersten Ministers, und zu einem solchen Ansehn erhob, daß, als er im Monat August 1723 starb, Se königliche Hoheit mit Rechte fürchten mußte, daß er das Uebergewicht seiner Macht gegen seinen Wohltäter und Herrn selbst kehren würde.

Die Generalkaaten traten ohne Mähe den Absichten Frankreichs und Englands bei; und die Englischen Minister in Holland schienen mit *Marville*, der neuerlich im Haag als Französischer Ambassadeur angekommen war, sehr zufrieden zu seyn, da er ihrem Rathe, um nicht zu sagen ihrem Besohle, sehr gern sich sügte; ganz seinem Vorgänger *Chateausneuf* entgegengesetzt, dessen Widerspänstigkeit sie oft erfahren, und darum seine Zurückberufung endlich bewirkt hatten.

Der

Der Spanische Ambassadeur, Marquis Veretty, arbeitete vergebens den Französischen und Englischen Ministern entgegen; seine Bemühungen, die er zu Madrid höchlich rühmte, waren im Haag lächerlich, und überredeten niemand. Er deutete nach seinem Sinne die gleichgültigsten Schritte einer jeden von den vereinigten Provinzen; wenn sich die Staaten versammelten, oder jede Provinz für sich sich berathschlugte, so glaubte Veretty und wollte glauben machen, daß dieß zum Vortheil seines Königs sey, und schrieb sich die Ehre der angeblich erhaltenen Vortheile zu, die er nicht erhalten hatte.

Während er sich des glücklichen Erfolgs seiner Wachsamkeit, seiner Bemühungen und des Credits seiner Freunde in Holland rühmte, strafte die Unterzeichnung des Allianztraktes seine Prahlereien über so viel angeblich gemachte Fortschritte Lügen. Wahr ist, daß die Unterzeichnung des Traktates, ungeachtet es gemeinschaftlicher Wunsch und Interesse der contrahirenden Theile war, ihn sobald als möglich zu schließen, nicht so leicht von Statton ging. Denn je lebhafter man die Schließung desselben wünschte, desto sorgfamer und vorsichtiger suchte man alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die einer Allianz gefährlich werden konnten, welche die feste Grundsäule des allgemeinen Friedens von Europa werden sollte. Da es weit leichter ist, Uebel vorherzusehn, als zu verhindern, daß sie nicht eintreten, so wollte man vor Abschließung des Traktates, allen schlimmen Zufällen zuvorkommen, die man irgend vermuthen konnte. Es fanden sich deren eine so große Menge, daß der Resident des Kaisers an der Englischen Hofe behauptete, daß die Minister des Königs von Großbritannien zu den geheimen und besondern Artikeln dieses Traktates vier und zwanzig mal ihre Unterschrift und Siegel gegeben hätten.

Monteleon bat, ohne weiter über diese Allianz bezunruhigt zu scheinen, um die Communication derselben, und wandte sich deswegen an den damaligen Englischen Staatssekretair Crays. Dieser antwortete dem Spanischen Ambassadeur: man würde, wenn er die sämtlichen Artikel sehen wollte, kein Geheimniß daraus machen, und wenn der König von Spanien sich davon unterrichten wollte, so würde der Graf von Stanhope, der noch zu Madrid sey, dieselben Er Majestät ohne die geringste Zurückhaltung mittheilen. Der Spanische Ambassadeur antwortete: da er niemals auf die vorgegangenen Traktaten neugierig gewesen sey, so würde

er bloß dem Cardinal Alberoni die Antwort des Staatssecretsairs von England melben.

Der Traktat der QuadrupelAllianz war nicht der einzige Anlaß der Erbitterung, welche damals zwischen England und Spanien Statt hatte; noch mehr Anlaß dazu gaben die Vortheile, welche Spanien den Engländern für ihren Handel nach Amerika zugestanden hatte.

Die Spanier beklagten sich, daß die Engländer die, im Utrechter Traktat zur Bedingung gemachten, Vortheile mißbrauchten, und wiederum behauptete man in England, daß diese Bedingungen von Seiten Spaniens nicht erfüllt würden, besonders was das Privilegium des Negerhandels betraf, so daß die Vereinträchtigung, die der Handel der Unterthanen von Großbritannien dadurch erlitt, diese gleich stolze und habfüchtige Nation, die weit leichter zu beleidigen als zu versöhnen ist, gegen Spanien erbitterte.

Die Holländer hatten zu gleicher Zeit Ursach, die Rache des Czaar Peter, der zum mindesten eben so leicht wie die Engländer zu beleidigen, und noch weit schwerer zu besänftigen war, zu fürchten. Der Holländische Resident an seinem Hofe hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, zu sagen und selbst zu schreiben, daß der Czaarowik eines gewaltsamen Todes gestorben, und ein allgemeiner Hång zur Empörung in Rußland verbreitet sey.

Durch diese Aeußerungen beleidigt, hatte der Czaar gegen alles Böskerrecht den Residenten in Verhaft genommen, und sich aller seiner Papiere bemächtigt; und nach einem so gewaltsamen Schritte, wodurch er die Sicherheit, die ein fremder Minister genießen muß, so widerrechtlich verlegt, verlangte er noch von der Republik Holland Satisfaction und erklärte: daß er alle Holländische Schiffe, die in die Schwedischen Häfen gingen, wegnehmen, und den Residenten der Republik so lange gefangen halten würde, bis er diejenigen genannt hätte, von denen er jene Nachrichten habe.

Obgleich nach so langen Kriegen, deren Wunden nur Zeit und Ruhe heilen konnte, die Liebe zum Frieden bei den vornehmsten Mächten von Europa hätte herrschen sollen, so war doch das gegenseitige Mißtrauen unter den Fürsten so groß, daß keiner selbst zu denjenigen, die durch gemeinschaftliches Interesse und das Bedürfniß des Friedens an ihn gekettet seyn mußten vollkommenes Zutrauen hatte. So hatte der König von Sicilien sowohl gegen Frankreich als gegen England Mißtrauen

trauen und zögerte den Beistand anzunehmen, zu dem sich beide Mächte gegen ihn erboten, wenn er das Project unterzeichnete, das sie ihm vorschlugen. Er wollte sich nicht eher erklären, bis er wieder in den ruhigen Besitz des Königreichs Sicilien gesetzt wäre, und Spanien dem Kaiser Sicilien wie der restituirt hätte.

Umsonst drohte England dem Herzog von Savoyen, ihm allen Beistand zu versagen, wenn er sich nicht erklärte; er besklagte sich gegenseitig über England und Frankreich. Seine Minister behaupteten, daß der Herzog von Orleans den Versprechen nicht nachkäme, die S. R. H. ihrem Herrn gethan, und der Graf von Provence schrieb diese Sinnesänderung der geheimen Absicht des Regenten zu, eine seiner Prinzessinnen Töchter an den Prinzen von Piemont zu vermählen. Gleichwohl wollte der König von England, daß sein Minister zu Wien die Negotiationen des Marquis von St. Thomas unterstützen sollte, so daß wenn der König von Spanien die Friedensvorschläge verwürfe, der Herzog von Savoyen sie aber annähme, diesem Fürsten, in dieser Rücksicht, Sardinien gänzlich abgetreten werden sollte, ohne alle Hoffnung der Wiedererstattung für Spanien, und noch einige andere Vortheile, die ihm seine Allirten verschaffen wollten.

Die Republik Holland, die dem Willen Englands unterworfen war, und gleichwohl um ihres besondern Interesse willen sich die Freundschaft des Königs von England erhalten wollte, suchte den Minister desselben hinzuhalten, indem sie ihn versicherte, daß die sämtlichen Provinzen überzeugt wären, daß es ihr Staats- und Privat Interesse erfodere, sich die Gewogenheit Sr. kathol. Majestät zu erhalten, und daß sicherlich die Generalstaaten dieser Ueberzeugung gemäß sich verhalten würden. Veretty's Maxime war, dem ersten Minister seinen Hof zu machen, und gab daher dem Cardinal Alberoni die Nachrichten und Versicherungen, die am meisten nach seinem Wunsche waren. Da er indessen fürchtete, daß der Erfolg seine Berichte widerlegen möchte, so ließ er merken, daß das Betragen der Republik zweideutig sey, und ihre Politik dahin ginge, dem Könige von Spanien nicht zu mißfallen, zu gleicher Zeit aber sorgfältig zu vermeiden, daß sie sich den übrigen Mächten nicht verdächtig machte.

Der König von Spanien rechnete damals sehr auf die Entwürfe des Königs von Schweden Carl XII., und auf die großen Zuzüßungen, die dieser Held des Nordens zur

Ausführung derselben machte. Der Schwedische Gesandte in Holland versicherte Beretty, sein Herr habe 75000 Mann auf den Beinen und zwei und zwanzig bewaffnete Kriegsschiffe, aber es fehle ihm an Geld, und dieß sey der einzige Beistand, den er von seinen Allirten fodern müsse, um an dem Kriege gegen England Theil zu nehmen.

Der König von Spanien versprach, zu derselben Absicht dem Könige von Schweden 30000 Mann und dreißig Kriegsschiffe, und durch diese mächtige Diversion schmeichelte sich Se. kathol. Majestät mit Grund, die Entwürfe der Quadrupleallianz vereiteln zu können, besonders wenn es möglich war, den Czar und den König von Preußen zu einer Verbindung mit Schweden, zu Ausführung dieser großen Entwürfe zu bewegen. Diese beunruhigten England wenig. Der König von Sicilien setzte seine Bemühungen an diesem Hofe fort, um von ihm Unterstützung zu erhalten; und England drang seinerseits in den Herzog von Orleans, daß er mit ihm gemeinschaftliche Sache machen möchte, um Sicilien vor den Eingriffen Spaniens zu sichern. Der Englische Minister *Stairs*, untersützt durch die Briefe des *Abbé Dubois*, der im Begriff war, von London nach Frankreich zurückzukehren, arbeitete mit allem Nachdruck an dieser Sache, und hatte die Hoffnung, wenigstens vorläufig von *Er. K. H.* zu erhalten, daß er den Herzog von *Ormond*, der sich damals in Paris befand, auf eilige Zeit in die Bastille setzte.

Die beiden Ambassadeurs des Königs von Spanien, zu London und im Haag, waren über den Zustand, in dem sich die Dinge damals befanden, sehr verschiedener Meinung. Der erste machte sich dem ersten Minister des Königs, seines Herrn, dadurch verdächtig und mißfällig, daß er ihm berichtete, was er von der Stärke Englands und den Absichten des Königs und seiner Minister sah. *Beretty* machte sich nicht weniger mißfällig durch die beständige Uebertreibung seines Credits in Holland, und der wichtigen Dienste, die er dem Könige, seinem Herrn, zu leisten vorgab.

Monteleon wünschte sehr, und drang deswegen in *Alberoni*, daß so bald als möglich der Plan auf Sicilien zu Stande gebracht würde; er stellte ohne Unterlaß vor, wie kostbar jeder Augenblick sey, und von welchen nachtheiligen Folgen es sey, wenn man mit dieser Expedition zauderte. Der Herzog von *Savoyen* bat den Kaiser dringend um Beistand, und verlangte vom Könige von Großbritannien, daß er ohne
Auf

Auffschub den Admiral Bing, mit der Flotte, die er commandirte, nach Neapel zu gehen, beordnete. Man hatte keine Ursache zu zweifeln, daß dieser Fürst seine, den Absichten des Wiener und Londner Hofes so angemessenen Forderungen erhalten würde. Das einzige Mittel, es zu verhindern, war, daß der König von Spanien den Tractat der Quadrupleallianz unterschrieb. Monteleon hatte es immer gerathen und gewünscht, und seine wiederholten Vorstellungen machten ihn dem Cardinal Alberoni verhaßt, dessen Absichten und Grundsätze er bestreiten mußte, besonders während des Aufenthaltes der Grafen von Stanhope zu Madrid, da der Erfolg seiner Negotiation als entscheidend angesehen wurde, entweder für die Befestigung des Friedens oder einen offenen Bruch zwischen Spanien und England.

Der Gesandte von Savoyen zu London drang lebhaft in die Englischen Minister, daß dem Könige, seinem Herrn, die von ihm besessenen Staaten garantirt werden möchten, und erhielt endlich die Versicherung des Bestandes der Flotte des Admirals Bing. Dieser war den 24. Jul aus dem Hafen von Mahon ausgelaufen, um nach Neapel zu segeln, und hatte erklärt, daß wenn er die Spanische Flotte trafe, er sich nicht entschließen könnte, müßiger Zuschauer bei den Unternehmungen der Spanier zu bleiben, und so an der Spitze einer Englischen Flotte schlecht zu figuriren.

Der Abbé Dubois gab sich bei seiner Abreise von London sehr viel Mühe, den Gesandten von Savoyen zu überreden, wie viel er zum Besten seines Fürsten gethan und haben thun wollen; und die Verheuerungen seines Eifers gingen so weit, daß er dem zu London widersprach, was der Herzog von Orleans zu Paris gesagt hatte; so daß der Gesandte von Savoyen daraus schloß, daß nothwendig eine Unwahrheit dahinter seyn müsse, entweder von Seiten Sr. K. M., den man aber nicht in Verdacht haben konnte, oder von Seiten seines Agenten in London.

Derselbe Fall traf sich oft in einer Zeit, wo die häufigen Unterhandlungen, in die man einzugehen suchte, sich gewöhnlich widersprachen, und Leute, die in politischen Geschäften wenig erfahren waren, aus persönlichem Interesse die Führung derselben zu erhalten wußten.

Die Ungewißheit des Erfolgs, den die Unternehmung der Spanier auf Sicilien haben würde, verhinderte die Entscheidung der Negotiation des Grafen von Stanhope zu

Madrid; die Absicht des Cardinals Alberoni war, sie in die Länge zu ziehen, und von den aus Italien zu erhaltenden Nachrichten Bestimmung zu erwarten. Ubrigens war er überzeugt, daß man nicht genug gegen die Kunstgriffe des Wiener Hofes auf seiner Hut seyn könnte, dessen ganzes Verhalten er ein Gewebe von Arglisten nannte, und war der Meinung, daß am Spanischen Hofe nichts als Dummköpfe und schlechte Politiker wären; und vielleicht dachte er auch nicht besser von denen, die sich in Frankreich in die Geschäfte mischten; denn wenn er vom Marschall von Hurelle sprach, sagte er, dieser arme alte Marschall behaupte, als einen Grundsatz der tiefsten Politik daß, da die Überlegenheit des Kaisers so offenbar sey, man sie zu vermehren suchen müsse; eine Folgerung, die sehr schwer zu verstehen war.

Ein so einsichtsvoller und scharfsichtiger Minister, wie Stanhope war, sah leicht und gleich nach seinen ersten Conferenzen mit Alberoni, daß trotz den Betheuerungen desselben von seiner Abneigung gegen den Krieg, und seinem Wunsche nach einem dauerhaften Frieden, von seiner Seite keine Bereitwilligkeit zu einer friedlichen Uebereinkunft zu hoffen war. Alberoni schob auf seinen Herrn den ganzen Vorwurf des Wunsches nach Krieg, und behauptete, daß er keine Schuld daran habe, und daß, wenn er zu entscheiden hätte, Europa bald einen allgemeinen Frieden erhalten würde, und er wünsche für den König von Spanien keine Ländervergrößerung in Italien, weil, wenn er sein Königreich gut regierte, und sich mit seinen Europäischen und Westindischen Besitzungen begnügte, er weit mächtiger seyn würde, als wenn er seine Kräfte theilte. Oran war, nach Alberonis Behauptung, ihm mehr werth als Italien. Ihre kath. Majestäten nähmen indessen an den Angelegenheiten Italiens Interesse, und wollten nicht zugeben, daß sich der Kaiser dieses schönen Theiles von Europa bemächtigte.

Zu diesen politischen Rücksichten kam noch, wie Alberoni sagte, daß ein friedliches und freundschaftliches Verhältniß mit den benachbarten Mächten für sein besonderes Privatinteresse das wünschenswertheste sey; ohne dieses sey es ihm unmöglich, die Regierungsform zu behaupten, die er in Spanien eingeführt, und die nicht drei Tage lang bestehen würde, wenn er die mühevollte Führung der Geschäfte aufgegeben hätte; aber so sehr Spanien der Friede und die Freundschaft mit seinen Nachbarn zu wünschen sey; so sehr müßte es den andern

Mächts

Mächten daran liegen, zu verhindern, daß der Kaiser in Italien um sich griffe, und es sey eine falsche Politik für dieselben, sich einem Monarchen entgegenzusetzen, der fern von eigennützigem Absichten, ja gegen sein eignes Interesse, die Macht seines Königreichs drankte, um ein Gleichgewicht in Europa herzustellen.

Stanhope und Mancré standen in großem Einverständnis mit einander, während sie beide sich zu Madrid aufhielten, und theilten sich gegenseitig den schlechten Erfolg ihrer Negociation mit.

Einige Zeit vorher hatte der König von England dem Baron von Riperda, damaligen Ambassadeur von Holland, eine Summe von 11000 Pistolen übermacht, um sie dem Cardinal im Namen des Königs von England auszuzahlen, und Alberoni hatte nie etwas davon zu sehen bekommen. Er schickte nach Riperda, um hinter diese Sache zu kommen, man weiß aber nicht, wie sich die Sache aufgeklärt hat; wenn der Cardinal die Summe empfangen hat, so ist sie schlecht angewendet gewesen, denn er zeigte immer denselben Widerwillen gegen die Quadrupleallianz, die eben so wenig Beifall an den Höfen, die nicht dazu eingeladen waren, als am Spanischen Hofe fand.

Der Römische Hof glaubte, die Verbindung der beiden ersten Monarchen von Europa mit den vornehmsten Protestantischen Mächten fürchten zu müssen, und da er den Krieg vor seinen Thoren sah, wußte er nicht, wohin er seine Zuflucht nehmen, noch woher er Hilfe erwarten sollte, wenn dem Kirchenstaat Gefahren drohen sollten. Der König von Spanien, der mit dem Pabste unzufrieden war, und den der Cardinal Alberoni ohne Unterlaß gegen Sr. Heiligkeit aufreizte, hatte den Spanischen Ordensgeistlichen, die sich damals zu Rom befanden, als seinen Unterthanen befohlen, Rom zu verlassen, und in ihr Vaterland zurückzukehren. Se Heiligkeit hatte ihnen wiederum verboten, aus Rom wegzugehen, und dasselbe Verbot auf alle Spanier ausgedehnt, bei Strafe der Excommunication und andern geistlichen Strafen; man konnte erwarten, daß der König von Spanien gegenseitig seinen Unterthanen verbieten würde, dem Pabste zu gehorchen, und daß folglich die beiden Höfe sich immer unversöhnlicher gegen einander erbittern würden.

Der Marquis von Mancré hatte zu Madrid das nicht ausgerichtet, was der Herzog von Orleans, der ihn dahin

geschickt; sich versprochen hatte; und der Cardinal Alberoni hatte diesem Emissär Sr K. H. erklärt, daß der König von Spanien, von dem Entschluß seines Herrn, einen Allianztractat mit dem Kaiser und dem Könige von England zu unterzeichnen, unterrichtet, wünschte, daß er dieses Vorhaben aufgeben, oder doch wenigstens die Ausführung desselben aufschieben möchte.

In diesem Falle würde Se kath. Majestät sich verbindlich machen, daß Interesse des Regenten als sein eignes zu betrachten. Hingegen würde ihm die Nichterfüllung seines Wunsches so empfindlich fern, daß weder Zeit noch anderweitige Dienstleistungen den Eindruck verwischen würden, und er würde den König von Spanien bei allen Gelegenheiten als seinen persönlichen Feind finden.

Der Cardinal Alberoni drang darauf, daß Mancré einen Courier nach Paris mit dieser Erklärung schicken sollte, aber dieser weigerte sich und sagte fogar, wenn er auch diese Erklärung melden könnte, so würde sie doch unnütz seyn, weil der Tractat schon unterzeichnet seyn könnte. Auf diese Antwort versetzte Alberoni, sobald der König von Spanien von der Unterzeichnung Gewißheit hätte, so würde Mancré keinen Augensblick mehr zu Madrid bleiben dürfen, so wenig als der Französische Ambassadeur, Herzog von Saint-Aignan.

Alberoni erklärte sich nicht weniger deutlich gegen die Englischen Minister als gegen Mancré in Rücksicht des Tractats, wovon der König von Spanien jeden Antrag verwarf. Stanhope, der Gesandte von England, konnte also nicht länger über den Entschluß Sr kath. Majestät ungewiß seyn, und widerrieth seinem Vetter, dem Grafen von Stanhope, dem vertrauten Minister des Königs von Großbritannien, seine Reise nach Madrid, indem er voraus sah, daß sie unnütz seyn würde, so wie die bei jeder Gelegenheit wiederholten Erklärungen des Cardinals nicht zweifeln ließen.

In der That war der Tractat schon zu London unterzeichnet, und der König von England hatte dem Herzog von Savoyen gerathen, daß er ihn mit unterzeichnen möchte, als das Beste, was er thun könnte, um sich vor dem Angriff der Spanier zu sichern. Zu gleicher Zeit segelte die Englische Flotte nach Sicilien zu, und schon hatten die Minister des Königs von Großbritannien dem Spanischen Ambassadeur zu London erklärt, daß der König, ihr Gebieter, nicht umhin gekonnt, seine Flotte nach Italien zu senden, um die Neutralität dieses Landes

des zu behaupten, und zufolge der Tractate, die vom Kaiser besessenen Lande zu vertheidigen, daß indessen Se Britannische Majestät noch erwarte, welchen Erfolg die Reise des Grafen von Stanhope nach Madrid haben würde, von welcher entweder ein allgemeiner Friede, oder ein unglücklicher Bruch abhinge.

Obgleich der König von Sicilien nirgends her als von England Hülfe zu erwarten hatte, so stand er doch an, sie unter der Bedingung des Beitritts zum Allianztractat anzunehmen, wie es der König von Großbritannien verlangte. Sein Gesandter in Frankreich, *Stair*, that dem Savoyischen Gesandten zu Paris, *Prouane*, das Anerbieten, ihm die schriftliche Ordre Se Britannischen Majestät an den Admiral *Betay*, daß er die Spanier angreifen sollte, einzuhändigen, sobald der Herzog von Savoyen den Vorschlag des Tractats angenommen hätte; aber der Savoyische Minister war nicht autorisirt zu versprechen, das die Annahme geschehen würde. Er schränkte sich bloß darauf ein, vom Herzog von Orleans die Garantie von Sicilien zu verlangen, aber vergebens; Se R. H. antwortete ihm, Frankreich habe keine Seemacht.

Die Vermählung einer seiner Prinzessinnen Töchter mit dem Prinzen von Piemont war damals eine seiner Absichten; und zu Erreichung derselben war es aller Wahrscheinlichkeit nach vortheilhaft, wenn er den Herzog von Savoyen vom Sicilischen Kriege befreite, indem er den König von Spanien zu Genehmigung der Vorschläge Stanhopes übers redete. Zwei Beweggründe konnten Se kath. Majestät hierzu bringen, erstens die Schwierigkeit, die Pläge von Sicilien einzunehmen, und dann die Schließung eines Waffenstillstandes zwischen dem Kaiser und den Türken, wovon die Nachricht neuerlich eingelaufen war.

Diese günstigen Aussichten auf die Erhaltung des Friedens von Europa hinderten den Regenten nicht, noch andere Mittel aufzusuchen, um den Frieden zu befestigen; und ents weder um sich dessen mehr zu versichern, oder, weil der herrschende Geist des Jahrhunderts der der Negotiation war, wollte Se Königl. Hoheit die Nordischen Monarchen, besonders aber den Czar von Moskau glauben machen, daß die Abschließung des dem König von Spanien vorgeschlagenen Tractats ihn nicht hindern würde, sich mit ihnen zu verbinden, auch wenn es nöthig wäre, in Vereinigung mit ihnen

nen den Krieg gegen den Kaiser zu erneuern; aber, war es Wahrheit oder Täuschung, genug, die Minister dieser Monarchen, besonders der von Moskau, gaben diesen Reden wenig Glauben, und der letztere versicherte den Prinzen von Cellamare, daß der Czar die neuen Verbindungen Frankreichs mit England und dem Hause Oestreich nicht billigen könne, und daher in Verbindung mit dem Könige von Schweden ihr gemeinschaftliches Interesse mit dem des Königs von Spanien verbinden wollte.

Man schrieb es bösen Rathgebern zu, daß der Regent den Versprechungen des Königs von England sein Zutrauen geschenkt hatte; und der Spanische Ambassadeur, von dem Nutzen überzeugt, den eine Verbindung mit den Nordischen Mächten für seinen Herrn haben könnte, lag dem Minister von Moskau an, daß er es Sr K. M. vorstellen, und ihn wo möglich dazu bringen sollte, daß er die Unruhen, die man von Seiten Schottlands fürchtete, ansichte.

Der Herzog von Ormond, der neuerlich in Paris angekommen war, und sich daselbst verborgen hielt, behauptete, daß in England eine Partei für den König Jakob, eifriger als jemals, sey. Um sie zu unterstützen und zu bestärken, war durchaus Geld nöthig, und da er keins von Frankreich hoffen konnte, so hatte er sich an den Spanischen Ambassadeur gewendet, um den Beistand Sr kath. Majestät zu erhalten.

Dieser Minister zweifelte nicht an dem guten Willen seines Königs, aber er kannte den Zustand Spaniens und seine Ohnmacht. Da er also überzeugt war, daß es die, zu einem so großen Unternehmen nöthigen Summen nicht hergeben könnte, so ging seine Absicht dahin, den Czar, der mit dem Könige von England unzufrieden war, dafür zu gewinnen, und ihn zu bewegen, daß er sich mit dem Könige von Spanien verbände, um sich vereint an dem Könige von England für das, worüber sie Ursache hätten mit ihm unzufrieden zu seyn, zu rächen.

Die Zeit war kostbar, und Cellamare suchte sie so gut als möglich zu benutzen, um den Russischen Minister zu gewinnen. Er hatte mit ihm auf dem Lande heimliche Unterredungen, wo er nahe bei Paris wohnte, und nachdem er ihm die Gesinnungen des Königs von Spanien eröffnet, lag er ihm an, daß er je eher je lieber einen Courier nach Petersburg abschicken sollte, um den Czar von den Gesinnun-

nungen Sr kath. Majestät zu unterrichten, und sich über eine Negociation, deren Wichtigkeit er vollkommen einsehen würde, Instruction zu erbitten.

Der Spanische Ambassadeur machte auf einem indirecten Wege dem Könige von Schweden die nämlichen Eröffnungen, die er dem Czar gemacht, und nicht damit zufrieden, die Nordischen Mächte zu Vereitlung der Plane des Herzogs von Orleans aufzuwiegeln, suchte er noch Leute, deren Name mehr als ihr unbekanntes Verdienst, und nicht sowohl in Frankreich als im Auslande, Eindruck machen konnte, seinem Interesse und Dienste untreu zu machen.

Wenn die Landung der Spanier in Sicilien, die leichte Eroberung von Palermo und von der ganzen Insel, die man als schon gesichert ansah, ganz Europa in Erstaunen setzte, so war man nicht weniger erstaunt gewesen, als man eine Flotte in voller Ordnung, gleichsam aus dem Meere emporsteigen sah, von einer Macht ausgerüstet, die seit der Regierung Philipps II. mit keiner bedeutenden Flotte aufgetreten war. Diese neu entstandene Seemacht beunruhigte die Engländer, und sie glaubten leicht und äußerten öffentlich, daß die wahre Absicht des Spanischen Conseils bei Wiederherstellung ihrer Seemacht sey, sich allem Handel der andern Mächte von Ostindien entgegenzusetzen.

Diese Besorgniß mußte leicht in kurzer Zeit in Holland und England allgemein werden. Um also den Wirkungen dieser Handelseifersucht bei beiden Nationen zuvorzukommen, schrieb Alberoni auf Befehl des Königs von Spanien an seinen Ambassadeur in Holland, daß er nicht allein den Holländischen Kaufleuten, sondern auch den Englischen, die sich in diesem Lande befänden, und überhaupt allen beim Handel Interessirten die Versicherung geben sollte, daß Se kath. Majestät nie den bestehenden Gesetzen und Tractaten zuwider handeln würde. Dieser Minister sollte ihnen auch sagen, daß die geringe Macht, die der König, sein Herr, zur See habe, nur zur Sicherung seiner Küsten am Mittelländischen Meere, und zur Vertheidigung und Bedeckung seiner Gallionen bestimmt sey; Se Majestät habe in der That Ursache, sich über die Erklärung der Engländer zu beklagen, aber dieses Verfahren von ihrer Seite habe ihn nicht verhindert, Befehl zu geben, daß von den Effecten, die auf der neuerlich in Cadix eingelaufenen Flotte den Engländern gehören würden, nichts angegriffen

griffen werden sollte, indem Se kath. Majestät gesonnen sey, jedem der Interessirten sein Eigenthum zukommen zu lassen.

Der Spanische Minister war indessen nicht ganz ohne Besorgniß, welches der Erfolg der Landung der Spanier in Sicilien, und die Folgen ihrer ersten Fortschritte seyn möchten. Sein Plan war noch nicht ganz entworfen, und seine schwankenden Entschlüsse hingen von den Begebenheiten ab. Alberoni wollte glauben, daß Sicilien in kurzer Zeit unterworfen seyn würde, er nahm sich vor, hierauf die Spanische Armee ins Königreich Neapel übersühren zu lassen, aber er fühlte und gestand doch, daß es einzig die Sache der Generale sey, welche die Armee commandirten, über die zu fassenden Entschlüsse zu entscheiden.

Die Englische Escadre machte ihm gegründete Unruhe. Er wußte, daß sie nach Osten segelte, aber seit langer Zeit wußte er nicht, wo sie war, und in den ersten Tagen des Monats August hatte er erst Nachrichten vom 14. Jul. aus Malaga.

An demselben Tage, den 14. Jul., hatte sich das Schloß von Palermo an die Spanier ergeben. Der Vicekönig von Neapel machte einige Bewegungen, als habe er die Absicht, zu Verstärkung der Besatzung von Messina ein Detaschement kaiserlicher Truppen nach Sicilien zu senden. Dieser Succurs schien sehr schwierig, und die öffentliche Meinung war, daß die Deutschen Minister nur zum Schein diese Bewegungen machten, um die Savoyischen Minister zufrieden zu stellen; und übrigens war das Publikum überzeugt, daß, wenn auch in der That Deutsche Truppen marschirten, und Messina entsetzt, so geschähe es nicht, um es den Piemontesern zu restituiren.

Es war ein allgemeines gegenseitiges Mißtrauen an allen Höfen verbreitet, und auch die Gesinnungen des Pabstes waren nicht vom Verdachte ausgenommen, denn die allgemeine Meinung war, daß, welche Irrungen auch gegenwärtig zwischen dem Römischen Hofe und dem von Madrid Statt haben möchten, doch insgeheim die innigste Eintracht zwischen Sr Heiligkeit und Sr kath. Majestät herrsche.

Die Truppen dieses Monarchen waren, nachdem sie nach einem kurzen Widerstande sich Palermos bemächtigt hatten, nach Messina vorgerückt, und die Galeren des Herzogs von Savoyen hatten sich bei ihrer Annäherung zurückgezogen. Bis jetzt war die Sicilische Expedition so glücklich, wie es der Kö-
nig

nig von Spanien und sein Minister nur wünschen konnten; und durch dieses Stück noch stolzer gemacht, ließ der Minister gegen den Pabst, der ihm standhaft die Bullen für das Erzbisthum von Sevilla verweigerte, seinen ganzen Zorn aus, und beschuldigte ihn, daß er sich von dem Rathe des Grafen von Galas, des kaiserlichen Gesandten an seinem Hofe, leiten ließ, welcher hingegen behauptete, der Pabst sey insgeheim mit dem Könige von Spanien einverstanden.

Ohne alle Schonung aber griff Alberoni die Person des Regenten an, wegen seines Eifers, mit dem er die Quadrupleallianz betrieben hatte. „So, sagte Alberoni, hat sich dieser Prinz, im Angesicht der ganzen Welt, als Freund einer Macht erklärt, die die Feindin seines Verwandten, des Königs von Spaniens ist, und die Zeit ist gekommen, wo er wahrscheinlich gegen denselben König zu Feindseligkeiten schreiten wird. Der Marschall von Hüxelles, der diese Allianz genehmigt, um den Krieg zu verhindern, wird Frankreich gegen Spanien als Feind auftreten sehn, und der König von Spanien wird standhaft lieber ewigen Krieg wählen, als in jenes abscheuliche Project willigen, und so lange er Muth und Kräfte hat, wird er sich an denen zu rächen wissen, die ihn zu Annahme desselben zwingen wollen; wenn Stanhope den Ton des Befehlgebers anstimmen will, so wird er schlecht empfangen werden, der Paß, den er verlangt, ist ausgefertigt worden, man wird seine Vorschläge hören, aber man wird ihm schwerlich Gehör geben, wenn sie nicht ganz von dem Inhalt des Projects verschieden sind, und Stanhope wird sich wundern, wenn er sieht, daß der König von Spanien gegenwärtig nichts von den Staaten von Toscana und Parma hören will, indem er sich die Ausübung seiner Rechte an Zeit und Ort vorbehält.“

Indem sich Alberoni so laut gegen den Vorschlag des Tractates der Quadrupleallianz erklärte, wollte er zugleich den Engländern zeigen, daß, wenn der König von Spanien diesen Vorschlag verwürfe, er darum nicht abgeneigt wäre, der Englischen Nation Beweise seiner wohlmeinenden Gesinnung zu geben, und daß es schon ein sehr sprechender Beweis von dieser Gesinnung sey, daß Se. Majestät die Mäßigung gehabt, seinen Unterthanen alle Ausübung von Feindseligkeit gegen die Englischen Negocianten in seinen Staaten zu verbieten, ob man dieß gleich als eine natürliche Folge von dem zu gleicher Zeit von dem Befehlshaber der Englischen Flotte gemachten Friedensbruche hätte erwarten sollen.

Die

Die Bewegungen des Parlamentes gegen Law's Bank zogen unter diesen Umständen die besondere Aufmerksamkeit der auswärtigen, zu Paris residirenden Minister auf sich.

Der Spanische Minister setzte seine geheimen Conferenzen mit dem Herzog von Ormond fort, und dieser, nach der gewöhnlichen Denkart der Canis, hoffte immer und rechnete sicher auf eine Revolution in England, wenn die Mißveranfügten unterstützt würden. Um sie mit Glück zu unterstützen, verlangte er sechstausend Mann Landungsgruppen, funfzehntausend Flinten, Waffen für tausend Dragoner, und Kriegsmunition. Ueberdies verlangte er noch die Zusicherung eines Aufenthaltes in einer der Städte von Biscaya, und sein Plan war, den König Jakob dahin kommen zu lassen, um ihn dann wie im Triumph in England einzuführen, wo er versicherte, daß sich drei Drittheile der Nation für ihn erklärten würden.

Der Graf von Ormond, der sich immer noch in der Nähe von Paris verborgen und mit öfterer Veränderung seiner Wohnung aufhielt, hoffte so die Antwort von Spanien auf seine Vorschläge zu erwarten, welche der Cardinal Aguis schon dem Cardinal Alberoni mitgetheilt hatte, und die nachher noch ein Englischer Schiffscapitain, mit Namen Cumock, der dem König Jakob zugethan war, nach Madrid gebracht hatte.

Der Plan, Unruhen in England zu erregen oder zu unterhalten, war nicht das, was den Spanischen Ambassadeur vorzüglich beschäftigte; er wußte, daß Alberoni besonders seine Aufmerksamkeit auf die Bewegungen richtete, die man bald in Frankreich entstehen zu sehen wünschte, und wofür der König und die Königin von Spanien, so wie der Minister selbst, das lebhafteste Interesse hatten; diese Angelegenheit war es also, die der Prinz von Cellamare mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte, und die er sehr geheim zu betreiben glaubte, obgleich der Herzog von Orleans von allen seinen Schritten insgeheim unterrichtet war, und die Namen aller derer kannte, die durch diese unvorsichtige Verbindung mit dem Minister eines fremden Hofes ihr Glück zu befördern oder zu machen hofften. Der Spanische Ambassadeur stattete, unter dem Namen seiner gewöhnlichen Berichte, von den mit ihnen gehaltenen Conferenzen Bericht nach Madrid ab, und suchte durch günstige Antworten, die er ihnen im Namen Seiner Majestät gab, sie immer mehr in den unklugen Verbindun-

bungen, in die sie sich schon mit ihm eingelassen hatten, zu bestärken. Cellamare gab sich alle Mühe, den König, seinen Herrn, von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß man sie unterstützen müßte, wenn man sie bei gutem erhalten, und in Stand setzen wollte, mit Glück etwas zu unternehmen.

Frankreich hatte damals von allen Seiten Frieden, und da es gar keinen Anschein zu einem nahen Kriege hatte, so wünschten mehrere Officiere, die außer Dienst waren, in Spanische Dienste zu gehen. In der Ueberzeugung also, daß es seinem Herrn willkommen seyn müßte, Französische Officiere nicht nur, sondern ein ganzes Corps von Franzosen in seinen Diensten zu haben, und da er wußte, daß Alberoni die Absicht hatte, gegen acht tausend Ausländer anzuwerben, so schlug Cellamare dem Cardinal vor, ein solches Corps von Franzosen, die man leicht werben könnte, zu formiren, das man dann den Wallonischen und Irländischen Regimentern einverleiben könnte, die gegenwärtig in Spanischen Diensten waren. Man hatte in der That Ursache zu glauben, daß mehrere dienstlose Officiere nichts mehr wünschen würden, als Spanische Dienste zu erhalten, und Cellamare hatte überdies die nähere Versicherung von vielen, die sich an ihn wendeten, um in Spanische Dienste zu treten. Unter diese gehörte auch der Chevalier Folar, aber er wollte vorher seine Bedingungen machen, und nicht als Abentheurer angesehen werden; der Ambassadeur kannte seine Talente, und ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren, aber bemerkte nur, daß er ein unstäter Kopf sey, und daß er aus diesem Grunde seine Anträge abgelehnt habe.

Man konnte nach der Meinung des Ambassadeurs noch einige neue Französische Regimenter errichten, und zu dem Ende an den Grenzen von Catalonien, Arragonien und Navarra diejenigen aufnehmen, die sich zu Diensten, unter Befehlshabern ihrer Nation, anbieten würden. Außer dem Vortheil des Dienstes konnten sich noch andere in politischer Rücksicht finden. Cellamare fühlte gleichwohl die Schwierigkeiten dieser falschen Werbung, und sah die Hindernisse voraus, welche die Französische Regierung entgegensetzen würde.

Da man damals die Nachricht von der Einnahme von Messina durch die Spanischen Truppen erhielt, so versicherte er den Cardinal Alberoni, daß sich die ganze Französische Nation über dieses Ereigniß gefreut habe, daß man in Paris von nichts als von dem Ruhme des Königs von Spanien spräche, und daß zu wünschen wäre, daß der Herzog von Or-

leans dieselbe Gesinnung hegte, wenigstens in seinem Herzen; aber überzeugt, daß Se. K. H. weit davon entfernt sey, nahm Cellamare alle mögliche Stadtgespräche sorgfältig auf, und hoffte in Spanien Dank zu verdienen, wenn er nicht all'in von dem, was gegen die Regierung wirklich vorging, sondern von allen Vermuthungen genauen Bericht erstattete.

Die in der Finanzverwaltung eingeführten Neuerungen, die Errichtung der Bank, die neuen Entwürfe, die man Law beilegte, der Mißbrauch, den der Regent von diesen Neuerungen gemacht, die Opposition des Parlaments, die Art von Krieg zwischen dem Parlamente und dem Conseil, um die Beschlüsse des erstern zu vernichten; alles dies gab den ausgestreuten unglückseligen Prophezeiungen von einem baldigen bürgerlichen Kriege, nicht bloß in der Hauptstadt, sondern in allen Provinzen des Reichs, einige Glaubwürdigkeit. Der Spanische Ambassadeur ergriff mit Freuden solche fausche Gerüchte, und unterrichtete sich um so sorgfältiger davon, weil er glaubte, daß diese seine Bemühungen den Eindruck verweisen könnten, der dem ersten Minister noch gegen den Willen des Cardinals del Giudice, welches Cellamare war, gebühen seyn möchte. Er übertrieb daher alles, und glaubte eine angenehme Nachricht nach Madrid zu schreiben, wenn er versicherte, daß der Regent in die Gegend von Paris mehrere Regimenter kommen ließ, und daß den Gardes, so wie auch den Mousquetärs der Befehl gegeben sey, sich in Bereitschaft zu halten. Zu gleicher Zeit hoffte er, daß die Republik Holland sich weigern würde, der so lange projectirten Allianz zwischen Frankreich, dem Kaiser und England beizutreten, in welchen Tractat man vergebens den König von Spanien zu ziehen sich bemühte, da in dieser Absicht der Marquis von Mancré nach Madrid geschickt worden war.

In der Freude über den glücklichen Anfang des Sicilianischen Unternehmens unterließ Alberoni nicht, die Fehler, die der Marquis von Leyde bei dieser Expedition gemacht, zu bemerken, und sah vorher, von welchen nachtheiligen Folgen das Phlegma dieses Generals und seine Langsamkeit im Besolge einer leichten Eroberung seyn werde. Jede Zögerung bei dieser Expedition war um so gefährlicher, da die Englische Escadre nach Sicilien segelte. Man mußte also ihrer Ankunft zuvorkommen, und ohne Zeitverlust die Truppen gegen Messina marschiren lassen. dessen Einnahme späterhin schwieriger war, da die Einnahme von Palermo, nach Alberonis Ausdruck,

druck, alle Mächte der Hölle aufgeregt hatte, und von allen Seiten gegen die Spanier Maasregeln getroffen waren.

Er machte dem General der Spanischen Armee, *Maffris* von *Leyde*, auch das zum Vorwurf, daß er dem Grafen *Maffri*, dem Vicekönige der Insel des Herzogs von *Savoyen*, die Freiheit verstatet habe, sich nach *Syracus* zurückzuziehen, das man nicht allein als die beste Festung der Insel zu betrachten hatte, sondern das auch im Stande war, Verstärkung an Mannschaft und Lebensmittel nach Bedürfnis einzunehmen. Es war also der Klugheit gemäß, *Maffri* ein Detachement Cavallerie nachzuschicken, und daß diese ermüdet war, war kein Grund, sie vom Marsche zu bestreiten, da der Fall so wichtig war, daß man nicht die Truppen schonen konnte, auch wenn man ganz gewiß vorausgesehen hätte, daß sie der Marsch zu Grunde richten würde.

D. Joseph Patino war damals Inspector der *Armee*. *Alberoni* bat ihn, wie er sagte, um Gotteswillen, daß er das Phlegma seines Freundes, des *Marquis* von *Leyde*, ein wenig mehr in Thätigkeit setzen möchte: „wenn es gut ist, sagte der Cardinal, die Truppen zu schonen wenn es angeht, so muß man auch bedenken, daß sie da sind, um strapazirt zu werden, und wenn es Noth thut zu stürzen, und noch weit weniger darf man die Thiere in solchen Fällen schonen.“

Die Leichtigkeit, mit welcher man Truppen nach *Sicilien* übersehen konnte, vermehrte die Schwierigkeiten, welche den Spaniern bei der Einnahme von *Messina* drohten, von dem sie leicht Besitz hätten nehmen können, wenn ihr General nicht mit unverzeihlicher Trägheit mit der Einnahme von *Palermo*, das keinen Widerstand leistete, Zeit verloren hätte.

Der Cardinal *Alberoni* fürchtete schon, daß Frankreich, England, der Kaiser und der Herzog von *Savoyen* gegen den König von Spanien sich verbinden, und ihn im Mittelpunkt seiner Monarchie angreifen würden. Der Plan des Cardinals in diesem Falle war, 15000 Mann in *Sicilien* zu Vollendung dieser Eroberung zu lassen, und wenn sie vollendet wäre, wollte er alle diese Truppen nach Spanien überführen. Er behauptete, daß der Herzog von *Savoyen* nur damit umgegangen sey, *Se kath. Majestät* zu täuschen, und durch eitle Vorschläge von Tractaten hinzuhalten, daß endlich *Lascaris*, der letzte Minister, den der Herzog gebraucht hatte, im Augenblick, wo die Flotte auslaufen wollte, gekommen sey und erklärt habe, daß er von seinem Herrn, in aller Form,
 2
 die

die Vollmacht erhalten habe, mit dem Könige von Spanien ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß zu schließen, unter Bedingungen, die wahrhaft zum Lachen gewesen.

Was man davon weiß, war, daß als die erste der gemachten Bedingungen der Herzog von Savoyen zwei Millionen Thaler foderte, zur Ausrüstung des Feldzugs, und monatlich 60000 Subsidien.

Die zweite Bedingung war, daß der König von Spanien 12000 Mann nach Italien senden, und zu den Truppen des Herzogs stoßen lassen sollte, um den Krieg in Mailand zu eröfnen. Aber in der Ueberzeugung, daß man sich nicht auf den Herzog von Savoyen verlassen könnte, so lange er im Besitz von Sicilien sey, hielt Alberoni für nothwendig, daß der König von Spanien sich in Besitz von Sicilien setze, entweder um es zu behalten, oder es dem Herzog von Savoyen wieder herauszugeben, wenn Se. kath. Majestät durch einen Krieg mit dem Kaiser ihm nicht eine vortheilhaftere Belohnung für seine Allianz mit Spanien verschaffen könnte.

Da dem Cardinal die Ehre und das Interesse dieses Reichs zu fodern schien, daß es immer ein Corps Truppen in Spanien stehend habe, so traf er damals Maafregeln, um ein Corps von acht oder zehn tausend Mann Ausländer zu errichten und in Stand zu erhalten; und er wandte sich deshalb an den Prinzen von Cellamare und fragte ihn, welche Maafregeln er zu Ausführung dieses Vorhabens für nöthig erachtete. Dieser Beweis von Zutrauen contrastirte sehr mit der Behandlung, die Cellamares Onkel, der Cardinal del Giudice, damals vom Spanischen Hofe erfuhr, indem derselbe alle Einkünfte der Pfründen, die der Cardinal in Sicilien besaß, sequestrirte. Zwar hatten die Pfründen, welche andere Cardinale und Prälaten auf dieser Insel hatten, nach der Landung der Spanier dasselbe Loos gehabt; aber der wahre Beweggrund war die Privatfeindschaft des Cardinals Alberoni, der ohne Unterlaß den König und die Königin von Spanien gegen den Cardinal del Giudice aufzubringen suchte; denn es war sein stetes Bemühen, sie dahin zu bringen, daß sie alle als ihre persönlichen Feinde betrachteten und behandelten, die sich gegen den ersten Minister erklärt hatten.

Er hatte sogar den Pabst nicht geschont, an dem er sich für die standhafte Verweigerung der Bestätigungsbullen des Erzbisthums von Sevilla zu rächen suchte.

Er änderte indessen sein Betragen, als die Langsamkeit der Sicilianischen Expedition die Furcht bei ihm erregte, daß nach diesem so schönen Anfang das Ende des Unternehmens seinen Hoffnungen nicht entsprechen möchte. Jetzt hielt er für nöthig, den Römischen Hof zu schonen, und die Klugheit rief ihm, eine Negociation zu Versöhnung dieses Hofes mit Spanien einzuleiten. Der Cardinal Aquaviva erhielt den Auftrag dieses Geschäfts, und hatte Befehl, es dem zweiten Nescen des Pabstes Clemens XI., Dom Alexander Albano, anzuvertrauen. Er sollte diesen jungen Mann, den Liebling Sr Heiligkeit, zu gewinnen suchen und ihm zu verstehen geben, daß, da der König von Spanien noch nie eine Absicht zum Nachtheil des Römischen Stuhls gehabt, jede Irrung, die zwischen beide Höfe eingetreten, leicht zu heben sey; Dom Alexander würde das Verdienst dieser Ausöhnung haben, und daher seine Beförderung zur Cardinalswürde beschleunigen, wenn sein Oncle die glückliche Gelegenheit benützte, und ihn als Nuncius nach Madrid schickte; aber um sich einen glücklichen Erfolg versprechen zu können, wäre es durchaus nothwendig, daß er als Ueberbringer der Bestätigungsbullen des Erzbischofums von Sevilla käme, eine Bedingung, die unerlässlich sey, um die zu regulirenden Angelegenheiten zu seiner vollkommenen Zufriedenheit zu beendigen; sonst würden Ihre cath. Majestäten unerbittlich seyn, und entschieden zur Ausführung der vom Conseil von Castillen und von der Junta der Theologen und Canonisten gethanen Vorschläge schreiten.

Alberoni wollte, bei dieser Art von Drohung, dem Pabste auch wiederum einige Hoffnung machen, um ihn zu ermuntern; er trug daher dem Cardinal Aquaviva auf, ihm zu sagen, was er alles gethan, um dem Könige und der Königin von Spanien den Wahn zu benehmen, den sie gehabt, als habe Se Heiligkeit dem Nuncius Aldrovandi Befehl gegeben, das Tribunal der Nunciatur zu schließen, und daß er sie versichert, daß Se Heiligkeit sogar erbödig sey, einen neuen Nuncius, entweder einen ordentlichen oder außerordentlichen, wie es Ihre cath. Majestäten genehmigen würden, zu senden. Da er sich nun schmeichelte, daß er so glücklich gewesen, sie zu überzeugen, daß dieser Schritt des Pabstes sehr ehrenvoll sey, so müsse Se Heiligkeit diese günstige Gelegenheit benützen, um sich einer Verbindlichkeit zu entledigen, die sein ganzes Leben hindurch dauern würde, wenn er dieses leichte Mittel, derselben los zu werden, vorbei ließe; es müsse

einem Minister, der mit dem Purpur bekleidet sey, zur größten Zufriedenheit gereichen, daß er diesen neuen Beweis seiner Ehrfurcht und seines Gehorsams gegen den Pabst und den heiligen Stuhl gegeben habe; aber Se. Heiligkeit müsse auch mit einer Handlung der Großmuth beginnen, wie die Ausfertigung und Sendung der besagten Bullen sehr würde, eine Gnade, die er so leicht bewilligen, und den Verdiensten eines Ministers nicht versagen könne, der durch seine anhaltenden Bemühungen die Finanzen des Königs, seines Herrn, in so guten Stand gesetzt habe, daß nicht allein keine Schulden da seyen, sondern auch noch einige Summen für die gewöhnlichen und zufälligen Ausgaben, außer den zur Verzahlung der Truppen auf die Provinzen gestellten Anweisungen, übrig seyen, und daher kein einziger Maravedis von der Einnahme des folgenden Jahres angegriffen sey.

Unter dessen setzten Frankreich und England ihre Negotiationen fort, um Spanien zu bewegen, daß es dem Tractate bevräte, und der Cardinal Alberoni machte als Bedingungen des Beitritts des Königs von Spanien folgende Forderungen:

1. Daß der Besitz der Inseln Sardinien und Sicilien Er kath. Majestät überlassen würde, doch so, daß der Kaiser dem Herzog von Savoyen ein Aequivalent für Sicilien im Gebiet von Mailand gäbe.
2. Daß Se. Kaiserliche Majestät die Italienischen Fürsten über alle ihre Ansprüche zu befriedigen hätte.
3. Daß der Kaiser die Truppen zurückriefe, die er damals nach Italien marschiren ließ.
4. Daß er die Zahl der Truppen bestimmte, die er in Zukunft daselbst halten würde.
5. Daß er sich verbindlich machte, sich nicht in die Erbsfolge von Toskana zu mischen.
6. Daß er allen Ansprüchen auf die Lehen des Reichs entsagte.

Aber die Englische Flotte hatte so eben Spanien zu viel Schaden verursacht, um sie ruhig im mittelländischen Meere kreuzen zu lassen: Alberoni foderte daher, daß der König von England sie unverzüglich zurückriefe.

Diese Forderungen, auf denen man mit Hartnäckigkeit bestand, und die so ganz der Instruction und Vollmacht, welche Stanhope von dem König von England erhalten hatte, widerstritten, bewogen ihn, einen Hof zu verlassen, wo er künftig nichts thun konnte, als seine Zeit verlieren. Er nahm
seine

seine Verlaubungsaudienz beim König und der Königin von Spanien, und kehrte am 26. August nach Frankreich zurück, wo er den Tractat der Quadrupleallianz, zwischen Frankreich, dem Kaiser, England und Holland unterzeichnet fand. Die Unterzeichnung war den 22. desselben Monats und desselben Jahres 1718 geschehen.

V.

Fortsetzung der Notizen über die Quadrupleallianz *).

Als sich der Regent in der Verlegenheit wegen der Münzstreitigkeiten mit dem Parlemeute befand, schmeichelte sich die Spanische Partei, daß ihn diese neuern Angelegenheiten von den Negotiationen des Allianztractates abhalten würden; die Englische Partei hingegen hoffte, daß die Irrungen der Regierung mit dem Parlemeute den Regenten nur noch mehr von der Nothwendigkeit, sich mit dem Kaiser und mit England zu verbinden, überzeugen würden; und der Ambassadeur des Kaisers, Königseck, der das gewöhnliche Vorurtheil der Destreicher mit nach Frankreich gebracht, daß diese Macht bei allen wichtigen Angelegenheiten immer trennlos handle, behauptete, entdeckt zu haben, daß der Herzog von Orleans in Rücksicht des Allianztractates anderes Sinnes geworden sey, zum Triumph der Minister des vorigen Hofes, die für Spanien eingenommen, und diesem Plane immer zuwider gewesen waren. Königseck wollte übrigens voraussehen, daß der Regent das Opfer ihrer Erbitterung gegen ihn werden würde, und schon sah man in den, zwischen dem Hofe und Parlemeute obwaltenden Streitigkeiten wegen der Münze, den Abgrund unter seinen Füßen offen.

England, das den Plan der Quadrupleallianz standhaft behauptete, beklagte sich ohne Unterlaß über die Undankbarkeit

*) Wir haben unter der vorhergehenden Nummer gesehen, was der Marquis von Torcy, ehemaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagt. Der Herzog von St. Simon hat diesen wichtigen Tractat so ganz mit Stillschweigen überaugen, daß wir, um ihn kennen zu lernen, ihn von allen möglichen Seiten betrachten müssen. Wir geben daher hier einige authentische Materialien über die Negotiationen der drei Mächte, die sich gegen Spanien zu verbinden suchten; und zwar sind sie aus den Memoires des Herzogs von Luynes.

des Königs von Spanien, den es, wie es sagte, durch den Utrecht Tractat auf seinem Throne besetzt habe, und besetzte sich, daß man in allen Häfen und Inseln Spaniens, welche Engländer besuchten, diese fast als Feinde behandelte, und noch über verschiedenen Verletzungen des letzten Tractates; ungeachtet dieser Beschwerden ließ der König von Großbritannien durch den Obersten Stanhope erklären, daß er diese Beschwerden veraessen wolle, wenn der König von Spanien seine, die Ruhe Europas störenden Plane aufzugeben, und die gegenseitigen freundschaftlichen Verhältnisse herzustellen geneigt wäre; wenn er aber das nicht wollte, so würde er die Würde seines Thrones zu behaupten wissen: diese Sprache lehrte ihn die friedliche Gesinnung und nicht die Furcht, und es ziemte sich nicht für den Cardinal Alberoni sich zu rühmen, daß er den König von Spanien durch die Unternehmungen des Präsumptenden schrecken könne.

In der That brachte Alberoni Drohungen gegen die Fürsten, und suchte jeden, der an Englands Absichten Theil nehmen wollte, abspenstig zu machen. Er war Meister in der Kunst zu verführen, und rühmte sich seiner Ueberlegenheit in dieser Kunst: es wurde als gewiß angenommen, daß er Mancré, den Minister von England und Frankreich, gewonnen habe, und er machte den Versuch, den staatsklügsten Fürsten seiner Zeit, den Herzog von Savoyen und König von Sicilien, zu gewinnen, der gewohnt war, niemanden, selbst nicht seinen Ministern, zu trauen, und oft mehrere auf einmal und mit verschiedenen Aufträgen an Einem Hofe brachte.

Der Herzog von Savoyen schickte daher Lascaris nach Madrid, um die Vorschläge Spaniens zu hören, ohne Wissen seines Ambassadeurs, und vielleicht mit dem Befehl, nichts abzuschließen. Alberoni hielt sich nicht bloß an Lascaris, und schrieb selbst unterm 22. März an den König von Sicilien. Er schrieb ihm, daß die von Lascaris gethanen Anerbietungen die Dinge aufklärten, aber nichts zum Zwecke brächten; er versicherte den Herzog, daß der König von Spanien in Vereinigung mit dem Könige von Sicilien, den Regenten und den König Georg zu Aufhebung ihrer Plane gegen Spanien nöthigen würde; er schlug ihm vor, daß er unter Bedingungen, die er für nöthig erachten würde, Spanien einige Plätze des Königreichs Sicilien einräumen möchte, um von da eine Armee aufs feste Land übersetzen zu können, die sich unversehens

des

des Königreichs Neapel bemächtigte; die Eroberung würde leicht und schnell von statten gehen, und er versprach von seiner Seite dem Könige von Sicilien, eine Armee in die Lombardie auf Spaniens Kosten zu senden. Da er zu gleicher Zeit mit den Nordischen Mächten, und besonders mit den Mißvergünstigten in Frankreich, den Anhängern des vorigen Hofes, in Unterhandlung stand, so gab er dem Herzog von Savoyen zu verstehen, daß er dem Regenten solche ernsthafte Versicherungen geben werde, daß er nicht leicht etwas Entschiedenes gegen Spanien unternehmen würde; und um den König von Sicilien zu locken, rühmte er den Reichthum Spaniens, und ließ merken, daß jede großmüthige Handlung des Herzogs von Savoyen gegen den König von Spanien von diesem durch gleiche Großmuth erwidert werden würde, und endlich versicherte er ihn auf das gemeinschaftliche Interesse Spaniens und Savoyens, welche beide nie darein willigen dürften, daß die Deutschen zum Nachtheil der Ruhe und Freiheit Italiens, in diesem Lande ihr Uebergewicht behaupteten.

Seinem ersten Briefe legte Alberoni noch ein eigenhändiges Schreiben bei, worin er ihm die Nothwendigkeit seines Beistandes für das Glück des Unternehmens auseinander setzte; er sagte: wenn die vornehmsten Plätze dem Könige von Spanien nicht anvertraut würden, so müßte das Project scheitern; diese, der Klugheit scheinbar so zuwiderlaufende Handlung des Vertrauens sey gleichwohl für sein Interesse nothwendig, damit, im Fall ihre Expedition eine schlechte Wendung nähme, diese Plätze den Spanischen Truppen zu einem sichern Zufluchtsorte dienten; und wenn der König von Sicilien seinen Beistand versagte, so würde er gezwungen seyn, die von den vermittelnden Mächten gethanen Vorschläge anzunehmen. Hingegen wenn er zur Eroberung von Neapel mitwirken wollte, so wollte Alberoni zwar schriftlich keine bestimmten Anerbietungen thun, foderte aber den Herzog von Savoyen auf, daß er einen Mann zu ihm senden möchte, der sein Vertrauen besäße, und mit der nöthigen Vollmacht ausgerüstet wäre, um einen Tractat abzuschließen, und setzte hinzu, daß sich nie wieder eine so schöne Gelegenheit darbieten würde, und wenn sie der Herzog von Savoyen vorbei ließe, so dürfte er nie wieder hoffen, einen König zu finden, der seine Macht und sein Geld daran zu setzen geneigt sey, um in einem Lande, wo er keine Ansprüche mache, Krieg zu führen, noch dürfte sich wieder ein Minister bei diesem Könige finden, der

so von Liebe für sein Italienisches Vaterland befeelt, die Absichten seines Herrn mit so viel Eifer unterstützte.

Von diesem Briefe Alberonis an den Herzog von Savoyen wurde dem Prinzen von Cellamare eine Abschrift nach Frankreich geschickt, um ihn von allen Negotiationen zu unterrichten, und man versicherte ihn zu gleicher Zeit, daß der König von Spanien nie der Quadrupleallianz beitreten werde. Alberoni erklärte auch im Namen des Königs von Spanien, daß man nie diesen Tractat annehmen und den Kaiser mit allem möglichen Nachdruck angreifen werde, mit dem Zusatz, daß die Effecten der in Spanien etablirten Englischen Negotianten, vom Augenblick an, wo der Bruch zwischen beiden Höfen erklärt seyn würde, confiscirt werden sollten.

Endlich nach verschiedenen Negotiationen, wurde der Tractat zu London unterzeichnet; man war überein gekommen, daß im Todesfall des Herzogs von Parma seine beiden Herzogthümer, Parma und Piacenza, dem Don Carlos gegeben werden sollten, indem der König von Spanien seinen Ansprüchen auf die von Karl II. in Italien besessenen Staaten entsagte. Auch war noch dabei ein geheimer Artikel, der 17te im Tractat, in Betreff der Thronfolge von Frankreich zu Gunsten des Herzogs von Orleans, im Fall des Todes Ludwigs XV. Der König von Spanien erhielt Kenntniß von diesem Artikel, und so sehr man auch in ihn dringen mochte, so weigerte er sich standhaft, ihn zu genehmigen; und auch in Betreff des andern erklärte er, daß seine Rechte auf Italien zu wichtig und gegründet seyen, als daß er sich mit den Herzogthümern Parma und Piacenza begnügen sollte. Der Abbé Dubois war damals in England, um den Tractat zu unterhandeln; Chauvigny war daselbst mit ihm; Schaubé war Englischer Gesandte zu Paris für dasselbe Geschäft, und der Marschall Hüxelles, der Präsident des Conseils der auswärtigen Angelegenheiten, war derjenige, an den man sich wegen der Unterhandlungen wenden sollte. Man ging mit einem neuen, sehr geheimen Tractat an, um durch Gewalt der Waffen den König von Spanien zur Annahme jenes Tractates zu zwingen. England wollte zur Vermeidung des Kriegs mit Spanien gera die Krone Gibraltar und selbst Porto Mahon aufopfern; aber es wollte Spanien zu dem, was es von ihm wünschte, zwingen; Schaubé erhielt daher von seinem Könige Befehl, dem Marschall von Hüxelles den Tractat vorzulegen.

Der Marschall von Hézelles war einer von den unbeugsamen Menschen, die sich nur schwer von einer Meinung trennen, die sie einmal durchzuziehen beschlossen haben, ein Mann, der jeden, der ihn in seiner Gedankenreihe störte, unwillig von sich trieb. Schaube wollte daher Chavigny zum Begleiter haben, wenn er dem Marschall den Tractat vorlegte; aber bei der ersten Unterredung hieß der Marschall Schaube sich entfernen, indem er sagte, er habe mit ihm nichts zu unterhandeln, blieb aber allein mit Chavigny, sagte ihm, daß er dem Regenten gehorchen würde, und unterzeichnete den geheimen Tractat. Schaube brachte es sogar einige Tage darauf so weit, daß Spanien der Krieg erklärt wurde, das so standhaft der Allianz beizutreten sich weigerte.

VI.

Ueber die Verschwörung der legitimirten Prinzen gegen den Herzog von Orleans, über ihre ersten geheimen Unterhandlungen mit Spanien, und über die Intriguen der Jesuiten und besonders des P. Tournemine in dieser Sache.

(Erläuterung zu §. IV. Buch V.)

Der Herzog von Saint Simon übergeht das Complot der legitimirten Prinzen gegen den Herzog von Orleans ganz mit Stillschweigen; aber wir werden diese Lücke mit Hilfe des Herzogs von Luy nes ausfüllen können.

Die Herzogin d'Orléans, ganz außer sich, ihr Haus von der Höhe herabgestürzt zu sehen, zu der sie es zum Theil selbst emporgehoben, beschloß, sich mit allen Feinden des Regenten, und besonders mit dem Spanischen Hofe zu seinem Untergange zu verbinden. Und da Philipp V. mit jedem Tage in der Frömmigkeit zunahm, und die Jesuiten seine Führer waren, so sah die Partei der legitimirten Prinzen leicht ein, daß dieß eine Sache sey, wobei der Beichtvater die erste Rolle spielen müßte; und da dieser, der während der ganzen Regierung des Königs von Spanien, eine so wichtige Figur machte, Jesuit war, und die Gesellschaft Jesu ganz gegen den Herzog von Orleans aufgebracht war, weil er sich für den Jansenismus erklärt hatte; so war es keine Sache

vor

von großer Schwierigkeit, daß die Gesellschaft sich gegen den Regenten erklärte. Entschlossen, sich an ihrem erklärten Feinde zu rächen, und ihm, wenn sie es vermöchte, die Regierung zu entreißen, war sie im Allgemeinen durch Jesuiten von Mazaronis Plänen unterrichtet, und an diesen Minister war ihre Absicht sich zu wenden, um für ihre Pläne Unterstützung zu erhalten; sodann verband sie sich mit den Jesuiten in Frankreich, die so viel Ursache hatten mißvergnüt zu seyn, und die den Regenten und Dübois haßten; der P. Tourne mine, das Haupt einer Partei unter den Jesuiten, die damals in zwei Parteien getheilt waren, schloß sich an sie an, und lehrte sie einen gewissen Baron von Walf, einen Deutschen, kennen, der ein thätiger, einsichtsvoller Kopf, und ganz dazu gemacht war, mit Spanien zu negociiren; einstweilen wußte der Herzog d'Orléans noch gar nicht um die Entwürfe seiner Gemahlin, oder wenigstens galt er um diese Zeit dafür.

VII.

Ueber die ehrgeizigen und klug betriebenen Absichten des Abbe Dübois, der von Jugend auf Cardinal zu werden strebte.

(Zusatz zu §. I. Buch V.)

Es ist bekannt, wie Dübois, nachdem er den Herzog von Chartres, den nachherigen Regenten von Frankreich, dahin gebracht hatte, daß er die Bastardtochter Ludwigs XIV. heirathete, von dem Könige, der ihn zu diesem Geschäft hatte brauchen lassen, keine weitere Belohnung als die Cardinalswürde verlangte: er hatte noch keine Versorgung; Ludwig XIV. zuckte die Achseln, maß ihn von Kopf bis zu Fuß, kehrte ihm den Rücken zu und sagte zu dem betroffenen, verlegenen Abbe: „das hatte ich nicht erwartet.“

Dübois ließ sich dadurch nicht niederschlagen; um den Cardinalshut zu erhalten, hatte er das Haus Bourbon an den Kaiser verkauft, und den Regenten verleitet, daß er Spanien der Verbindung mit Oestreich aufopferte. Um gegen Spanien zu negociiren, wurde er mit Chavigny nach England gesendet, wo sie beide über die Quadrupleallianz unterhandelten; sie standen auf einem sehr vertrauten Fuße mit einander, und theilten sich einander die geheimsten Briefe mit.

Dübois

Dübois erhielt einmal einen Brief von seinem Freunde *M a n c r e*, dem Favoriten des Regenten, worin er ihm schrieb, daß am vorigen Tage beym Souper im Palaisroyal die Rede auf ihn in Gegenwart des Regenten gekommen, und daß einige gesagt hätten, er sey ein Narr. Als der Abbe' Dübois diesen Brief las, gerieth er ganz außer sich und sagte in seiner Wuth zu *Charigny*: „der Cardinal Richelieu hatte auch seine Narheiten, aber ich werde es weiter bringen als er, und auch Cardinal werden.“

VIII.

Ueber die Erhebung *Dübois's* zum ersten Minister, über das Exil des Grafen von *Noce*, über die Macht *Dübois's* zur Zeit wo er erster Minister wurde, und über die scandälöse Operation, die der bekannte *Boudon*, Chirurg des *Hotel-Dieu*, an ihm verrichten mußte.

(Aus den Papieren des Herzogs von *Lynes*.)

Es erregte allgemeinen Unwillen, als der Cardinal *Dübois* zum ersten Minister ernannt wurde. *Noce*, der gegen den Regenten sehr offen sprach, sogar über die Regierung, sagte zu ihm, als er darüber mit ihm sprach: „Sie können, Monseigneur, alles aus ihm machen, nur nicht einen ehrlichen Mann.“ Diese Worte brachten ihn ins Exil, aus dem ihn nachher der Regent an demselben Abende, wo *Dübois* starb, wieder zurückrief. „Mit dem Tode, schrieb er ihm, stirbt der Haß; (*morte la bête, est mort le venin*); ich erwarte Sie noch diesen Abend im Palais Royal.“ Jene *lettre de cachet* war in der Absicht gegeben worden, um die Mißvergnügten zu schrecken. Der Cardinal fürchtete, daß sie seiner Erhebung zum Minister Hindernisse in den Weg legen möchten, wie sie es versucht hatten, als er ins Conseil kam.

Diese Erhebung ließ ihn seine Abkunft vergessen. Als er von einer Krankheit befallen wurde, welche die Hülfe eines Chirurgen nöthig machte, ließ er den bekannten Chirurg des *Hotel-Dieu*, *Boudon*, rufen. „Ich hoffe, sagte die Eminenz zu ihm, Sie werden nicht mit mir umgehen, wie mit Ihren Bettlern im *Hotel-Dieu*.“ — „Alle diese Bettler, versetzte *Boudon*, sind Eminenzen für mich.“

Ueber die Symptomen des scandalsösen Todes des Cardinals D ü b o i s. Zur Bestätigung dessen, was der Herzog von St. Simon darüber berichtet.

(Aus den Papieren eines Herrn vom Hofe aus dieser Zeit.
Zusatz zu §. 9. Buch VI.)

Auf jeder neuen Stufe, die der Abbe' D ü b o i s erstieg, sah er sich von dem öffentlichen Urtheile verfolgt.

Auch nach seinem Tode, dessen Ursachen so schrecklich waren, ließ ihn das Publikum nicht ruhn, man verfolgte das Andenken des Cardinals in Liedern, Bonmots und Spottgedichten.

Seit langer Zeit litt der Cardinal an einer unheilbaren schimpflichen Krankheit; es war bekannt, daß er bei lebendigem Leibe versauete, und man mußte ein sehr großes Bedürfnis haben, um sich seiner Person zu nähern, denn er stank heftig. Er wollte sich bei der Revue dem Publikum zeigen und sein Uebel verbergen, worüber man in allen Gesellschaften spottete, und die heißendsten Spottgedichte verbreitete; aber nach dieser Revue, der er zu Pferde beiwohnte, verschlimmerte sich seine Krankheit so sehr, daß er sich zu Bette legen mußte, und nie wieder aufstand.

Nachdem die Aerzte seinen Zustand in Augenschein genommen hatten, suchten sie ihn zu bewegen, daß er die Sacramente empfangen, und sich zu einer gefährlichen Operation entschließen möchte. Er hatte zu keinem von beiden Lust, und fluchte wie ein Besessener; indessen entschloß er sich nach eintägiger Ueberlegung des Wohlstandes halber einen Parfüßer holen zu lassen, und man glaubte, daß er beichten wollte. Der Parfüßer kam wirklich und ging zu dem Kranken hinein, verließ ihn aber ungefähr nach einer Viertelstunde wieder, und man sagte, der Mönch habe zu viel zu thun gefunden, oder der Cardinal habe ihm nichts zu thun geben wollen: denn er umging den Empfang des Abendmahls, indem er vorgab, daß der Geistliche, der nicht gewohnt sey, Eminenzen das Abendmahl zu reichen, das Ceremoniel nicht wissen würde, das er nicht verletzten wollte. D ü b o i s starb wie er gelebt, als ein Besessener.

X.

Schilderung der Sitten in Frankreich während der Regentschaft des Herzogs von Orleans.

(Aus den Papieren einiger Herren vom Hofe der Zeit.)

Im J. 1719 zeigte sich die Sittenlosigkeit in Paris öftentlich und ungeheuer, und die Großen gingen mit ihrem Beispiele voran. Die verwitwete Herzogin lebte öftentlich mit La w. Die Herzogin von Bourbon, die von ihrem Manne verachtet war, ließ sich von du Chagla trösten. Die Prinzessin von Conti, die Tochter des verstorbenen Königs, die eine halbe Heilige, und oft von Gewissensbissen beunruhigt war, konnte ihrem Neffen la Valliere nicht entsagen. Die junge Prinzessin von Conti hatte, trotz der Eifersucht ihres Mannes, la Fare zum Geliebten, den sie bald für Clermont, den Gesellschaftskavalier ihres Hauses, aufgab. Ihre Schwester, Fräulein von Charolois, liebte leidenschaftlich den Herzog von Richelieu, und ihre jüngste Schwester, die schöne Clermont, fing schon an den Herzog von Melun zu lieben. Den drei Töchtern des Regenten wurde auch leidenschaftlich der Hof gemacht: die Herzogin von Berry lebte mit Lions: die Äbtissin von Chelles hielt sich in ihrem Kloster theils an ihren Vater, theils an die jungen Nonnen; und Richelieu lebte, neben dem Fräulein von Charolois, noch mit der dritten. Fräulein de la Roche für Von wurde von Marton geliebt, und die Herzogin du Maine hatte den Cardinal von Polignac zum Liebhaber. Die Prinzen und Prinzessinnen rächten sich für den Zwang, den ihnen Ludwig XIV. für ihre Lüste angethan, und daß sie, um der Meinung der Zeit willen, zu heimlichen Heirathen, wenn es möglich war, sich hatten zwingen müssen. Aber jetzt, nach dem Tode Ludwigs XIV., genoß man die Freiheit öffentlich, und mit dem Muthwillen junger Leute, die den Schulzwang abgeschüttelt haben. Dieß von den Liebchaften der Prinzessinnen, ohne weiteres Detail; die Prinzessinnen müssen es wissen, wie gefährlich es für sie ist, zu Verriedigung ihrer Lüste ihren Rang wegzuworfen und sich mit den übrigen in eine Klasse zu setzen.

Die Prinzen von Geblüt benutzten die Toleranz des Publikums nicht nur durch Untreue gegen ihre Gemahlinnen und erklärten Maitressen, sondern noch durch eine geflüsterte

Wers

Veränderlichkeit in ihren Ausschweifungen. *M. le Duc*, nachheriger erster Minister nach des Herzogs von Orleans Tod, machte besonders den beiden Damen, Frau von *Prie* und Frau von *Nesle*, den Hof, und der Regent allen denen, die ihm einmal gefielen, und blieb nur kurze Zeit einer treu.

Nach dem Tode der Herzogin von *Berry* fesselte den Regenten eine Operntänzerin mit Namen *Emilie*, die der Mühe werth ist kennen zu lernen, weil sie wirklich die Achtung des Regenten verdiente. Sie war nicht so ausschweifend wie die *Souris*, die alles was sie erhielt, einem Page des Herzogs von *Luxembourg* gab, den sie leidenschaftlich liebte; sie war immer nur einer Neigung fähig. Ihre Herrschaft hätte länger dauern können, wenn der Regent nicht so unbeständig gewesen wäre. Er machte ihr beständig Geschenke an Geld, an goldenem Schmuck und Edelsteinen, sie trug an ihrem Arme sein Porträt mit prächtigen Diamanten verziert; aber alles dieß war ihr gleichgültig und Nebensache, denn sie liebte nur die Person des Regenten. Eines Tages wollte ihr der Prinz zwei Ohrengehänge schenken, die ihm 15000 Liv. gekostet hatten. *Emilie* wollte bescheiden die Diamanten nicht annehmen und sagte, sie wären zu kostbar für sie: sie bat ihn, daß er ihr 15000 Liv. in Geld geben möchte, wofür sie sich ein Haus zu *Montin* kaufen könnte; da wollte sie wohnen, wenn sie nicht mehr das Glück haben würde, von ihm geliebt zu seyn; denn, sagte sie, nachdem sie die Gunst eines so großen Prinzen genossen, würde nie wieder einer ihr Herz besitzen. Der Regent billigte ihren Entschluß, versprach ihr treu zu bleiben, umarmte sie zärtlich und schickte ihr 25000 Liv. Banknoten statt der 15000 Liv. *Emilie* nahm davon für 10000 und gab das übrige dem Regenten zurück, indem sie sagte, er habe sich ohne Zweifel geirrt. Der Regent versicherte ihr, daß er die Absicht gehabt, ihr die ganze Summe zu schenken, nöthigte sie, es wieder anzunehmen, und versicherte sie seiner ganzen Achtung.

Zum Beweis, daß er wahr redete, dient folgende Anekdote. Eines Tages hatte ihm der *Abbé Dubois* wichtige Depeschen aus England mitzutheilen, auf die auf der Stelle geantwortet werden mußte, er kam daher schon früh um 7 Uhr zu ihm, trat an sein Bett und fand ihn an *Emiliens* Seite. Er trat sogleich zurück und erwartete, daß sie aufstehen sollte; aber der Regent rief ihn, fragte ihn, warum er heute so früh komme, und sagte: „*Emilie* ist verschwiegen, sie hat einen herrlichen Verstand, vielleicht kann sie uns einen guten Rath geben.“ Der *Abbé* gehorchte und referirte dem Regenten. Hierauf fragte dieser *Emilien*, was sie von dem, was sie gehört, dachte. *Emilie* gab eine so gute Antwort, daß der Regent ihren Rath annahm, indem er sagte: „hatte ich dir nicht gesagt, daß sie uns einen guten Rath geben würde? Thu also, was sie gesagt hat.“ Der *Abbé* ging, unwillig, daß die Geheimnisse des Staats einer Maitresse anvertrauet wurden, und ihre Entscheidung galt, indem er nicht bedachte, daß seine Grundfälle und Verhalten weit verdächtiger waren, als die der Operntänzerin.

Diese Anekdoten sind aus den *Memoires* des *Marshalls de Helieu*.

Urkundliche Beylagen

zur

Bestätigung der Memoires

des

Herzogs von Saint Simon

über

die Regentschaft

des Herzogs von Orleans.



die
Fr
ren
da



et
S
E
ne
W
dur
lese
tipe
han

Sh
von
Wo
Ere
hau
ein
der
nig

die
ber
mit

I n s t r u c t i o n

für den Herzog von Saint Simon, Pair von Frankreich, Mitglied des Conseils de Regence, Gouverneur der Stadt, Citabelle und Grasschaft Blaye, da er als außerordentlicher Ambassadeur des Königs nach Spanien ging.

vom 21. October 1721.

Se Majestät, von der Klugheit des Herzogs von Orleans geleitet, haben sich nicht sobald in Stand gesetzt gesehen, dem Könige von Spanien Beweise der Gesinnung zu geben, die Sie immer gegen Ihn gehegt, als Sie alles, was von Ihnen abhing, gethan, um ihm zu beweisen, daß die letzten Vorfälle der vollkommenen und aufrichtigen Freundschaft, die durch so viel Bande zwischen diesem Monarchen und Ihnen befestigt, und ihrem gegenseitigen Interesse und dem Wohl ihrer Völker so angemessen ist, keinen Eintrag habe thun können.

Die Erfahrung hat bald die Meinung bestätigt, die der König von der Klugheit des Königs von Spanien, so wie von seinen guten Gesinnungen gehabt, und nachdem dieser Monarch alle schicklichen Mittel versucht, um die Ruhe von Europa zu sichern, ist er den Wünschen des Königs zuvorgekommen, indem er ihm das Anerbieten gethan, durch neue, eben so dauerhafte als ehrenvolle, Bande die Freundschaft wieder anzuknüpfen, die stets zwischen den beiden Linien des königlichen Hauses bestehen sollte.

In dieser Absicht hat der kath. König in den Briefen, die er an den König und an den Herzog von Orleans geschrieben, den Vorschlag gethan, die Vermählung Er Majestät mit der Infantin von Spanien, und die Vermählung des

Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Orleans sogleich abzuschließen, und die letztere unverzüglich zu vollziehen.

In der Ueberzeugung, daß diese neuen Bande, indem sie die Eintracht und Freundschaft und das vollkommenste und innigste Vertrauen zwischen dem Könige und dem Könige von Spanien herstellen, nicht minder zu dem Ruhme und Glanze seines Hauses beitragen, als das Wohl und gegenseitige Glück der Völker beider Monarchien befördern würden, hat der König geglaubt, nichts unterlassen zu dürfen, was er dazu beitragen könnte, und hat daher in seiner Antwort an den König von Spanien ihm zu beweisen gesucht, wie sehr der von ihm gethane Antrag der Stimmung seines Herzens und seinen angelegentlichsten Wünschen angemessen gewesen. Er hat dem Marquis von Maulverier, seinem außerordentlichen Gesandten am Spanischen Hofe, die nöthige Instruction und Vollmacht erteilt, um in seinem Namen über die Bedingungen und Artikel der Vermählung zwischen Ihm und der Infantin von Spanien zu unterhandeln und sie zu unterzeichnen; aber da seine und des kathol. Königs Würde fodert, daß die öffentlichen Handlungen zu Erfüllung seiner und des Königs von Spanien Wünsche, mit allem dem Glanze begleitet seyen, der sich bei solchen Gelegenheiten ziemt; so hat er zu diesem Geschäft eine Person wählen zu müssen geglaubt, die einen ausgezeichneten Rang mit besondern Talenten verbände, und im Stande wäre, die Ehre des Geschäftes zu behaupten, und hat zu dem Ende den Herzog von Saint Simon, Pair von Frankreich, Mitglied des Conseil de Regence, Gouverneur der Stadt, Citadelle und Grafschaft Blaye, Gouverneur und Amtshauptmann von Senlis ernannt, um als außerordentlicher Ambassadeur an den Spanischen Hof zu gehen, in seinem Namen um die Infantin von Spanien zu werben, die Artikel der Vermählung mit dieser Prinzessin abzuschließen, und auch mit dem Könige und der Königin von Spanien und den Prinzen und Herren, die dazu gezogen werden würden, den förmlichen Contract, in Gemäßheit der Artikel, zu unterzeichnen.

Mehrere gleichdringende und wichtige Gründe erhöhen noch die Ungeduld, womit Se Majestät Ihre Vermählung mit der Infantin von Spanien abgeschlossen, und diese Prinzessin schon in Frankreich angelangt zu sehn wünschen; und außer den soliden Vortheilen, die Sie bei einer Ihrer Heiratung sowohl, als Ihrer Würde und Ihrem Interesse, so angemessen

gemessene Entschliesung, im Auge haben, können Sie nicht zweifeln, daß die, auf den Ruhm und auf die Macht des königlichen Hauses eifersüchtigen Fürsten mit Verdruß eine so innige und dauerhafte Vereinigung der Kronen von Frankreich und Spanien, durch so feste Bande, knüpfen seyn, und es ist gewiß, daß, so lange die Mächte hoffen können, diese Verbindung zu trennen, oder ihr Hindernisse in den Weg zu legen, sie mit fortgesetzter Anstrengung dieß zu bewirken suchen, und bei dieser Gelegenheit vielleicht unter sich Verbindungen schließen werden, deren Folgen gefährlich werden könnten; statt, daß wenn die Pfänder der neuen Verbindung, welche der König und der König von Spanien miteinander einzugehn gesonnen sind, gegenseitig ausgewechselt würden, die Hoffnung, diesen Plan zu vereiteln, verschwinden, und diese Mächte aufhören würden, sich eine unnütze Mühe zu geben zu einem Zweck, den sie nicht mehr erreichen könnten.

Durch diese so wichtigen Betrachtungen bewogen, will Se. Majestät, daß der Herzog von Saint Simon unverzüglich nach Madrid abreise, und daß er seine Reise und sein Geschäft so schnell als möglich zu betreiben suche, damit die Abreise der Infantin von Madrid, und ihre Ankunft an den Grenzen der beiden Königreiche noch vor dem Eintritt der Jahreszeit geschehe, welche die Reise über die Gebürge und überhaupt den ganzen Weg erschweren könnte.

Der König schreibt eigenhändig zwei Briefe, einen für den König und den andern für die Königin von Spanien, welche der Herzog von Saint Simon bei seiner ersten geheimen Audienz ihnen einhändigen wird. Zu gleicher Zeit werden ihm zwei Beglaubigungsschreiben von Sr. Majestät, durch die Staatskanzlei ausgefertigt, übergeben werden, deren er sich bei den öffentlichen Audienzen, die er nachher bei dem Könige und der Königin von Spanien haben wird, bedienen wird.

Sobald er in Madrid angekommen seyn wird, wird er sich bei dem, welcher die Ambassadeurs introducirt, zu Folge der an allen Höfen eingeführten Sitte, melden, und wenn dieser kommt, um ihm das bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Compliment zu machen, so wird er ihm auftragen, den König und die Königin von Spanien zu bitten, daß sie ihm eine Privataudienz zu ertheilen geruhen möchten.

Seine erste Sorge, wenn er zur Audienz gelassen worden, wird seyn, diesem Monarchen und der Königin, sie mögen ihm zusammen oder abgesondert Audienz geben, die

lebhaftesten Versicherungen von dem aufrichtigen Wunsche zu geben, den *Se Majestät* immer bei sich genährt, eine aufrichtige und vollkommene Freundschaft mit Ihren katholischen Majestäten zu unterhalten, und von der lebhaften Freude, die Sie empfinden, als Sie von Ihnen neue Beweise einer gleichen Gesinnung erhalten; daß wenn dem Könige die Weisheit des Königs von Spanien zuvorgekommen ist, er versichern kann, daß er darum nicht in seiner Freundschaft gegen einen Monarchen übertroffen ist, dessen seltene Talente noch den Glanz der Krone, die er trägt, erhöhen, und daß, um noch besser zu zeigen, wie sehr er die Absichten des Königs und der Königin von Spanien erfüllt zu sehn wünscht, er ihm vorgeschrieben hat, unverzüglich um die öffentliche Audienz zu bitten, wo er im Namen *Er Majestät* förmlich um die Infantin bei Ihnen werben soll, indem der König überzeugt ist, daß Ihre katholischen Majestäten ihn gern davon dispensiren werden, vor dieser Verrichtung seinen öffentlichen Einzug zu halten, mit dessen Zurüstung die so kostbare Zeit verschwendet werden würde, da eine Menge der dringendsten Gründe jeden Augenblick zu schonen gebieten.

Er wird zu dem, was ihm *Se Majestät* von Ihren Gesinnungen erklärt, alles das hinzufügen, was er für fähig erachten wird, Ihren katholischen Majestäten die gänzliche Zufriedenheit zu bezeugen, mit welcher Sie die Vermählung des Prinzen von Asturien neben der Zusicherung der Ihrigen mit der Infantin von Spanien, schließen sehen, indem Sie überzeugt sind, daß man die glücklichsten Folgen von dieser doppelten Vermählung zu erwarten habe; und damit alles, was von *Er Majestät* abhängen kann, Ihrer Freude über dieses Ereigniß, und Ihren Gesinnungen gegen den König von Spanien, so wie Ihrer Liebe gegen den Herzog von Orleans, entsprechend sey, so haben Sie sich entschlossen, die Prinzessin von Orleans selbst anzukommen, und ihr alle die Auszeichnung zu beweisen, die Sie Ihrer eignen Tochter beweisen würden: und dieß soll der Herzog von Saint Simon Ihren kath. Majestäten als einen Beweis des Eifers, mit welchem der König stets Ihre Zufriedenheit zu verdienen suchen wird, bemerklich machen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der König von Spanien gern die Abschließung einer Sache beschleunigt sehen wird, die er so eifrig gewünscht hat, und es ist wahrscheinlich, daß die von dem Herzog von Saint Simon geforderte öffentliche Audienz ihm unverzüglich nach seiner Privataudienz bewilligt

bewilligt werden wird; aber wenn sie um einige Tage verschoben werden sollte, da sie bloß eine äußere Ceremonie ist, die nur der gewöhnlichen Sitte halber geschieht, und da schon alles für die Vermählung des Königs mit der Infantin verabredet und vertragen ist, so hindert nichts, die Akten hiezu mit den Commissarien des Königs von Spanien zum voraus zu entwerfen, damit sie sogleich unterzeichnet werden können, so bald der König und die Königin von Spanien den Herzog von Saint Simon zu einer zweiten öffentlichen Audienz haben rufen lassen, um ihm zu erklären, daß sie den im Namen des Königs gethanen Antrag genehmigt haben; und er muß zu der Vorbereitung der Acten jeden Augenblick benutzen, den er in der Zwischenzeit abmässigen kann, so daß die Unterszeichnung derselben unverzüglich vorgenommen werden, und die Abreise der Infantin ohne Aufenthalt an dem bestimmten Tage erfolgen könne; um zu gleicher Zeit mit der Prinzessin von Orleans an der Grenze einzutreffen.

Der Herzog von Saint Simon wird aus den ihm einzuhändigenden Copien des Tractats und der Artikel, welche unterzeichnet und ratificirt worden, sehen, worin die Contracte bestehen sollen, die er zu Madrid zu unterzeichnen hat.

Die Zufriedenheit des Königs mit den Diensten des Marquis von Maullevrier, die er ihm in den verschiedenen Geschäften, die ihm anvertraut wurden, geleistet hat, und die Beweise seines Eifers, die er ihm gegeben, seit er das Amt als außerordentlicher Gesandte in Spanien bekleidet, würden hinreichende Beweggründe seyn, um ihm neue Auszeichnungen zu ertheilen; aber noch mehr ist Se Majestät dazu durch das Vertrauen aufgefodert, das ihm der König von Spanien bezeugt hat, indem er sich seiner bedient, um dem Könige die ersten Erdnungen, in Rücksicht der beiden Vermählungen, von denen jetzt die Rede ist, zu machen, und in dem er erklärt hat, daß er wünsche, daß der Marquis den Auftrag bekäme, die Artikel der Vermählung zu unterhandeln, und zu unterzeichnen: so daß der König durch alle diese Betrachtungen sich gedrungen fühle, ihn mit dem Titel eines außerordentlichen Ambassadeurs zu ehren, neben dem Herzog von Saint Simon, so daß er mit ihm alle Verrichtungen eines Ambassadeurs theilen, und auch mit ihm die Artikel und den Contract der Vermählung zwischen Sr Majestät und der Infantin unterzeichnen soll, und Dieselben wollen aus diesem Grunde, daß diese Instruction unter ihnen gemeinschaftlich

sey, so wie die Vollmacht, welche Sie den Herzog von Saint Simon vor seiner Abreise zustellen lassen werden.

Was die Form betrifft, welche in Rücksicht der Acten, die der Herzog von Saint Simon und der Marquis von Maulevrier zu unterzeichnen haben, zu beobachten ist, so ist zu bemerken, daß, obchon an den Stipulationen, und selbst an den Ausdrücken der vom Marquis von Maulevrier unterzeichneten Präliminarartikel nichts zu ändern ist; doch die, bei solchen Gelegenheiten beobachtete Sitte, und die Würde vercontrahirenden Theile verlangt, daß der König von Spanien eine oder mehrere ausgezeichnete Personen zu Commissarien ernenne, die kraft ihrer Vollmacht mit dem Herzog von Saint Simon und mit dem Marquis von Maulevrier, welche ebensfalls Vollmacht von Er Maj. haben werden, in zwei Originalen, Französisch und Spanisch, eine neue Acte von denselben Artikeln unterzeichnen, in welcher Acte jener Artikel, die in Form von Präliminarien unterzeichnet worden, keine Erwähnung geschehen wird, so wie darin die Bedingung der Auswechslung der Notificationen nicht beigefügt werden wird, weil diese schon ausgefertigt und überschiedt seyn werden; und zwar muß diese Unterzeichnung zwischen dem Herzog von St. Simon, dem Marquis von Maulevrier und den bevollmächtigten Commissarien des Königs von Spanien der Unterzeichnung des förmlichen Ehecontracts vorhergehen.

Man kann diese Acte wenige Tage vor Unterzeichnung des Contracts, vielleicht erst den Tag vorher unterzeichnen, so wie es von den Commissarien des Königs und dem Marquis von Losbalsaes, bei Unterzeichnung der Artikel und des Contractes der Vermählung des verstorbenen Königs von Spanien mit der Königin Maria Luise geschehen ist.

Wenn der Contract in Gemäßheit der Artikel entworfen ist, und der König von Spanien den Tag zur Unterzeichnung angesetzt hat, so begeben sich der Herzog von St. Simon und der Marquis von Maulevrier zum Könige, um bei der Unterzeichnung gegenwärtig zu seyn, und unterzeichnen sodann beide nach dem Könige, der Königin und den Prinzen von Spanien, aber vor jedem, von welcher geistlichen oder weltlichen Würde er seyn möchte, dem der König und die Königin von Spanien die Ehre erzetzen wollen, den Contract mit unterzeichnen zu lassen. Die Ambassadeurs des Königs müssen einer unter dem andern in der zweiten Columne neben der Unters

terzeichnung des letzten der Spanischen Prinzen sich unterzeichnen.

Diese Acte muß in die gewöhnliche Form der öffentlichen Urkunden gebracht, und den Staatssecretärs des Königs von Spanien, die bei dieser Gelegenheit die Function als Notarien des Königs haben, übergeben werden, und von diesen muß hernach eine authentische Ausfertigung davon in Spanischer Sprache gemacht werden, die nebst einer Französischen Uebersetzung desselben Contracts, die von demselben Staatssecretär certificirt ist, den Ambassadeurs des Königs übergeben werden muß.

Was die Präliminarartikel betrifft, welche von dem Marquis von Maulevrier für die Vermählung des Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Orleans unterhandelt und unterzeichnet worden sind, so wird der Herzog von Saint Simon aus der Copie, die ihm zu seiner besondern Einsicht eingehändigt werden wird, eine vollkommne Kenntniß davon erhalten, aber weder er noch der Marquis von Maulevrier haben über diesen Punkt am Spanischen Hofe eine Unterhandlung einzugehen; und diese so bestimmten, unterzeichneten und ratificirten Präliminarartikel werden nur als Norm zu denselben dienen, die zu Paris mit dem Ambassadeur des Königs von Spanien in der gewöhnlichen Form werden unterzeichnet werden, und zu dem Ehecontract, der von demselben Ambassadeur im Namen seines Königs mit Er Majestät und dem Königlichen Hause unterzeichnet werden wird.

Der Herzog von Saint Simon hat hierbei nur darauf zu sehen, daß, da der König die Prinzessin von Orleans wie seine eigne Tochter selbst vermählen, und sie mit allem, einer Französischen Königstochter gebührenden Gepräng und Ehre an die Spanische Grenze bringen lassen will, sie in Spanien die Behandlung als Infantin von Spanien, selbst schon vor der Vollziehung ihrer Vermählung mit dem Prinzen, genießen muß. Gleiche Behandlung soll auch die Infantin genießen, sowohl bei ihrem Empfang und auf der Reise, als während ihres Aufenthalts im Königreiche, bis zu der Zeit, wo sie den Thron theilt, und man wird alle Aufmerksamkeit anwenden, um ihr die ihrer Geburt und ihrem Rang gebührende Auszeichnung zu erweisen.

Ogleich es noch nicht möglich ist, die Zeit zu bestimmen, wann die Prinzessin von Orleans ausreisen, und an der Grenze ankommen kann, wo sie von den vom Könige von

Spanien ernannten Personen empfangen werden soll, während die vom Könige ernannten die Infantin empfangen; so kann man doch versichern, daß kein Augenblick zu Ausführung dieses Vorhabens verloren werden wird, um so mehr da der kathol. König die Vermählung des Königs, und die des Prinzen von Asturien zu der Vollziehung, die bei jeder möglich ist, so lebhaft gebracht zu sehn wünscht, und er den Herzog von Ossone zum außerordentlichen Ambassadeur nach Frankreich ernannt hat, um bei Sr Majestät dasselbe Geschäft, in Rücksicht der Vermählung des Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Orleans, zu verrichten, das der Herzog von Saint Simon, in Rücksicht der Werbung um die Infantin, und der Unterzeichnung der Artikel und des Contracts der Vermählung des Königs mit dieser Prinzessin, zu Madrid zu verrichten hat: so daß allem Anschein nach die Prinzessin von Orleans gegen das Ende des Monats October ausreisen wird, und da ihre Reise, mit Inbegriff der Reistage, in fünf und dreißig Tagen vollendet seyn kann, so wird folglich die Auswechselung der beiden Prinzessinnen spätestens gegen den 10. December geschehen können; und darauf werden von Seiten des Königs alle nöthigen Anstalten zur Reise getroffen werden.

Der Herzog von St. Simon hat sich nach dem gegen den Herzog von St. Aignan, während seines Aufenthaltes zu Madrid, als außerordentlichen Ambassadeur des Königs, beobachteten Ceremoniell zu richten, über welches ihm ein Memorial nebst dieser Instruction eingehändigt werden wird, und sollten besondere Fälle eintreten, die nicht vorhergesehen haben werden können, so ist die allgemeine Regel, nach der er sich richten kann, das gegen den Nuncius und die Ambassadeurs der höchsten Mächte an diesem Hofe übliche Ceremoniell, mit dem seit der Thronbesteigung des Königs von Spanien eingetretenen Unterschiede, daß die Ambassadeurs des Königs alle die Vorrechte genießen, welche unter der Regierung Carls II. die Ambassadeurs des Kaisers, als eines Fürsten aus demselben Hause, genossen.

Was die Entschädigung betrifft, welche die fremden Ambassadeurs am Spanischen Hofe von der Stadt Madrid für die ehemalige Quartiersfreiheit an Geld erhielten, da der König von Spanien seit einigen Jahren auch diese Schadloshaltung durch ein Decret aufgehoben, und der König nicht will, daß seine Minister gegen diese neue Verfügung irgend etwas thun sollen; so soll der Herzog von St. Simon hierüber ein vollkommenes

nes Stillſchweigen beobachten; und ſollten die andern fremden Miniſter ihn zu bewegen ſuchen, daß er mit ihnen vereinigt ihre Ansprüche auf jenes Privilegium oder die ſubſtituirte Entſchädigung verfolgen ſollte, ſo ſoll er ſich damit entſchuldigen, daß er dazu keinen Befehl habe, und daß ihm ſein kurzer Aufenthalt zu Madrid keine Zeit dazu laſſe, indem er ſogleich zurückkehren ſolle, ſobald er die Geſchäfte vollendet, zu denen ſeine Geſandtschaft beſtimmt geweſen.

Da es ausgemacht iſt, daß die Vollziehung der Vermählung des Prinzen von Aſturien mit der Prinzessin von Orleans vor ſich gehen ſoll, ſobald ſie volle zwölf Jahre alt iſt, und ſie es den 11. December dieſes Jahres, alſo noch vor ihrer Ankunft in Madrid, wird, ſo iſt es der Wille des Königs, daß der Herzog von St. Simon, wenn er die ihm anvertrauten Functionen in Rückſicht der Werbung um die Infantin im Namen Sr Majestät und in Rückſicht der Unterzeichnung der Artikel und des Contractes, vollendet hat, noch am Hofe des Königs von Spanien bleibe, um in derſelben Eigenschaft als außerordentlicher Ambassadeur des Königs der Vollziehung der Vermählung des Prinzen von Aſturien mit der Prinzessin von Orleans beizuwohnen, und daß er nach Verrichtung dieſer Function ſeine Verurlaubungsaudienz nehme, und dann ohne Verweilen zurückkehre, um Sr Majestät Rechenschaft von der Ausführung Ihrer Befehle abzulegen.

Aus dem, dieſer Inſtruction beizufügenden, Memorial über das, bei der wiederholten Vollziehung der Vermählung des verſtorbenen Königs von Spanien Carls II. mit der Königin Maria Luife, in Rückſicht der Ambassadeurs des Königs, beobachtete Ceremoniell, werden der Herzog von St. Simon und der Marquis von Maulerrier erſehen, welchen Rang ſie bei der Vermählungsfeier des Prinzen von Aſturien einzunehmen haben, und Sr Majestät wollen, daß ſie ſich gänzlich danach richten. Der König zweifelt auch nicht, daß wenn die Großen oder irgend jemand, wer es auch ſey, bei dieſer Gelegenheit einen Anſpruch machen ſollten, der der Würde ſeiner Ambassadeurs Eintrag thäte, der kathol. König ſie zur Ruhe verweiſen und erklären werde, daß er ihnen altes, was ihrem Charakter gebührt, erweiſen wolle.

Ob man gleich mit Grund glauben kann, daß der König von Spanien alles thun wird, um die Infantin auf eine, der Würde des Königs und ſeiner eignen angemessene Art zu geleiten zu laſſen, ſo wird es doch gut ſeyn, wenn der Herzog von

von St. Simon die Aufmerksamkeit hat, sich nach den vornehmsten Personen zu erkundigen, die den Auftrag erhalten, diese Prinzessin an die Grenze zu geleiten, und sollte der kath. König zur Uebergabe der Infantin und zum Empfang der Prinzessin von Orleans, und zu der Unterzeichnung der bei diesen Gelegenheiten üblichen Acten keinen Herrn von Titel ernennen, so müßte in diesem Falle der Herzog von Saint Simon den kath. König darauf aufmerksam machen, daß sowohl der hergebrachte Gebrauch als die Würde beider Theile fodert, daß ein Herr von Titel diese Berrichtung von beiden Seiten versehe, und er müßte ihm die Schicklichkeit und Nothwendigkeit vorstellen, daß er von seiner Seite eine solche Person schicken müsse.

Der Herzog von St. Simon wird auf seiner Reise die verwitwete Königin von Spanien besuchen, die sich entweder zu Bayonne oder auf ihrem Landhaus, nicht weit davon, befindet. Er wird hiezu einen eigenhändigen Brief vom Könige an sie erhalten, und wenn er bei der Königin zur Audienz gelassen ist, so wird er sich aller der Ausdrücke bedienen, die ihm am schicklichsten scheinen werden, um ihr die Achtung und Freundschaft, welche Se Majestät stets gegen sie gehegt haben, zu bezeugen. Er wird ihr sagen, daß der König ihm besonders anempfohlen, ihr die Versicherung seiner besten Gesinnungen bei Gelegenheit der beiden Vermählungen, die beschlossen worden, und die er ihr gemeldet, aufs neue zu wiederholen, und er wird die Aufmerksamkeit haben, in seinem Gespräch mit der Königin alles was ihm nöthig scheint zu sagen, um sie zu überzeugen, daß der König über die, zwischen den beiden Linien des Königl. Hauses zu stiftenden nähern Verbindungen sehr erfreut ist. Er muß nur bei dieser Gelegenheit besonders darauf Acht haben, daß er über diesen Punkt sich auf eine Art äußere, daß man sich seiner Ausdrücke nicht bedienen könne, um das Mißtrauen der regierenden Königin zu erregen, als wolle man sich künftig einen besondern Einfluß auf den Spanischen Hof zu verschaffen suchen; und dieß überläßt der König ganz der Klugheit des Herzogs von St. Simon, der leicht ersehen wird, wie wichtig es sey, daß man alles zu vermeiden suche, was den Uebelgesinnten Anlaß geben könnte, unter diesem Vorwande das Vertrauen zu untergraben, das die Frucht der neuen, vom Könige mit dem Könige von Spanien zu schließenden Verbindungen seyn muß. Nachdem nun Se Majestät dem Herzog von St. Simon in

Der

Betreff der ihm anvertrauten wichtigen Function Ihre Mestung eröffnet, wollen Dieselben ihn noch von dem Verhältniß Ihrer Verbindungen mit dem Könige von Spanien und Ihres Interesse in Verhältniß mit ihm, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, unterrichten, damit er in Stand gesetzt werde, danach seine Aeußerungen und sein Betragen einzurichten, wenn er Gelegenheit hat, sich dem Könige und der Königin von Spanien zu nähern, oder mit den Ministern und andern Personen, welche einigen Einfluß auf diesen Monarchen haben können, zu sprechen.

Er wird zu Anfang dieses Memorials bemerkt haben, daß Sr Majestät, nach dem Beitritt des Königs von Spanien zu dem Londner Tractat, diesen Monarchen geneigt gefunden, das gute Verständniß und die Freundschaft, die sich für ihr beiderseitiges Interesse ziemt, unter sich wieder herzustellen; dieses gute Vernehmen hat sich durch die Bemühungen des Herzogs von Orleans und durch den gemeinschaftlichen Wunsch, die Ruhe Europens zu sichern, befestigt; in der Ueberzeugung nun, wie wichtig es sey, den, auf das gute Einverständniß zwischen Frankreich und Spanien eifersüchtigen Mächten die Hoffnung zu benehmen, England in ihr Interesse zu ziehen, die einzige Macht, welche durch ihre Seemacht im Stande ist, die ehrsüchtigen Absichten zu unterstützen, wodurch die öffentliche Ruhe gestört werden könnte, ist von Seiten Sr Majestät alles mögliche gethan worden, um diese Krone in die Verbindung mit Frankreich und Spanien zu ziehen; und die Bemühungen des Herzogs von Orleans zu diesem Zweck haben die Wirkung gehabt, daß zwischen Frankreich, Spanien und England eine Defensivallianz zu Erhaltung und Sicherung der Ruhe Europas zu Stande gekommen ist, welchem Tractat die von Utrecht, der der Tripleallianz, der vom Haag, und die Tractaten von London zum Grunde gelegt worden.

Dieser Tractat einer Defensivallianz zwischen Frankreich, Spanien und England enthält eine gegenseitige Garantie der Staaten der contrahirenden Mächte, und Frankreich und England versprechen dem kath. Könige ihren Beistand auf dem Congreß zu Cambray, um endlich, was noch zwischen diesem Fürsten und dem Kaiser zu Vollziehung der Londner Tractate zu reguliren übrig ist, zu Ende zu bringen.

Diese Kenntniß setzt den Herzog von Saint Simon in Stand, das gehörige Verhalten zu beobachten, wenn der Fall einträte, wo der König von Spanien sich gegen ihn über sein

Bers

Verhältniß zu Sr Majestät und über die Erwartungen, die er sich von Ihnen macht, erklärte. Er kann ihn versichern, daß der König, abgesehen von dem neuen Bande, das in Zukunft ihre Interesse vereinigen wird, geneigt ist, das Interesse des Königs von Spanien wie sein eignes zu behaupten, und in allem, was von ihm abhängt, seine Zufriedenheit zu erlangen suchen wird, daß er sich hiezu nur noch mehr durch die neuen Beweise, die er von seiner Freundschaft erhalten, gedrungen fühlt, und daß er keine Gelegenheit vorbeilassen wird, wo er ihm Beweise der seinigen geben kann; aber während er ihm diese Versicherungen in den lebhaftesten und bestimmtesten Ausdrücken gibt, muß er zugleich Acht haben, daß er bei dem Könige von Spanien nicht den Wunsch wieder erge mache, den er seit seinem Beitritt zu den Londner Tractaten immer noch gehegt hat, mit Hülfe Frankreichs einen zweiten Krieg in Italien anzufangen, und daseibst seine Ansprüche geltend zu machen.

Man weiß mit Gewißheit, daß dieser Monarch, der durch alles was seine Würde verlegt, so leicht zu beleidigen ist, zu seinem Unternehmen auf Sardinien und Sicilien besonders durch die seiner Würde in der Person Molling's angethane Beleidigung bewogen wurde, welcher auf seiner Rückkehr von Rom nach Spanien zu Mailand angehalten worden; und es wäre nicht unmöglich, daß er unter den gegenwärtigen Umständen nach dem, was zu Wien geschehen ist, noch stärkere Aufforderungen zur Rache empfände.

Es scheint in der That, nachdem der Londner Tractat vom Könige von Spanien angenommen worden, als habe man nicht zu erwarten, daß der Kaiser seine Rechte ausüben und sich eine Gewalt anmaßen werde, die nur der Krone von Spanien zukommt; und doch hat der Kaiser dieß gethan, indem er mehreren den Titel Grandezza gegeben.

Man weiß noch nicht, welchen Eindruck die Nachricht von diesem Schritte auf den kath. König gemacht hat. Man kann nicht zweifeln, daß es ihm anstößig seyn wird; aber obgleich man ein solches Unternehmen nicht entschuldigen kann, so ist es doch sehr wichtig, daß man den schlimmen Eindruck wo möglich zu lindern, oder wenigstens den üblen Folgen vorzubeugen suche, indem man den König von Spanien auf sein eignes Interesse verweist. Man muß ihm die Hoffnung lassen, daß er Genugthuung dafür erhalten werde, wenn ihm dieß am Herzen liegen sollte, ihm aber vorstellen, daß man vor

vor allen Dingen die allgemeinen Angelegenheiten von Europa einen festen Stand gewinnen, und das Königreich zu Kräften kommen lassen müsse, das sowohl durch den Zustand der Finanzen als durch die in mehrern großen Provinzen herrschenden Seuchen leidet; aber zugleich muß der Herzog von Saint Simon dem Könige von Spanien sagen, daß diese wichtiger Rücksichten, welche diese Zurückhaltung gegenwärtig nöthig machen, Se Majestät nicht gehindert haben, mehrere nachdrückliche Versuche bei dem Könige von England, und, in Vereinigung mit diesem, am Wiener Hofe zu machen, um dem Könige von Spanien die gebührende Genugthuung zu verschaffen; daß das Deutsche Ministerium des Kaisers weit entfernt ist, jenen Schritt dieses Monarchen zu billigen oder zu unterstützen, und daß, je mehr man von den Vermählungen, welche die beiden Linien des königl. Hauses so eng verbinden, zu hoffen hat, es um so nothwendiger ist, sich im Anfange Mäßigung aufzuerlegen, selbst bei Dingen, die noch so sehr zu rügen wären, damit man dem Wiener Hofe keinen Vorwand an die Hand gebe, diejenigen Mächte, welche jene Vereinigung mit eifersüchtigen Augen ansehen könnten, in sein Interesse zu ziehen; und endlich, daß der König von Spanien darauf rechnen kann, daß der König und der Herzog von Orleans mit Freuden alle Mittel ergreifen werden, nicht allein in diesem Fall, sondern in allen folgenden Fällen, um seinen Ruhm und sein Interesse zu befördern, und daß, wenn er ihrer Aufmerksamkeit und Sorgfalt vertrauen will, er sehen wird, daß alles was ihn angehen kann, von Sr Majestät und dem Regenten als Ihr eignes theuerstes Interesse angesehen werden wird.

Der Herzog von St. Simon wird leicht einsehn, daß, da die Defensivallianz, welche der König mit dem Könige von Spanien und dem Könige von England geschlossen, sich auf die Tractaten von Utrecht, Haag und London gründet, in welchen das Recht des Königs von England auf diesen Thron anerkannt wird, diejenigen, welche im Dienst Sr Majestät sind, unter keinem Vorwande, wie er auch heißen möge, mit den Anhängern des Prätendenten in Commerz sehn dürfen, besonders aber in Dingen, die direct oder indirect irgend einen Bezug auf die Unternehmungen dieses Prinzen gegen die gegenwärtige Regierung von Großbritannien haben könnten.

Obgleich dieser Befehl Sr Majestät allgemein und unbedingt ist, so darf er doch den Herzog von St. Simon nicht
hins

hindern, den Herzog von Ormond mit Höflichkeit zu empfangen, und ihm mit allem Anstand zu begegnen; aber er darf mit ihm, so wie mit allen Anhängern des Prätendenten, in kein besonderes Verhältniß treten, und eben so wenig darf er ihnen sein Ohr leihen, wenn sie ihm ihre Projecte und Maaßregeln anvertrauen wollten, ohne jedoch bei solchen Gelegenheiten sich einer Aeußerung schuldig zu machen, die die Person und Würde des Prätendenten beleidigen könnte.

Die Verbindungen, die der König mit dem Könige von England eingegangen, machen nöthig, daß der Herzog von St. Simon dem Colonel Stanhope, dem Ambassadeur des Königs von England am Hofe von Madrid, alle mögliche Aufmerksamkeit erweise. Es ist für den guten Fortgang der Dinge, und um diesem Minister allen Anlaß zu benehmen, daß er nicht eine nähere Verbindung zwischen Frankreich und Spanien, als die, welche mit seinem Könige Statt hat, argwohne, sogar nothwendig, daß ihm der Herzog von St. Simon alles anvertraue, was auf das gemeinschaftliche Interesse der drei vereinigten Mächte Bezug haben könnte, damit er nicht mit Grund die Klage führen könne, als habe man ihm irgend etwas vorenthalten, was ihm als dem Minister einer verbundenen und freundschaftlichen Macht zu wissen nöthig gewesen.

Unter den Franzosen, die zu Madrid sind, giebt es mehrere, mit welchen die Minister des Königs in keinem Umgang und keinem Verhältniß stehen dürfen. Unter diese gehören Herr von Magny und die Bretagner, die an der Bretagner Verschwörung Theil gehabt haben. Was Herrn von Marsillac betrifft, obgleich seine Flucht nicht zu entschuldigen ist, und mit Umständen begleitet gewesen, die ihm eine gerechte Ahndung zuziehen könnten, so mag doch der Ambassadeur des Königs weniger streng gegen ihn seyn, wenn er ihn an dritten Orten trifft, aber Zutritt darf er ihm nicht verstaten.

Der König und der Regent wollen nicht, daß der Prinz von Cellamare und diejenigen, die zum Anhang der Prinzessin des Ursins gehören, oder mit ihr durch Verwandtschaft verbunden sind, um ihres ehemäligen Betragens willen, von dem Umgang mit dem Herzog von St. Simon, den sie vielleicht suchen könnten, ausgeschlossen seyn sollen; er mag sie mit Höflichkeit behandeln, und es soll von dem Vergangenen gegen sie keine Rede mehr seyn. Aber diese Erlaubniß überhebt ihn nicht der Vorsicht, ihnen kein Vertrauen zu beweisen, das gemißbraucht werden könnte; und da bei seinem Aufenthalte

zu Madrid seine vorzügliche Sorge dahin gehen muß, daß er sich dem Könige und der Königin von Spanien gefällig mache, so wird er die Vorsicht gebrauchen, mit niemanden in ein besonderes Verhältniß zu treten, als mit den Personen, von denen er weiß, daß sie ihnen nicht missfallen, und sich gegen die übrigen in den gewöhnlichen Schranken der Höflichkeit halten. Er wird sich auch gegen solche, die ihm besondere Erdnungen machen wollten, leicht mit seinem kurzen Aufenthalte entschuldigen und sich ihnen entziehen können, indem seine Abreise auf die Zeit der Vermählungsfeier des Prinzen von Astartien angelegt sey; und diese Vorsicht ist um so nothwendiger, da fast alle die Ambassadeurs, die den Mißvergünstigten Gehör geliehen haben, von mehreren unter ihnen betrogen worden sind, und sie ihnen durch ihre falschen Insinuationen das Vertrauen des Königs von Spanien entzogen, und sie außer Stand gesetzt haben, dem Könige mit Nutzen zu dienen.

Diese allgemeinen Regeln und das, was sonst der Herzog von St. Simon vom Charakter der Spanischen Großen und der andern, die einigen Theil an Verwaltung der Geschäfte haben, weiß, mögen ihm zur Norm seines Verhaltens dienen. Er braucht nur dem Rathe der Französischen Bedienten des Königs von Spanien zu folgen, ohne sie jedoch durch den Gebrauch, den er davon macht, zu compromittiren, und ihnen auch zu viel zu vertrauen. Die Herren Valouze und La Roche sind die, welche das meiste Zutrauen zu verdienen scheinen; indessen hat die Erfahrung gelehrt, daß man auf diesem Wege wenig wesentliches gewinnt. Aber so ist es nicht mit dem Pater Daubenton; dieser ist ein weiser, einsichts voller Mann, den seine Stelle, als Beichtvater des kath. Königs, in Stand setzt, wesentliche Dienste zu leisten. Er hat zu allen Zeiten die Vereinigung der beiden Monarchien zu wünschen geschienen, weil er stets überzeugt gewesen, daß sie dem Interesse des Königs und des Königs, seines Herrn, am angemessensten sey. Da er mehrmals die Veränderlichkeit des Glücks erfahren, und seine Gunst einigemal erschüttert worden, so handelt er mit viel Vorsicht und Klugheit; selten hat er offenbar werden lassen, was er für das gemeine Beste bei der Kronen nützlich gethan, und hat oft sein Verdienst ge-
flissentlich verheimlicht. Der Herzog von St. Simon hat es ihm ganz zu überlassen, welches Betragen er gegen ihn äußerlich beobachten soll, aber insgeheim kann er ihm nicht genug bezeugen, wie dankbar Se Majestät und der Regent ihm für

seine guten Gesinnungen sind, und wie sehr der König wünscht, ihm Beweise seiner vollkommenen Zufriedenheit geben zu können; und er mag ihm zugleich versichern, daß der König, so wie der Regent, ihm nichts angelegentlicher anempfohlen haben, als daß er ihm ganz vertrauen möge, daß er aber, was die äußere Bezeigung betrifft, sich danach richten möge, was er für seine Person und für die Befestigung der Verbindung zwischen dem Könige und dem Könige von Spanien am zuträglichsten halte.

Se Majestät überlassen es der Klugheit des Herzogs von St. Simon nach dem, was Sie ihm von Ihren Verbindungen mit dem Könige von Spanien und der Beziehungen, die sie auf die allgemeinen Angelegenheiten haben können, eröffnet, sein Vertrauen einzurichten: Sie sind überzeugt, im Vertrauen auf seine Klugheit, daß er davon in Ausführung des ausgezeichneten Auftrags, den Sie ihm anvertrauen, einen guten Gebrauch machen wird, und Sie wünschen, daß er Ihnen alle Posttage und auch durch außerordentliche Courtiere, so oft er es nöthig erachten wird, von dem Fortgang seines Geschäftes Rechenschaft ablegen möge, und Diefelben empfehlen ihm noch an, daß er keinen Augenblick verlieren möge, um diese wichtige Angelegenheit zu ihrer Vollendung zu bringen, und, soweit es von ihm abhängt, die Ankunft der Infantin von Spanien an den Grenzen des Reichs zu beschleunigen.

Brief des Königs an den König von Spanien.

Paris den 4. October 1721.

Ich bin durchdrungen von der Güte Ew. Majestät. Diefelben bezeugen Sie mir in Ihren Briefen auf eine so liebevolle Art, und geben mir davon so sprechende wesentliche Beweise, daß niemals etwas einen tiefern Eindruck auf mein Herz machen kann: Ich erwarte daher die Infantin von Spanien nur mit größerer Sehnsucht. Ich hoffe durch die Sorgfalt und unablässige Aufmerksamkeit, womit ich ihr zu gefallen mich bestreben werde, die Pflicht der Dankbarkeit, die ich Ihnen schuldig bin, zum Theil erfüllen zu können. Noch mehr haben Ew. Majestät mich in Verbindlichkeit gegen Diefelben dadurch gesetzt, daß Sie Fräulein von Montpensier zur

Gei

Gemahlin des Prinzen von Asturien gewählt haben. Ich werde sie stets als meine eigne Schwester betrachten, und als ein neues Pfand der Verbindung der beiden Monarchien, die für beide Nationen so erwünscht, und für die allgemeine Ruhe so wichtig ist. Ew. Majestät konnten nicht mit mehr Klugheit und Edelsinn für dieses theure Gut sorgen. Ihr Gebet um die Erhaltung desselben, das Ihre Frömmigkeit der Erhöhung so würdig macht, wird stets das meinige begleiten. Ich kann mir keinen edlern Zweck vorstellen, als mich ganz in Ihre Absichten zu fügen, und Ihnen durch alle Handlungen meines Lebens die Freundschaft, die Ergebung und Erkenntlichkeit, wovon ich gegen Sie voll bin, zu beweisen.

Brief des Königs Ludwigs XV. an die Königin
von Spanien.

Paris den 4. October 1721.

Das kostbare Geschenk, das Ew. Majestät mir gemacht, indem Sie mir die Infantin bestimmten, hat mich schon ganz zu Ihrem Sohne gemacht, und mit welcher Freude sah ich aus Ihrem liebevollen Briefe vom 21. September, daß Sie auch Mutter gegen mich seyn wollen. Ich darf mir schmeicheln, daß ich mit der Prinzessin nunmehr Einen Platz in Ihrem Herzen behaupten werde, und daß Sie die Zärtlichkeit, die Ihnen das Blut gegen die Tochter gebietet, auf uns beide übertragen werden. Ich erwarte die Prinzessin mit Ungeduld, um ihr recht bald die Aufmerksamkeit bezeugen zu können, die ich ihr schuldig bin, um ihr von Tag zu Tage Besweise einer unwandelbaren Liebe zu geben, und um ihre Zärtlichkeit zu verdienen, die das ganze Glück meines Lebens machen wird. Aber ich werde dieß Glück stets und mit dem Gedanken genießen, daß ich es Ew. Majestät schuldig bin, und meine Liebe zur Infantin wird eins seyn mit der Freundschaft und Dankbarkeit gegen Ew. Majestät. Durch die Wahl des Fräuleins von Montpensier für den Prinzen von Asturien, an der Ew. Majestät Theil gehabt, ist meine Verbindlichkeit nur verdoppelt. Ich wiederhole hier, was ich schon dem Könige von Spanien versichert, daß ich diese Prinzessin als

meine eigne Schwester betrachten werde; und ich habe die angenehme Ueberzeugung, daß Ew. Majestät nicht wenig zu dem hohen Glück, das der Prinzessin widerfährt, beigetragen haben. Ich zähle mit dankbarem Herzen diese Verbindlichkeit zu den vielen andern, die ich schon gegen Ew. Majestät habe, und die ich mit lebhaftem Dank erkenne.

E n d e.



sturien gewählt haben. Ich Schwester betrachten, und als g der betden Monarchien, die und für die allgemeine Ruhe nten nicht mit mehr Klugheit Gut sorgen. Ihr Gebet um re Frömmigkeit der Erhöhung meinige begleiten. Ich kann , als mich ganz in Ihre Abs urch alle Handlungen meines rgebung und Erkenntlichkeit, u beweisen.

ge XV. an die Königin anien.

is den 4. October 1721.

Es Ew. Majestät mir gemacht, timnten, hat mich schon ganz mit welcher Freude sah ich m 21. September, daß Sie vollen. Ich darf mir schmeis sin nunmehr Einen Platz in und daß Sie die Zärtlichkeit, lochter gebietet, auf uns beide re die Prinzessin mit Unges fmerksamkeit bezeugen zu köne um ihr von Tag zu Tage Bes zu geben, und um ihre Zärtz nze Glück meines Lebens mas Glück stets und mit dem Ges . Majestät schuldig bin, und ns seyn mit der Freundschaft Majestät. Durch die Wahl ir den Prinzen von Asturien, bt, ist meine Verbindlichkeit e hier, was ich schon dem daß ich diese Prinzessin als meine

habe die
wenig in
beizet
Werbete
zu. Die

